Novalis Schriften.

Herausgegeben

von

Friedrich Schlegel

und

Ludwig Tieck.

Erſter Theil.

Berlin, 1802.

In der Buchhandlung der Realſchule.

66-6065

Heinrich von Ofterdingen.

Erster Theil.

Die Erwartung.

Zueignung.

Du haſt in mir den edeln Trieb erregt
Tief ins Gemüth der weiten Welt zu ſchauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das ſicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahndungen hast du das Kind gepflegt,
Und zogst mit ihm durch fabelhafte Auen;
Hast, als das Urbild zartgesinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchsten Schwung bewegt.
Was fesselt mich an irdische Beschwerden?
Ist nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und schirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?
Ich darf für Dich der edlen Kunst mich weihn;
Denn Du, Geliebte, willst die Muse werden,
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung seyn.

In ewigen Verwandlungen begrüßt
Uns des Geſangs geheime Macht hienieden,
Dort ſegnet ſie das Land als ew'ger Frieden,
Indeß ſie hier als Jugend uns umfließt.
Sie iſt's, die Licht in unſre Augen gießt,
Die uns den Sinn für jede Kunſt beſchieden,
Und die das Herz der Frohen und der Müden
In trunkner Andacht wunderbar genießt.
An ihrem vollen Buſen trank ich Leben;
Ich ward durch ſie zu allem, was ich bin,
Und durfte froh mein Angeſicht erheben.

Noch ſchlummerte mein allerhöchſter Sinn;
Da ſah ich ſie als Engel zu mir ſchweben,
Und flog, erwacht, in ihrem Arm dahin.

Erstes Kapitel.

Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind; abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst; fern ab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue

Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann, nichts anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen; es ist, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menschen gesehn; doch weiß ich nicht, warum nur ich von seinen Reden so ergriffen worden bin; die Andern haben ja das Nämliche gehört, und Keinem ist so etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe,

befällt mich ſo ein tiefes, inniges Treiben: das kann und wird Keiner verſtehn. Ich glaubte, ich wäre wahnſinnig, wenn ich nicht ſo klar und hell ſähe und dächte, mir iſt ſeitdem alles viel bekannter. Ich hörte einſt von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felſen mit den Menſchen geſprochen hätten. Mir iſt grade ſo, als wollten ſie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen anſehen, was ſie mir ſagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, ſo könnte ich viel beſſer alles begreifen. Sonſt tanzte ich gern; jezt denke ich lieber nach der Muſik. Der Jüngling verlohr ſich allmählich in ſüßen Fantaſien und entſchlummerte. Da träumte ihm erſt von unabſehlichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wun-

derliche Thiere ſah er; er lebte mit mannichfaltigen Menſchen, bald im Kriege, in wildem Getümmel, in ſtillen Hütten. Er gerieth in Gefangenſchaft und die ſchmählichſte Noth. Alle Empfindungen ſtiegen bis zu einer niegekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; ſtarb und kam wieder, liebte bis zur höchſten Leidenſchaft, und war dann wieder auf ewig von ſeiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es ſtiller in ſeiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur ſelten ſchimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felſenſchlucht, die bergan ſtieg. Er mußte über bemooſte Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter geriſſen hatte. Je höher er kam, deſto lichter wurde

der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wieſe, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wieſe erhob ſich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Oefnung erblickte, die der Anfang eines in den Felſen gehauenen Ganges zu ſeyn ſchien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm ſchon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes ſtieg, und oben in unzählige Funken zerſtäubte, die ſich unten in einem groſſen Becken ſammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeſte Geräuſch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauſpiel. Er näherte ſich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der

Höhle waren mit dieſer Flüſſigkeit überzogen, die nicht heiß, ſondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläuliches Licht von ſich warf. Er tauchte ſeine Hand in das Becken und benetzte ſeine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geiſtiger Hauch, und er fühlte ſich innigſt geſtärkt und erfriſcht. Ein unwiderſtehliches Verlangen ergriff ihn ſich zu baden, er entkleidete ſich und ſtieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflöſſe ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmliſche Empfindung überſtrömte ſein Inneres; mit inniger Wolluſt ſtrebten unzählbare Gedanken in ihm ſich zu vermiſchen; neue, niegeſehene Bilder entſtanden, die auch in einander floſſen und zu ſichtbaren Weſen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements ſchmiegte ſich wie ein zarter Buſen an ihn. Die Flut ſchien eine Auflöſung reizender Mädchen, die

an dem Jünglinge ſich augenblicklich verkörperten.

Berauſcht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, ſchwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felſen hineinfloß. Eine Art von ſüßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeſchreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand ſich auf einem weichen Raſen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und ſich darin zu verzehren ſchien. Dunkelblaue Felſen mit bunten Adern erhoben ſich in einiger Entfernung; das Tageslicht das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war ſchwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächſt an der Quelle ſtand, und ihn mit ihren breiten, glänzen-

den Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume, und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte, und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über diese Störung zu seyn; vielmehr bot er seiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiederte ihre herzliche Umarmung.

Du Langſchläfer, ſagte der Vater, wie lange ſitze ich ſchon hier, und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn ſchlafen laſſen. Aufs Frühſtück habe ich auch warten müſſen. Klüglich haſt du den Lehrſtand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeß ein tüchtiger Gelehrter, wie ich mir habe ſagen laſſen, muß auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die großen Werke der weiſen Vorfahren zu ſtudiren. Lieber Vater, antwortete Heinrich, werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den ihr ſonſt nicht an mir gewohnt ſeid. Ich ſchlief erſt ſpät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erſchien, den ich lange nicht vergeſſen werde, und von dem mich dünkt, als ſey es mehr als bloßer Traum geweſen. Lieber Heinrich, ſprach die Mutter, du haſt dich gewiß auf

den Rücken gelegt, oder beim Abendſegen fremde Gedanken gehabt. Du ſiehſt auch noch ganz wunderlich aus. Iß und trink, daß du munter wirſt.

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emſig fort und ſagte: Träume ſind Schäume, mögen auch die hochgelahrten Herren davon denken, was ſie wollen, und du thuſt wohl, wenn du dein Gemüth von dergleichen unnützen und ſchädlichen Betrachtungen abwendeſt. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Geſichte ſich geſellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwählten Männern, von denen die Bibel erzählt, zu Muthe geweſen iſt. Damals muß es eine andere Beſchaffenheit mit den Träumen gehabt haben, ſo wie mit den menſchlichen Dingen.

In

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt. Die alten Geſchichten und Schriften ſind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniß von der überirdiſchen Welt, ſo weit wir ſie nöthig haben, zu Theil wird; und ſtatt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geiſt mittelbar durch den Verſtand kluger und wohlgeſinnter Männer und durch die Lebensweiſe und die Schickſale frommer Menſchen zu uns. Unſre heutigen Wunderbilder haben mich nie ſonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Thaten geglaubt, die unſre Geiſtlichen davon erzählen. Indeß mag ſich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl jemanden in ſeinem Vertrauen irre zu machen. — Aber, lieber Vater, aus welchem Grunde ſeyd Ihr ſo den Träumen entgegen, deren ſeltſame Verwandlun-

gen und leichte zarte Natur doch unser Nachdenken gewißlich rege machen müssen? Ist nicht jeder, auch der verworrenste Traum, eine sonderliche Erscheinung, die auch ohne noch an göttliche Schickung dabey zu denken, ein bedeutsamer Riß in den geheimnißvollen Vorhang ist, der mit tausend Falten in unser Inneres hereinfällt? In den weisesten Büchern findet man unzählige Traumgeschichten von glaubhaften Menschen, und erinnert Euch nur noch des Traums, den uns neulich der ehrwürdige Hofkaplan erzählte, und der Euch selbst so merkwürdig vorkam.

Aber, auch ohne diese Geschichten, wenn Ihr zuerst in Eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet Ihr nicht erstaunen, und Euch die Wunderbarkeit dieser uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiß nicht abstreiten lassen! Mich dünkt, der Traum

eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freye Erholung der gebundenen Fantasie, wo sie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft, und die beständige Ernsthaftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröhliches Kinderspiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und so kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiß ist der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirksamer Zufall in meinem Leben gewesen, denn ich fühle es, daß er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift, und sie in mächtigem Schwunge fortreibt.

Der Vater lächelte freundlich und sagte, indem er die Mutter, die eben hereintrat,

ansah: Mutter, Heinrich kann die Stunde nicht verläugnen, durch die er in der Welt ist. In seinen Reden kocht der feurige wälsche Wein, den ich damals von Rom mitgebracht hatte, und der unsern Hochzeitabend verherrlichte. Damals war ich auch noch ein andrer Kerl. Die südliche Luft hatte mich aufgethaut, von Muth und Lust floß ich über, und du warst auch ein heißes köstliches Mädchen. Bey Deinem Vater ging's damals herrlich zu; Spielleute und Sänger waren weit und breit herzugekommen, und lange war in Augsburg keine lustigere Hochzeit gefeyert worden.

Ihr spracht vorhin von Träumen, sagte die Mutter, weißt du wohl, daß du mir damals auch von einem Traume erzähltest, den du in Rom gehabt hattest, und der dich zuerst auf den Gedanken gebracht, zu uns nach Augsburg zu kommen, und um mich

zu werden? Du erinnerst mich eben zur rechten Zeit, sagte der Alte; ich habe diesen seltsamen Traum ganz vergessen, der mich damals lange genug beschäftigte; aber eben er ist mir ein Beweis dessen, was ich von den Träumen gesagt habe. Es ist unmöglich einen geordneteren und helleren zu haben; noch jetzt entsinne ich mich jedes Umstandes ganz genau; und doch, was hat er bedeutet? Daß ich von dir träumte, und mich bald darauf von Sehnsucht ergriffen fühlte, dich zu besitzen, war ganz natürlich: denn ich kannte dich schon. Dein freundliches holdes Wesen hatte mich gleich anfangs lebhaft gerührt, und nur die Lust nach der Fremde hielt damals meinen Wunsch nach deinem Besitz noch zurück. Um die Zeit des Traums war meine Neugierde schon ziemlich gestillt, und nun konnte die Neigung tiefer durchdringen.

Erzählt uns doch jenen seltsamen Traum, sagte der Sohn. Ich war eines Abends, fing der Vater an, lieblich gestreift, Der Himmel war rein, und der Mond bekleidete die alten Säulen und Mauern mit seinem bleichen schauerlichen Lichte. Meine Gesellen gingen den Mädchen nach, und mich trieb das Heimweh und die Liebe ins Freye. Endlich ward ich durstig und ging ins erste beste Landhaus hinein, um einen Trunk Wein oder Milch zu fordern. Ein alter Mann kam heraus, der mich wohl für einen verdächtigen Besuch halten mochte. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und als er erfuhr, daß ich ein Ausländer und ein Deutscher sey, lud er mich freundlich in die Stube und brachte eine Flasche Wein. Er hieß mich niedersetzen, und fragte mich nach meinem Gewerbe. Die Stube war voll Bücher und Alterthümer. Wir geriethen in ein

weitläuftiges Geſpräch; er erzählte mir viel von alten Zeiten, von Mahlern, Bildhauern und Dichtern. Noch nie hatte ich ſo davon reden hören. Es war mir, als ſey ich in einer neuen Welt ans Land geſtiegen. Er wies mir Siegelſteine, und andre alte Kunſtarbeiten; dann las er mir mit lebendigem Feuer herrliche Gedichte vor, und ſo verging die Zeit, wie ein Augenblick. Noch jetzt heitert mein Herz ſich auf, wenn ich mich des bunten Gewühls der wunderlichen Gedanken und Empfindungen erinnere, die mich in dieſer Nacht erfüllten. In den heidniſchen Zeiten war er, wie zu Hauſe, und ſehnte ſich mit unglaublicher Inbrunſt in dies graue Alterthum zurück. Endlich wies er mir eine Kammer an, wo ich den Reſt der Nacht zubringen könnte, weil es ſchon zu ſpät ſey, um noch zurückzukehren. Ich ſchlief bald, und da dünkte michs ich ſey

in meiner Vaterstadt und wanderte aus dem Thore. Es war, als müßte ich irgend wohin gehn, um etwas zu bestellen, doch wußte ich nicht wohin, und was ich verrichten solle. Ich ging nach dem Harze mit überaus schnellen Schritten, und wohl war mir, als sey es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, sondern immer seitein durch Thal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, sah ich die goldne Aue vor mir, und überschaute Thüringen weit und breit, also daß kein Berg in der Nähe umher mir die Aussicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit seinen dunklen Bergen, und ich sah unzählige Schlösser, Klöster und Ortschaften. Wie mir nun da recht wohl innerlich ward, fiel mir der alte Mann ein, bei dem ich schlief, und es gedäuchte mir, als sey das vor geraumer Zeit geschehn, daß ich bey ihm ge-

weſen ſey. Bald gewahrte ich eine Stiege, die in den Berg hinein ging, und ich machte mich hinunter. Nach langer Zeit kam ich in eine groſſe Höhle, da ſaß ein Greis in einem langen Kleide vor einem eiſernen Tiſche, und ſchaute unverwandt nach einem wunderſchönen Mädchen, die in Marmor gehauen vor ihm ſtand. Sein Bart war durch den eiſernen Tiſch gewachſen und bedeckte ſeine Füße. Er ſah ernſt und freundlich aus, und gemahnte mich wie ein alter Kopf, den ich den Abend bey dem Manne geſehn hatte. Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie ich ſo ſtand und den Greis anſah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bei der Hand und führte mich durch lange Gänge mit ſich fort. Nach einer Weile ſah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand

mich bald auf einem grünen Plane; aber es schien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheure Bäume mit großen glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war sehr heiß und doch nicht drückend. Überall Quellen und Blumen und unter allen Blumen gefiel mir Eine ganz besonders, und es kam mir vor, als neigten sich die Andern gegen sie.

Ach! liebster Vater, sagt mir doch, welche Farbe sie hatte, rief der Sohn mit heftiger Bewegung.

Das entsinne ich mich nicht mehr, so genau ich mir auch sonst alles eingeprägt habe.

War sie nicht blau?

Es kann seyn, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs seltsame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiß ich nur noch, daß mir ganz unaussprechlich zu Muthe war, und ich

mich lange nicht nach meinem Begleiter umsah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er mich aufmerksam betrachtete und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von diesem Orte wegkam, erinnere ich mir nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter stand bey mir, und sagte: du hast das Wunder der Welt gesehn. Es steht bey dir, das glücklichste Wesen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich dir sage: wenn du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommst, und Gott herzlich um das Verständniß dieses Traumes bittest, so wird dir das höchste irdische Loos zu Theil werden; dann gieb nur acht, auf ein blaues Blümchen, was du hier oben finden wirst, brich es ab, und überlaß dich dann demüthig der himmlischen Führung.

Ich war darauf im Traume unter den herrlichſten Geſtalten und Menſchen, und unendliche Zeiten gaukelten mit mannichfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöſt war meine Zunge, und was ich ſprach, klang wie Muſik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng und gewöhnlich; ich ſah deine Mutter mit freundlichem, verſchämten Blick vor mir; ſie hielt ein glänzendes Kind in den Armen, und reichte mir es hin, als auf einmal das Kind zuſehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und ſich endlich mit blendendweißen Flügeln über uns erhob, uns beyde in ſeinen Arm nahm, und ſo hoch mit uns flog, daß die Erde nur wie eine goldene Schüſſel mit dem ſauberſten Schnitzwerk ausſah. Dann erinnere ich mir nur, daß wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf und fühlte mich von

heftiger Liebe bewegt. Ich nahm Abſchied von meinem gaſtfreyen Wirth, der mich bat, ihn oft wieder zu beſuchen, was ich ihm zuſagte, und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlaſſen hätte, und ungeſtüm nach Augsburg geeilt wäre.

Zweytes Kapitel.

Johannis war vorbey, die Mutter hatte längst einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen sollen. Einige gute Freunde des alten Osterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeschäften dahin reisen. Da faßte die Mutter den Entschluß, bey dieser Gelegenheit jenen Wunsch auszuführen, und es lag ihr dieß um so mehr am Herzen, weil sie seit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit stiller und in sich gekehrter war, als sonst. Sie glaubte, er sey mißmüthig oder krank, und eine weite Reise, der Anblick neuer Menschen und Länder, und wie sie verstohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin würden die

trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen so theilnehmenden und lebensfrohen Menschen aus ihm machen, wie er sonst gewesen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er schon lange, nach den Erzählungen seiner Mutter und mancher Reisenden, wie ein irdisches Paradies sich gedacht, und wohin er oft vergeblich sich gewünscht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden seiner Vaterstadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Gesichte gekommen. Bey der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und still zu; und die Pracht und Bequemlichkeit des fürstlichen Lebens dürfte sich schwerlich mit den

Annehmlichkeiten messen, die in spätern Zeiten ein bemittelter Privatmann sich und den Seinigen ohne Verschwendung verschaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthschaften und Habseligkeiten, die der Mensch zum mannichfachen Dienst seines Lebens um sich her versammelt, desto zarter und tiefer. Sie wären den Menschen werther und merkwürdiger. Zog schon das Geheimniß der Natur und die Entstehung ihrer Körper den ahndenden Geist an: so erhöhte die seltnere Kunst ihrer Bearbeitung die romantische Ferne, aus der man sie erhielt und die Heiligkeit ihres Alterthums, da sie sorgfältiger bewahrt, oft das Besitzthum mehrerer Nachkommenschaften wurden, die Neigung zu diesen stummen Gefährten des Lebens. Oft wurden sie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines besondern Segens und Schicksals erhoben, und das Wohl gan-

ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Armuth schmückte diese Zeiten mit einer eigenthümlichen ernsten und unschuldigen Einfalt; und die sparsam vertheilten Kleinodien glänzten desto bedeutender in dieser Dämmerung, und erfüllten ein sinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr ist, daß erst eine geschickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der sichtbaren Welt offenbart, und sich hier ein neues höheres Auge aufzuthun scheint: so war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthschaftlichkeit wahrzunehmen: da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Übergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistliche Macht durchbrechen zu wollen; und wie

auf der Oberfläche unſeres Wohnplatzes, die an unterirdiſchen und überirdiſchen Schätzen reichſten Gegenden in der Mitte zwiſchen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, ſo hat ſich auch zwiſchen den rohen Zeiten der Barbarey, und dem kunſtreichen, vielwiſſenden und begüterten Weltalter eine tiefſinnige und romantiſche Zeit niedergelaſſen, die unter ſchlichtem Kleide eine höhere Geſtalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und alſo vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte und jetzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abſchied von ſeinen Geſpielen und ſeinem Lehrer, dem alten weiſen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit ge-

rührtem Herzen und einem ſtillen Gebete entließ. Die Landgräfin war ſeine Pathin; er war oft auf der Wartburg bey ihr geweſen. Auch jetzt beurlaubte er ſich bey ſeiner Beſchützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Äußerungen von ihm ſchied.

In wehmüthiger Stimmung verließ Heinrich ſeinen Vater und ſeine Geburtsſtadt. Es ward ihm jetzt erſt deutlich, was Trennung ſey; die Vorſtellungen von der Reiſe waren nicht von dem ſonderbaren Gefühle begleitet geweſen, was er jetzt empfand, als zuerſt ſeine bisherige Welt von ihm geriſſen und er wie auf ein fremdes Ufer geſpült ward. Unendlich iſt die jugendliche Trauer bey dieſer erſten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge, die dem unerfahrnen Gemüth ſo nothwendig, und unentbehrlich, ſo feſt verwachſen mit dem eigenthüm-

lichsten Daseyn, und so unveränderlich, wie dieses, vorkommen müssen. Eine erste Ankündigung des Todes, bleibt die erste Trennung unvergeßlich, und wird, nachdem sie lange wie ein nächtliches Gesicht den Menschen beängstige hat, endlich bey abnehmender Freude an den Erscheinungen des Tages, und zunehmender Sehnsucht nach einer bleibenden sichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiser und einer tröstenden Bekanntschaft. Die Nähe seiner Mutter tröstete den Jüngling sehr. Die alte Welt schien noch nicht ganz verlohren, und er umfaßte sie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reisenden aus den Thoren von Eisenach fortritten, und die Dämmerung begünstigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, desto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden; und als auf einer Anhöhe die ver-

laſſene Landſchaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, ſo fielen dem überraſchten Jüngling alte Melodien ſeines Innern in den trüben Wechſel ſeiner Gedanken ein. Er ſah ſich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geſchaut, und die er ſich mit ſonderbaren Farben ausgemahlt hatte. Er war im Begriff, ſich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume ſtand vor ihm, und er ſah nach Thüringen, welches er jetzt hinter ſich ließ mit der ſeltſamen Ahndung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher ſie jetzt reiſten, in ſein Vaterland zurückkommen, und als reiſe er daher dieſem eigentlich zu. Die Geſellſchaft, die anfänglich aus ähnlichen Urſachen ſtill geweſen war, fing nach gerade an aufzuwachen, und ſich mit allerhand Geſprächen und Er-

zählungen die Zeit zu verkürzen. Heinrichs Mutter glaubte ihren Sohn aus den Träumereien reißen zu müssen, in denen sie ihn versunken sah, und fing an ihm von ihrem Vaterlande zu erzählen, von dem Hause ihres Vaters und dem frölichen Leben in Schwaben. Die Kaufleute stimmten mit ein, und bekräftigten die mütterlichen Erzählungen, rühmten die Gastfreyheit des alten Schwaning, und konnten nicht aufhören, die schönen Landsmännninnen ihrer Reisegefährtin zu preisen: Ihr thut wohl, sagten sie, daß ihr euren Sohn dorthin führt. Die Sitten eures Vaterlandes sind milder und gefälliger. Die Menschen wissen das Nützliche zu befördern, ohne das Angenehme zu verachten. Jedermann sucht seine Bedürfnisse auf eine gesellige und reizende Art zu befriedigen. Der Kaufmann befindet sich wohl dabey, und wird geehrt. Die Künste

und Handwerke vermehren und veredeln ſich, den Fleißigen dünkt die Arbeit leichter, weil ſie ihm zu mannichfachen Annehmlichkeiten verhilft, und er, indem er eine einförmige Mühe übernimmt, ſicher iſt, die bunten Früchte mannichfacher und belohnender Beſchäftigungen dafür mitzugenießen. Geld, Thätigkeit und Waaren erzeugen ſich gegenſeitig, und treiben ſich in raſchen Kreiſen, und das Land und die Städte blühen auf. Je eifriger der Erwerbfleiß die Tage benutzt, deſto ausſchließlicher iſt der Abend, den reitzenden Vergnügungen der ſchönen Künſte und des geſelligen Umgangs gewidmet. Das Gemüth ſehnt ſich nach Erholung und Abwechſelung, und wo ſollte es dieſe auf eine anſtändigere und reitzendere Art finden, als in der Beſchäftigung mit den freyen Spielen und Erzeugniſſen ſeiner edelſten Kraft, des bildenden Tiefſinns. Nirgends hört

man so anmüthige Sänger, findet so herrliche Mahler, und nirgends sieht man auf den Tanzsälen leichtere Bewegungen und lieblichere Gestalten. Die Nachbarschaft von Wälschland zeigt sich in dem ungezwungenen Betragen und den einnehmenden Gesprächen. Euer Geschlecht darf die Gesellschaften schmücken, und ohne Furcht vor Nachrede mit holdseligem Bezeigen einen lebhaften Wetteifer, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, erregen. Die rauhe Ernsthaftigkeit und die wilde Ausgelassenheit der Männer macht einer milden Lebendigkeit und sanfter bescheidner Freude Platz, und die Liebe wird in tausendfachen Gestalten der leitende Geist der glücklichen Gesellschaften. Weit entfernt, daß Ausschweifungen und unziemende Grundsätze dadurch sollten herbeygelockt werden, scheint es, als flöhen die bösen Geister die Nähe der Anmuth, und gewiß sind in ganz Deutsch

land keine unbescholtenere Mädchen und keine treuere Frauen, als in Schwaben.

Ja junger Freund, in der klaren warmen Luft des südlichen Deutschlands werdet ihr eure ernste Schüchternheit wohl ablegen; die frölichen Mädchen werden euch wohl geschmeidig und gesprächig machen. Schon euer Name, als Fremder, und eure nahe Verwandtschaft mit dem alten Schwaning, der die Freude jeder frölichen Gesellschaft ist, werden die reitzenden Augen der Mädchen auf sich ziehn; und wenn ihr eurem Großvater folgt, so werdet ihr gewiß unsrer Vaterstadt eine ähnliche Zierde in einer holdseligen Frau mitbringen, wie euer Vater. Mit freundlichem Erröthen dankte Heinrichs Mutter für das schöne Lob ihres Vaterlandes, und die gute Meynung von ihren Landsmänninnen, und der gedankenvolle Heinrich hatte nicht umhin gekonnt, aufmerksam und

mit innigem Wohlgefallen der Schilderung des Landes, deſſen Anblick ihm bevorſtand, zuzuhören. Wenn ihr auch fuhren die Kaufleute fort, die Kunſt eures Vaters nicht ergreifen, und lieber, wie wir gehört haben, euch mit gelehrten Dingen befaſſen wollt: ſo braucht ihr nicht Geiſtlicher zu werden, und Verzicht auf die ſchönſten Genüſſe dieſes Lebens zu leiſten. Es iſt eben ſchlimm genug, daß die Wiſſenſchaften in den Händen eines ſo von dem weltlichen Leben abgeſonderten Standes, und die Fürſten von ſo ungeſelligen und wahrhaft unerfahrenen Männern berathen ſind. In der Einſamkeit in welcher ſie nicht ſelbſt Theil an den Weltgeſchäften nehmen, müſſen ihre Gedanken eine unnütze Wendung erhalten, und können nicht auf die wirklichen Vorfälle paſſen. In Schwaben trefft ihr auch wahrhaft kluge und erfahrne Männer unter den Layen; und ihr mögt nun wählen,

welchen Zweig menſchlicher Kenntniſſe ihr wollt: ſo wird es euch nicht an den beſten Lehrern und Rathgebern fehlen. Nach einer Weile ſagte Heinrich, dem bey dieſer Rede ſein Freund der Hofkaplan in den Sinn gekommen war: Wenn ich bey meiner Unkunde von der Beſchaffenheit der Welt Euch auch eben nicht abfällig ſeyn kann, in dem was ihr von der Unfähigkeit der Geiſtlichen zu Führung und Beurtheilung weltlicher Angelegenheiten behauptet: ſo iſt mirs doch wohl erlaubt, euch an unſern trefflichen Hofkaplan zu erinnern, der gewiß ein Muſter eines weiſen Mannes iſt, und deſſen Lehren und Rathſchläge mir unvergeſſen ſeyn werden.

Wir ehren, erwiederten die Kaufleute, dieſen trefflichen Mann von ganzem Herzen; aber dennoch können wir nur in ſofern eurer Meinung Beyfall geben, daß er ein weiſer

Mann ſey, wenn ihr von jener Weisheit ſprecht, die einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel angeht. Haltet ihr ihn für eben ſo weltklug, als er in den Sachen des Heils geübt und unterrichtet iſt: ſo erlaubt uns, daß wir euch nicht beyſtimmen. Doch glauben wir, daß dadurch der heilige Mann nichts von ſeinem verdienten Lobe verliert; da er viel zu vertieft in der Kunde der überirdiſchen Welt iſt, als daß er nach Einſicht und Anſehn in irdiſchen Dingen ſtreben ſollte.

Aber, ſagte Heinrich, ſollte nicht jene höhere Kunde ebenfalls geſchickt machen, recht unpartheiiſch den Zügel menſchlicher Angelegenheiten zu führen? ſollte nicht jene kindliche unbefangene Einfalt ſicherer den richtigen Weg durch das Labyrinth der hieſigen Begebenheiten treffen, als die durch Rückſicht auf eigenen Vortheil irregeleitete und gehemmte, von der unerſchöpflichen Zahl

neuer Zufälle und Verwikelungen geblendete Klugheit? Ich weiß nicht, aber mich dünkt, ich ſähe zwey Wege um zur Wiſſenſchaft der menſchlichen Geſchichte zu gelangen. Der eine, mühſam und unabſehlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der Andere, faſt Ein Sprung nur, der Weg der innern Betrachtung. Der Wanderer des erſten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden, wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anſchaut, und ſie in ihrem lebendigen, mannichfaltigen Zuſammenhange betrachten, und leicht mit allen übrigen, wie Figuren auf einer Tafel, vergleichen kann. Ihr müßt verzeihen, wenn ich wie aus kindiſchen Träumen vor euch rede; nur das Zutrauen zu euer Güte und das Andenken meines Lehrers, der den zweyten Weg mir als ſeinen eignen

von weitem gezeigt hat,, machte mich so dreist.

Wir gestehen Euch gern, sagten die gutmüthigen Kaufleute, daß wir eurem Gedankengange nicht zu folgen vermögen: doch freut es uns, daß ihr so warm euch des trefflichen Lehrers erinnert, und seinen Unterrichte wohl gefaßt zu haben scheint.

Es dünkt uns, ihr habt Anlage zum Dichter. Ihr sprecht so geläufig von den Erscheinungen eures Gemüths, und es fehlt Euch nicht an gewählten Ausdrücken und passenden Vergleichungen. Auch neigt Ihr Euch zum Wunderbaren, als dem Elemente der Dichter.

Ich weiß nicht, sagte Heinrich, wie es kommt. Schon oft habe ich von Dichtern und Sängern sprechen gehört, und habe noch nie einen gesehn. Ja, ich kann mir nicht einmal einen Begriff von ihrer son-

derbaren Kunſt machen, und doch habe ich eine groſſe Sehnſucht davon zu hören. Es iſt mir, als würde ich manches beſſer verſtehen, was jetzt nur dunkle Ahndung in mir iſt. Von Gedichten iſt oft erzählt worden, aber nie habe ich eins zu ſehen bekommen, und mein Lehrer hat nie Gelegenheit gehabt Kenntniſſe von dieſer Kunſt einzuziehn. Alles, was er mir davon geſagt, habe ich nicht deutlich begreifen können. Doch meynte er immer, es ſey eine edle Kunſt, der ich mich ganz ergeben würde, wenn ich ſie einmal kennen lernte. In alten Zeiten ſey ſie weit gemeiner geweſen, und habe jedermann einige Wiſſenſchaft davon gehabt, jedoch Einer vor dem Andern. Sie ſey noch mit andern verlohrengegangenen herrlichen Künſten verſchwiſtert geweſen. Die Sänger hätte göttliche Gunſt hoch geehrt, ſo daß ſie begeiſtert durch unſichtbaren Umgang, himmliſche Weisheit

auf Erden in lieblichen Tönen verkündigen können.

Die Kaufleute sagten darauf: Wir haben uns freylich nie um die Geheimnisse der Dichter bekümmert, wenn wir gleich mit Vergnügen ihrem Gesange zugehört. Es mag wohl wahr seyn, daß eine besondere Gestirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen soll; denn es ist gewiß eine recht wunderbare Sache mit dieser Kunst. Auch sind die andern Künste gar sehr davon unterschieden, und lassen sich weit eher begreifen. Bey den Mahlern und Tonkünstlern kann man leicht einsehn, wie es zugeht, und mit Fleiß und Geduld läßt sich beydes lernen. Die Töne liegen schon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, diese zu bewegen um jene in einer reitzenden Folge aufzuwecken. Bey den Bildern ist die Natur die herrlichste Lehrmeisterin. Sie erzeugt

zeugt unzählige schöne und wunderliche Figuren, giebt die Farben, das Licht und den Schatten, und so kann eine geübte Hand, ein richtiges Auge, und die Kenntniß von der Bereitung und Vermischung der Farben, die Natur auf das vollkommenste nachahmen. Wie natürlich ist daher auch die Wirkung dieser Künste, das Wohlgefallen an ihren Werken, zu begreifen. Der Gesang der Nachtigall, das Sausen des Windes, und die herrlichen Lichter, Farben und Gestalten gefallen uns, weil sie unsere Sinne angenehm beschäftigen; und da unsere Sinne dazu von der Natur, die auch jenes hervorbringt, so eingerichtet sind, so muß uns auch die künstliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will selbst auch einen Genuß von ihrer großen Künstlichkeit haben, und darum hat sie sich in Menschen verwandelt, wo sie nun selber sich über ihre Herr-

lichkeit freut, das Angenehme und Liebliche von den Dingen absondert, und es auf solche Art allein hervorbringt, daß sie es auf mannichfaltigere Weise, und zu allen Zeiten und allen Orten haben und genießen kann. Dagegen ist von der Dichkunst sonst nirgends äußerlich etwas anzutreffen. Auch schafft sie nichts mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon: denn das bloße Hören der Worte ist nicht die eigentliche Wirkung dieser geheimen Kunst. Es ist alles innerlich, und wie jene Künstler die äußern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, so erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen, und giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen stei-

gen alte und künftige Zeiten, unzählige Menſchen, wunderbare Gegenden, und die ſeltſamſten Begebenheiten in uns herauf, und entreißen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde Worte und weiß doch, was ſie bedeuten ſollen. Eine magiſche Gewalt üben die Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor, und berauſchen die feſtgebannten Zuhörer.

Ihr verwandelt meine Neugierde in heiße Ungeduld, ſagte Heinrich. Ich bitte euch, erzählt mir von allen Sängern, die ihr gehört habt. Ich kann nicht genug von dieſen beſondern Menſchen hören. Mir iſt auf einmal, als hätte ich irgendwo ſchon davon in meiner tiefſten Jugend reden hören, doch kann ich mich ſchlechterdings nichts mehr davon entſinnen. Aber mir iſt das, was ihr ſagt, ſo klar, ſo bekannt, und ihr macht mir

ein außerordentliches Vergnügen mit euren schönen Beschreibungen.

Wir erinnern uns selbst gern, führen die Kaufleute fort, mancher frohen Stunden, die wir in Welschland, Frankreich und Schwaben in der Gesellschaft von Sängern zugebracht haben, und freuen uns, daß ihr so lebhaften Antheil an unsern Reden nehmet. Wenn man so in Gebirgen reist, spricht es sich mit doppelter Annehmlichkeit, und die Zeit vergeht spielend. Vielleicht ergötzt es euch einige artige Geschichten von Dichtern zu hören, die wir auf unsern Reisen erfuhren. Von den Gesängen selbst, die wir gehört haben, können wir wenig sagen, da die Freude und der Rausch des Augenblicks das Gedächtniß hindert viel zu behalten, und die unaufhörlichen Handelsgeschäfte manches Andenken auch wieder verwischt haben.

In alten Zeiten muß die ganze Natur

lebendiger und ſinnvoller geweſen ſeyn, als heut zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Thiere zu bemerken ſcheinen, und die Menſchen eigentlich allein noch empfinden und genießen, bewegten damals lebloſe Körper; und ſo war es möglich, daß kunſtreiche Menſchen allein Dinge möglich machten und Erſcheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So ſollen vor uralten Zeiten in den Ländern des jetzigen Griechiſchen Kaiſerthums, wie uns Reiſende berichtet, die dieſe Sagen noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben, Dichter geweſen ſeyn, die durch den ſeltſamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geiſter aufgeweckt, in wüſten, verödeten Gegenden den todten Pflanzenſaamen erregt, und blühende Gärten hervorgerufen, grauſame Thiere

gezähmt und verwilderte Menschen zur Ordnung und Sitte gewöhnt, sanfte Neigungen und Künste des Friedens in ihnen rege gemacht, reißende Flüsse in milde Gewässer verwandelt, und selbst die todtesten Steine in regelmäßige tanzende Bewegungen hingerissen haben. Sie sollen zugleich Wahrsager und Priester, Gesetzgeber und Aerzte gewesen seyn, indem selbst die höhern Wesen durch ihre zauberische Kunst herabgezogen worden sind, und sie in den Geheimnissen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächse und aller Kreaturen, ihnen offenbart. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die mannichfaltigen Töne und die sonderbaren Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen seyn, indem vorher alles wild, unordentlich und feindselig gewesen ist.

Seltsam ist nur hieben, daß zwar diese schönen Spuren, zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menschen, geblieben sind, aber entweder ihre Kunst, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verlohren gegangen ist. In diesen Zeiten hat es sich unter andern einmal zugetragen, daß einer jener sonderbaren Dichter oder mehr Tonkünstler — wiewohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins seyn mögen und vielleicht eben so zusammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darinn schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und

die Zierlichkeit seiner Schätze, reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her, und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschlossen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeyte ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte sie bewegen: denn sie fürchteten sich, daß er ihre böseliche That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten

hölzernen Instrumente, vor ihren Augen freywillig ins Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht, und sie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen, und so bey ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Schaaren, von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein mit festverstopften Ohren, und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit hei-

trer Stirn in den dunkeln Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berühret, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach seliger Zeit ging er einmal am Ufer des Meers allein, und klagte in süßen Tönen über seine verlohrenen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plözlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht, und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen.

Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bey dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden, und hatte sich in einen mörderischen Kampf geendigt, der den Meisten das Leben gekostet; die wenigen, die überig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern ans Land, und so kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

Drittes Kapitel.

Eine andere Geſchichte, fuhren die Kaufleute nach einer Pauſe fort, die freylich nicht ſo wunderbar und auch aus ſpätern Zeiten iſt, wird euch vielleicht doch gefallen, und euch mit den Wirkungen jener wunderbaren Kunſt noch bekannter machen. Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit ſtrömten Menſchen herzu, um Theil an der Herrlichkeit ſeines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Feſten an Überfluß köſtlicher Waaren des Gaumes, noch an Muſik, prächtigen Verzierungen und Trachten, und tauſend abwechſelnden Schauſpielen und Zeitvertreiben, noch endlich an ſinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen, und unterrichteten Männern zur Unterhaltung

und Beseelung der Gespräche, und an schöner, anmuthiger Jugend von beyden Geschlechtern, die die eigentliche Seele reitzender Feste ausmachen. Der alte König, der sonst ein strenger und ernster Mann war, hatte zwey Neigungen, die der wahre Anlaß dieser prächtigen Hofhaltung waren, und denen sie ihre schöne Einrichtung zu danken hätte. Eine war die Zärtlichkeit für seine Tochter, die ihm als Andenken seiner früh verstorbenen Gemahlin und als ein unaussprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menschlichen Geistes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verschaffen. Die Andere war eine wahre Leidenschaft für die Dichtkunst und ihre Meister. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen gelesen; an ihre Sammlung aus al-

len Sprachen großen Fleiß und große Summen gewendet, und von jeher den Umgang der Sänger über alles geschätzt. Von allen Enden zog er sie an seinen Hof und überhäufte sie mit Ehren. Er ward nicht müde ihren Gesängen zuzuhören, und vergaß oft die wichtigsten Angelegenheiten, ja die Bedürfnisse des Lebens über dem hinreißenden Gesange. Seine Tochter war unter Gesängen aufgewachsen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnsucht. Der wohlthätige Einfluß der beschützten und geehrten Dichter zeigte sich im ganzen Lande, besonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langsamen, kleinen Zügen wie einen köstlichen Trank, und mit desto reinerem Wohlbehagen, da alle widrige gehässige Leidenschaften, wie Mißtöne von der sanften harmonischen Stimmung ver-

ſcheucht wurden, die in allen Gemüthern herrſchend war. Frieden der Seele und inneres ſeeliges Anſchauen einer ſelbſt geſchaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieſer wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erſchien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehmalige Feindinn der Menſchen. Es ſchien, als hätten die Geiſter des Geſanges ihrem Beſchützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als ſeine Tochter, die alles beſaß, was die ſüßeſte Einbildungskraft nur in der zarten Geſtalt eines Mädchens vereinigen konnte. Wenn man ſie an den ſchönen Feſten unter einer Schaar reitzender Geſpielen, im weißen glänzenden Gewande erblickte, wie ſie den Wettgeſängen der begeiſterten Sänger mit tiefem Lauſchen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Lokken des Glücklichen drückte, deſſen Lied den

Preis gewonnen hatte; so hielt man sie für die sichtbare Seele jener herrlichen Kunst, die jene Zauberſprüche beſchworen hätten, und hörte auf ſich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in dieſem irdiſchen Paradieſe ſchien jedoch ein geheimnißvolles Schickſal zu ſchweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieſer Gegenden betraf die Vermählung der aufblühenden Prinzeſſin, von der die Fortdauer dieſer ſeligen Zeiten, und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm ſelbſt ſchien dieſe Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte ſich keine Ausſicht zu einer Vermählung für ſie, die allen Wünſchen angemeſſen geweſen wäre. Die heilige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzeſſin zu beſitzen. Man betrach-

trachtete sie wie ein überirdisches Wesen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die sich mit Ansprüchen auf sie am Hofe gezeigt hatten, schienen so tief unter ihr zu seyn, daß kein Mensch auf den Einfall kam, die Prinzessin oder der König werde die Augen auf einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abstandes hatte sie auch allmählich alle verscheucht, und das ausgesprengte Gerücht des ausschweifenden Stolzes dieser königlichen Familie schien Andern alle Lust zu benehmen, sich ebenfalls gedemüthigt zu sehn. Ganz ungegründet war auch dieses Gerücht nicht. Der König war bey aller Milde beynah unwillkührlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung seiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich mach. te. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes

Gefühl in ihm immer mehr bestätigt. Er war aus einer uralten Morgenländischen Königsfamilie entsprossen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenschaft des berühmten Helden Rustan gewesen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von seiner Verwandschaft mit den ehemaligen übermenschlichen Beherrschern der Welt vorgesungen, und in dem Zauberspiegel ihrer Kunst war ihm der Abstand seiner Herkunft von dem Ursprunge der andern Menschen, die Herrlichkeit seines Stammes noch heller erschienen, so daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Klässe der Dichter mit dem übrigen Menschengeschlechte zusammenzuhängen. Vergebens sah er sich mit voller Sehnsucht nach einem zweyten Rustan um, indem er fühlte, daß das Herz seiner aufblühenden Tochter, der Zustand seines Reichs, und sein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Absicht sehr wünschenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptstadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der sich ausschliesslich mit der Erziehung seines einzigen Sohnes beschäftigte, und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Mensch war ernst und ergab sich einzig der Wissenschaft der Natur, in welcher ihn sein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land gezogen, und begnügte sich den wohlthätigen Frieden, den der König um sich verbreitete, in der Stille zu geniessen. Er benutzte sie, die Kräfte der Natur zu erforschen, und diese hinreißenden Kenntnisse seinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth und dessen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimnisse anvertraute. Die Gestalt des jungen Menschen schien gewöhnlich und

unbedeutend, wenn man nicht einen höhern Sinn für die geheimere Bildung seines edlen Gesichts und die ungewöhnliche Klarheit seiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn ansah, desto anziehender ward er, und man konnte sich kaum wieder von ihm trennen, wenn man seine sanfte, eindringende Stimme und seine anmuthige Gabe zu sprechen hörte. Eines Tages hatte die Prinzessin, deren Lustgärten an den Wald stießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, sich allein zu Pferde in den Wald begeben, um desto ungestörter ihren Fantasien nachhängen und einige schöne Gesänge sich wiederhohlen zu können. Die Frische des hohen Waldes lockte sie immer tiefer in seine Schatten, und so kam sie endlich an das Landgut, wo der Alte mit seinem Sohne lebte. Es kam ihr die Lust an, Milch zu trinken, sie stieg ab, band ihr Pferd an ei-

nen Baum, und trat in das Haus, um sich einen Trunk Milch auszubitten. Der Sohn war gegenwärtig, und erschrak beynah über diese zauberhafte Erscheinung eines majestätischen weiblichen Wesens, das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, und von einer unbeschreiblich anziehenden Durchsichtigkeit der zartesten, unschuldigsten und edelsten Seele beynah vergöttlicht wurde. Während er eilte ihre wie Geistergesang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit bescheidner Ehrfurcht entgegen, und lud sie ein, an dem einfachen Herde, der mitten im Hause stand, und auf welchem eine leichte blaue Flamme ohne Geräusch emporspielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr, gleich beym Eintritt, der mit tausend seltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen, und eine seltsame Heiligkeit des Ortes auf, deren Eindruck noch

durch den schlicht-gekleideten ehrwürdigen Greis und den bescheidnen Anstand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt sie gleich für eine zum Hof gehörige Person, wozu ihre kostbare Tracht, und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abwesenheit des Sohnes befragte sie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter besonders einige alte, sonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Heerde standen, und er war bereitwillig sie auf eine anmuthige Art damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Kruge voll frischer Milch zurück, und reichte ihr denselben mit ungekünsteltem und ehrfurchtsvollem Wesen. Nach einigen anziehenden Gesprächen mit beyden, dankte sie auf die lieblichste Weise für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um

die Erlaubniß wieder kommen, und seine lehrreichen Gespräche über die vielen wunderbaren Sachen genießen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da sie merkte, daß Vater und Sohn sie nicht kannten. Ohnerachtet die Hauptstadt so nahe lag, hatten beyde, in ihre Forschungen vertieft, das Gewühl der Menschen zu vermeiden gesucht, und es war dem Jüngling nie eine Lust angekommen, den Festen des Hofes beyzuwohnen; besonders da er seinen Vater höchstens auf eine Stunde zu verlassen pflegte, um zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehn, und die Eingebungen des stillen Naturgeistes durch den Einfluß seiner mannichfaltigen äußeren Lieblichkeiten zu vernehmen. Dem Alten, der Prinzessin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig.

Der Alte hatte leicht den neuen tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf seinen Sohn machte. Er kannte diesen genug, um zu wissen, daß jeder tiefe Eindruck bey ihm ein lebenslänglicher seyn würde. Seine Jugend und die Natur seines Herzens mußten die erste Empfindung dieser Art zur unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine solche Begebenheit herannahen sehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erscheinung flößte ihm unwillkührlich eine innige Theilnahme ein, und sein zuversichtliches Gemüth entfernte alle Besorgnisse über die Entwickelung dieses sonderbaren Zufalls. Die Prinzessin hatte sich nie in einem ähnlichen Zustande befunden, wie der war, in welchem sie langsam nach Hause ritt. Es konnte vor der einzigen helldunklen wunderbar beweglichen Empfindung einer neuen Welt, kein eigentlicher Gedanke in ihr ent-

ſtehen. Ein magiſcher Schleyer dehnte ſich in weiten Falten um ihr klares Bewußtſeyn. Es war ihr, als würde ſie ſich, wenn er aufgeſchlagen würde, in einer überirdiſchen Welt befinden. Die Erinnerung an die Dichtkunſt, die bisher ihre ganze Seele beſchäftigt hatte, war zu einem fernen Geſange geworden, der ihren ſeltſam lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie ſie zurück in den Pallaſt kam, erſchrak ſie beynah über ſeine Pracht und ſein buntes Leben, noch mehr aber bey der Bewillkommung ihres Vaters, deſſen Geſicht zum erſtenmale in ihrem Leben eine ſcheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es ſchien ihr eine unabänderliche Nothwendigkeit, nichts von ihrem Abentheuer zu erwähnen. Man war ihre ſchwärmeriſche Ernſthaftigkeit, ihren in Fantaſieen und tiefes Sinnen verlornen Blick ſchon zu gewohnt, um etwas Außerordentliches darin zu

bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr so lieblich zu Muthe; sie schien sich unter lauter Fremden, und eine sonderbare Bänglichkeit begleitete sie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries, und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unsrer Wünsche mit hinreissender Begeisterung sang, sie mit süssem Trost erfüllte und in die angenehmsten Träume wiegte. Der Jüngling hatte sich gleich nach ihrem Abschiede in den Wald verlohren. An der Seite des Weges war er in Gebüschen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt, und dann auf dem Wege zurückgegangen. Wie er so ging, sah er vor seinen Füssen einen hellen Glanz. Er bückte sich danach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite ausserordentlich funkelte, und auf der Andern eingegrabene unverständliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn

für einen kostbaren Karfunkel, und glaubte ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hause, als wäre sie noch dort, und brachte den Stein seinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den Weg zurückgehn und warten sollte, ob der Stein gesucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; sonst wollten sie ihn bis zu einem zweyten Besuche der Unbekannten aufheben, um ihr selbst ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete fast die ganze Nacht den Karfunkel und fühlte gegen Morgen ein unwiderstehliches Verlangen einige Worte auf den Zettel zu schreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte selbst nicht genau, was er sich bey den Worten dachte, die er hinschrieb.

Es iſt dem Stein ein räthſelhaftes Zeichen
Tief eingegraben in ſein glühend Blut,
Er iſt mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man ſieht um jenen tauſend Funken ſtreichen,
Um dieſes woget eine lichte Flut.
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben,
Wird dieſes auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, ſo begab er ſich ſchon auf den Weg, und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdeſſen hatte die Prinzeſſin Abends beym Auskleiden den theuren Stein in ihrem

Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, deſſen Beſitz ihr die Freiheit ihrer Perſon ſicherte, indem ſie damit nie in fremde Gewalt ohne ihren Willen gerathen konnte.

Dieſer Verluſt befremdete ſie mehr, als daß er ſie erſchreckt hätte. Sie erinnerte ſich, ihn geſtern bey dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte feſt, daß er entweder im Hauſe des Alten, oder auf dem Rükwege im Walde verloren gegangen ſeyn müſſe; der Weg war ihr noch in friſchem Andenken, und ſo beſchloß ſie gleich früh den Stein aufzuſuchen, und ward bey dieſem Gedanken ſo heiter, daß es faſt das Anſehn gewann, als ſey ſie gar nicht unzufrieden mit dem Verluſte, weil er Anlaß gäbe jenen Weg ſogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging ſie durch den Garten nach dem Walde, und weil ſie eilfertiger

ging als gewöhnlich, so fand sie es ganz natürlich, daß ihr das Herz lebhaft schlug, und ihr die Brust beklomm. Die Sonne fing eben an, die Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die sich mit sanftem Flüstern bewegten, als wollten sie sich gegenseitig aus nächtlichen Gesichtern erwecken, um die Sonne gemeinschaftlich zu begrüßen, als die Prinzessin durch ein fernes Geräusch veranlaßt, den Weg hinunter und den Jüngling auf sich zueilen sah, der in demselben Augenblick ebenfalls sie bemerkte.

Wie angefesselt blieb er eine Weile stehn, und blikte unverwandt sie an, gleichsam um sich zu überzeugen, daß ihre Erscheinung wirklich und keine Täuschung sey. Sie begrüßten sich mit einem zurückgehaltenen Ausdruk von Freude, als hätten sie sich schon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzessin die Ursache ihres frühen Spazier-

ganges ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein in dem beschriebenen Zettel. Es war, als ahndete die Prinzessin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn stillschweigend mit zitternder Hand und hing ihm zur Belohnung für seinen glücklichen Fund beynah unwillkührlich eine goldne Kette um, die sie um den Hals trug. Beschämt kniete er vor ihr und konnte, da sie sich nach seinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie sagte ihm halbleise, und mit niedergeschlagenen Augen, daß sie bald wieder zu ihnen kommen, und die Zusage des Vaters sie mit seinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit, und ging hierauf langsam, ohne sich umzusehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen.

Er neigte ſich ehrfurchtsvoll und ſah ihr lange nach, bis ſie hinter den Bäumen verſchwand. Nach dieſer Zeit vergingen wenig Tage bis zu ihrem zweyten Beſuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bey dieſen Spaziergängen. Er holte ſie zu beſtimmten Stunden am Garten ab, und brachte ſie dahin zurück. Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillſchweigen über ihren Stand, ſo zutraulich ſie auch ſonſt gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmliſchen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft einen geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls ſeine ganze Seele. Vater und Sohn hielten ſie für ein vornehmes Mädchen vom Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkoſungen gegen ihn waren bis entzückenden

Ver-

Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimisch in dem wunderbaren Hause; und wenn sie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füßen saß, auf ihrer Laute reitzende Lieder mit einer überirdischen Stimme vorsang, und letzteren in dieser lieblichen Kunst unterrichtete: so erfuhr sie dagegen von seinen begeisterten Lippen die Enträthselung der überall verbreiteten Naturgeheimnisse. Er lehrte ihr, wie durch wundervolle Sympathie die Welt entstanden sey, und die Gestirne sich zu melodischen Reigen vereinigt hätten. Die Geschichte der Vorwelt ging durch seine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und wie entzückt war sie, wenn ihr Schüler, in der Fülle seiner Eingebungen, die Laute ergriff und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollsten Gesänge ausbrach. Eines Tages, wo ein besonders kühner Schwung

sich seiner Seele in ihrer Gesellschaft bemächtigt hatte, und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, so daß sie beyde ohne selbst zu wissen wie einander in die Arme sanken, und der erste glühende Kuß sie auf ewig zusammenschmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem nächtlichen Dunkel über sie her. Er eilte sie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen: aber er verfehlte in der Nacht und voll Angst wegen seiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angst wuchs, wie er seinen Irrthum bemerkte. Die Prinzessin dachte an das Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Ängstlichkeit fuhr

zuweilen, wie ein zerstörender Strahl, durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Trost zusprach, gab ihr Muth und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommne Brust. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen den Weg zu finden waren vergeblich, und sie priesen sich beyde glücklich, bey der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe Höhle an dem steilen Abhang eines waldigen Hügels zu entdekken, wo sie eine sichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters zu finden hofften, und eine Ruhestätte für ihre erschöpften Kräfte. Das Glük begünstigte ihre Wünsche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Moose bewachsen. Der Jüngling zündete schnell ein Feuer von Reisern und Moos an, woran sie sich trocknen konnten, und die beyden Liebenden sahen sich nun auf eine wunderbare Weise von der Welt entfernt, aus einem ge-

fahrvollen Zuſtande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein nebeneinander.

Ein wilder Mandelſtrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieſeln ließ ſie friſches Waſſer zur Stillung ihres Durſtes finden. Die Laute hatte der Jüngling mitgenommen, und ſie gewährte ihnen jetzt eine aufheiternde und beruhigende Unterhaltung bey dem kniſternden Feuer. Eine höhere Macht ſchien den Knoten ſchneller löſen zu wollen, und brachte ſie unter ſonderbaren Umſtänden in dieſe romantiſche Lage. Die Unſchuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther, und die verbundene unwiderſtehliche Macht ihrer ſüßen Leidenſchaft und ihrer Jugend ließ ſie bald die Welt und ihre Verhältniſſe vergeſſen, und wiegte ſie unter dem Brautgeſange des Sturms und den Hochzeitfackeln

der Blize in den süßesten Rausch ein, der je ein sterbliches Paar beseligt haben mag. Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für sie das Erwachen in einer neuen seligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzessin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die erwachenden tausendfachen Bekümmernisse ihres Herzens. Er war in dieser Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jünglinge zum Manne geworden. Mit überschwenglicher Begeisterung tröstete er seine Geliebte, erinnerte sie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe, und an den hohen Glauben, den sie einflöße, und bat sie, die heiterste Zukunft von dem Schutzgeist ihres Herzens mit Zuversicht zu erwarten. Die Prinzessin fühlte die Wahrheit seines Trostes, und entdeckte ihm, sie sey die Tochter des Königs, und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümm-

meriſſe ihres Vaters. Nach langen reiflichen Überlegungen wurden ſie über die zu faſſende Entſchließung einig, und der Jüngling machte ſich ſofort auf den Weg, um ſeinen Vater aufzuſuchen, und dieſen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er verſprach in kurzen wieder bey ihr zu ſeyn, und verließ ſie beruhigt und in ſüßen Vorſtellungen der künftigen Entwickelung dieſer Begebenheiten. Der Jüngling hatte bald ſeines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war ſehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu ſehen. Er erfuhr nun die Geſchichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte ſich nach einigem Nachdenken bereitwillig ihn zu unterſtützen. Sein Haus lag ziemlich verſteckt, und hatte einige unterirdiſche Zimmer, die nicht leicht aufzufinden waren. Hier ſollte die Wohnung der Prinzeſſin ſeyn. Sie ward alſo in der Dämmerung abgeholt, und mit tiefer Rüh-

rung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einsamkeit, wenn sie ihres traurigen Vaters gedachte: doch verbarg sie ihren Kummer vor ihrem Geliebten, und sagte es nur dem Alten, der sie freundlich tröstete, und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorstellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Bestürzung gerathen, als Abends die Prinzessin vermißt wurde. Der König war ganz außer sich, und schickte überall Leute aus, sie zu suchen. Kein Mensch wußte sich ihr Verschwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverständniß in die Gedanken, und so ahndete man keine Entführung, da ohnedies kein Mensch weiter fehlte. Auch nicht zu der entfernteſten Vermuthung war Grund da. Die ausgeschickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends

seine Sänger vor ihn kamen und schöne Lieder mitbrachten, war es, als ließe sich die alte Freude wieder vor ihm blicken; seine Tochter dünkte ihm nah, und er schöpfte Hofnung, sie bald wieder zu sehen. War er aber wieder allein, so zerriß es ihm von neuem das Herz und er weinte laut. Dann gedachte er bey sich selbst: Was hilft mir nun alle die Herrlichkeit, und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menschen. Meine Tochter kann mir nichts ersetzen. Ohne sie sind auch die Gesänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber, der ihnen Leben und Freude, Macht und Gestalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der geringste meiner Diener. Dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eydam dazu und Enkel, die mir auf den Knieen säßen: dann wäre ich ein

anderer König, als jetzt. Es ist nicht die Krone und das Reich, was einen König macht. Es ist jenes volle, überfließende Gefühl der Glückseligkeit, der Sättigung mit irdischen Gütern, jenes Gefühl der überschwänglichen Gnüge. So werd' ich nun für meinen Übermuth bestraft. Der Verlust meiner Gattin hat mich noch nicht genug erschüttert. Nun hab' ich auch ein grenzenloses Elend. So klagte der König in den Stunden der heißesten Sehnsucht. Zuweilen brach auch seine alte Strenge und sein Stolz wieder hervor. Er zürnte über seine Klagen; wie ein König wollte er dulden und schweigen. Er meinte dann, er leide mehr, als alle Anderen, und gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte, und er in die Zimmer seiner Tochter trat, und sah ihre Kleider hängen, und ihre kleinern Habseligkeiten stehn, als

habe sie eben das Zimmer verlassen: so vergaß er seine Vorsätze, gebehrdete sich wie ein trübseliger Mensch, und rief seine geringsten Diener um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzessin lebe noch, und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Mensch wußte, woher die Sage kam: aber alles hing sich mit frohem Glauben daran, und sah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjaht wieder herankam. Was gilts, sagten einige in wunderlichem Muthe, nun kommt auch die Prinzessin wieder. Selbst der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihm wie die Verheißung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feste fingen wieder an, und es

ſchien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzeſſin zu fehlen. Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß ſie verſchwand, war der ganze Hof im Garten verſammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiſer Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell ſtieg zwiſchen den vielen Fackeln mit zahlloſen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodiſchem Plätſchern die mannichfaltigen Geſänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König ſaß auf einem köſtlichen Teppich, und um ihn her war der Hof in feſtlichen Kleidern verſammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte den Garten, und umgab das prachtvolle Schauſpiel. Der König ſaß eben in tiefen Gedanken. Das Bild ſeiner verlornen Tochter

ſtand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um dieſe Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnſucht übermannte ihn, und es floſſen häufige Thränen von ſeinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihm das traurige Jahr nur ein ſchwerer Traum zu ſeyn, und er hob die Augen auf, gleichſam um ihre hohe, heilige, entzückende Geſtalt unter den Menſchen und den Bäumen aufzuſuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille ſchien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu ſeyn, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiederſehns, den Frühling und die Zukunft beſungen, wie ſie die Hoffnung zu ſchmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leiſe Laute einer unbekannten ſchönen Stimme

unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen schienen. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah einen Jüngling in einfacher, aber fremder Tracht stehen, der eine Laute im Arm hielt, und ruhig in seinem Gesange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König seinen Blick nach ihm wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war außerordentlich schön, und der Gesang trug ein fremdes, wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Ursprunge der Welt, von der Entstehung der Gestirne, der Pflanzen, Thiere und Menschen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrscherinnen, der Liebe und Poesie, von der Erscheinung des Hasses und der Barbarey und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübsale, der Verjün-

gung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter waren selbst von Begeisterung hingerissen, während des Gesanges näher um den seltsamen Fremdling her. Ein niegefühltes Entzücken ergriff die Zuschauer, und der König selbst fühlte sich wie auf einem Strom des Himmels weggetragen. Ein solcher Gesang war nie vernommen worden, und Alle glaubten, ein himmlisches Wesen sey unter ihnen erschienen, besonders da der Jüngling unterm Singen immer schöner, immer herrlicher, und seine Stimme immer gewaltiger zu werden schien. Die Luft spielte mit seinen goldenen Locken. Die Laute schien sich unter seinen Händen zu beseelen, und sein Blick schien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu schauen. Auch die Kinderunschuld und Einfalt seines Gesichts schien allen übernatürlich. Nun war der herrliche Gesang geen-

digt. Die bejahrten Ohrter drückten den Jüngling mit Freudenthränen an ihre Bruſt. Ein ſtilles inniges Jauchzen ging durch die Verſammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu. Der Jüngling warf ſich ihm beſcheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich, und hieß ihn ſich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören, und dann über ſeine Bitte zu entſcheiden. Der König trat einige Schritte zurück und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen ſein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einſam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über ſein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Loos ward mir beſchieden,
Ich irre ganz verlaſſen hier,
Ich brächte Allen Luſt und Frieden,
Doch keiner theilte ſie mit mir.
Es wird ein jeder ſeiner Habe
Und ſeines Lebens froh durch mich;
Doch weiſen ſie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von ſich.

Man läßt mich ruhig Abſchied nehmen,
Wie man den Frühling wandern ſieht;
Es wird ſich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend ſehn ſie nach den Früchten,
Und wiſſen nicht, daß er ſie ſät;
Ich kann den Himmel für ſie dichten,
Doch meiner denkt nicht Ein Gebet.

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An dieſe Lippen feſtgebannt.

O!

O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine sich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch Herz wird Sein sich noch erbarmen
Und lösen seinen tiefen Gram?

Er sinkt im hohen Grase nieder,
Und schläft mit nassen Wangen ein;
Da schwebt der hohe Geist der Lieder
In die beklemmte Brust hinein:
Vergiß anjetzt, was du gelitten,
In Kurzem schwindet deine Last,
Was du umsonst gesucht in Hütten,
Das wirst du finden im Palast.

Du nahst dem höchsten Erdenlohne,
Bald endigt der verschlungne Lauf;
Der Myrthenkranz wird eine Krone,
Die setzt die treuste Hand sie auf.

Ein Herz voll Einklang iſt berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter ſteigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

So weit war er in ſeinem Geſange gekommen, und ein ſonderbares Erſtaunen hatte ſich der Verſammlung bemächtigt, als während dieſer Strophen ein alter Mann mit einer verſchleyerten weiblichen Geſtalt von edlem Wuchſe, die ein wunderſchönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Verſammlung umherſah, und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ſtreckte, zum Vorſchein kamen, und ſich hinter den Sänger ſtellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume, der Lieblingsadler des Königs, den er immer um ſich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde, die er aus

seinen Zimmern entwandt haben mußte, herabflog, und sich auf das Haupt des Jünglings niederließ, so daß die Binde sich um seine Locken schlug. Der Fremdling erschrak einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs, und ließ die Binde zurück. Der Jüngling reichte sie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ sich auf ein Knie gegen den König nieder, und fuhr in seinem Gesange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Pallastes ehrnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
Doch sie erklimmt sein Lied geschwind,
Es steigt von Lieb' und Weh ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt sie fest zusammen
Der Klang der Panzer treibt sie fort;
Sie lodern auf in süßen Flammen,
Im nächtlich stillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtsam sich verborgen,
Weil sie der Zorn des Königs schreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

•

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt, gelockt von den Gesängen
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

•

Der Liebe weicht und dem Gesange
Auch auf dem Thron ein Vaterherz.

Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ewger Lust den tiefen Schmerz.
Die Liebe giebt, was sie entrissen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

Geist des Gesangs, komm du hernieder,
Und steh auch jetzt der Liebe bey;
Bring die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater sey! —
Daß er mit Freuden sie umschließet,
Und seines Enkels sich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bey diesen Worten, die sanft in den dunklen Gängen verhallten, den Schleyer. Die Prinzessin fiel mit einem Strom von Thränen zu

den Füßen des Königs, und hielt ihm das schöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihrer Seite. Eine ängstliche Stille schien jeden Athem festzuhalten. Der König war einige Augenblicke sprachlos und ernst; dann zog er die Prinzessin an seine Brust, drückte sie lange fest an sich und weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu sich auf, und umschloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Versammlung, die sich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unendliche Freudenthränen flossen. In Gesänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, dessen Leben fortan nur Ein schönes Fest war. Kein Mensch weiß, wo

das Land hingekommen ist. Nur in Sagen heißt es, daß Atlantis von mächtigen Fluten den Augen entzogen worden sey.

Viertes Kapitel.

Einige Tagereisen waren ohne die mindeste Unterbrechung geendigt. Der Weg war fest und trocken, die Witterung erquickend und heiter, und die Gegenden, durch die sie kamen, fruchtbar, bewohnt und mannichfaltig. Der fruchtbare Thüringer Wald lag im Rücken; die Kaufleute hatten den Weg öfterer gemacht, waren überall mit den Leuten bekannt, und erfuhren die gastfreyste Aufnahme. Sie vermieden die abgelegenen und durch Räubereien bekannten Gegenden, und nahmen, wenn sie ja gezwungen waren, solche zu durchreisen, ein hinlängliches Geleite mit. Einige Besitzer benachbarter Bergschlösser standen mit den Kaufleuten in gutem Vernehmen. Sie wurden besucht und bey ihnen nachgefragt, ob sie Bestellungen

nach Augsburg zu machen hätten. Eine freundliche Bewirthung ward ihnen zu Theil, und die Frauen und Töchter drängten sich mit herzlicher Neugier um die Fremdlinge. Heinrichs Mutter gewann sie bald durch ihre guthmüthige Bereitwilligkeit und Theilnahme. Man war erfreut eine Frau aus der Residenzstadt zu sehn, die eben so willig die Neuigkeiten der Mode, als die Zubereitung einiger schmackhafter Schüsseln mittheilte. Der junge Ostrdingen ward von Rittern und Frauen wegen seiner Bescheidenheit und seines ungezwungenen milden Betragens gepriesen, und die letztern verweilten gern auf seiner einnehmenden Gestalt, die wie das einfache Wort eines Unbekannten war, das man fast überhört, bis längst nach seinem Abschiede es seine tiefe unscheinbare Knospe immer mehr aufthut, und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dichtver-

schlungener Blätter zeigt, so daß man es nie vergißt, nicht müde wird es zu wiederholen, und einen unversieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran hat. Man besinnt sich nun genauer auf den Unbekannten, und ahndet und ahndet, bis es auf einmal klar wird, daß es ein Bewohner der höhern Welt gewesen sey. — Die Kaufleute erhielten eine große Menge Bestellungen, und man trennte sich gegenseitig mit herzlichen Wünschen, einander bald wieder zu sehn. Auf einem dieser Schlösser, wo sie gegen Abend hinkamen, ging es frölich zu. Der Herr des Schlosses war ein alter Kriegsmann, der die Muße des Friedens, und die Einsamkeit seines Aufenthalts mit öftern Gelagen feyerte und unterbrach, und außer dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib kannte, als den gefüllten Becher.

Er empfing die Ankommenden mit brü-

derlicher Herzlichkeit, mitten unter lärmenden Genossen. Die Mutter ward zur Hausfrau geführt. Die Kaufleute und Heinrich mußten sich an die lustige Tafel setzen, wo der Becher tapfer umherging. Heinrichen ward auf vieles Bitten in Rücksicht seiner Jugend das jedesmalige Bescheidthun erlassen, dagegen die Kaufleute sich nicht faul finden, sondern sich den alten Frankenwein tapfer schmecken ließen. Das Gespräch lief über ehmalige Kriegsabentheuer hin. Heinrich hörte mit großer Aufmerksamkeit den neuen Erzählungen zu. Die Ritter sprachen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abentheuern ihres Zuges, und ihrer Seefahrt, von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen gewesen waren, und dem frölichen und wunderbaren Leben im Felde und im Lager. Sie äußerten mit großer Lebhaftigkeit ihren Unwillen

jene himmlische Geburtsstätte der Christenheit noch im frevelhaften Besitz der Ungläubigen zu wissen. Sie erhoben die großen Helden, die sich eine ewige Krone durch ihr tapfres, unermüdliches Bezeigen gegen dieses treulose Volk erworben hätten. Der Schloßherr zeigte das kostbare Schwerdt, was er einem Anführer derselben mit eigner Hand abgenommen, nachdem er sein Castell erobert, ihn getödtet, und seine Frau und Kinder zu Gefangenen gemacht, welches ihm der Kayser in seinem Wappen zu führen vergönnet hatte. Alle besahen das prächtige Schwerdt, auch Heinrich nahm es in seine Hand, und fühlte sich von einer kriegerischen Begeisterung ergriffen. Er küßte es mit inbrünstiger Andacht. Die Ritter freuten sich über seinen Antheil. Der Alte umarmte ihn, und munterte ihn auf, auch seine Hand auf ewig der Befreyung des heiligen Grabes zu widmen,

und das wunderthätige Kreuz auf seine Schultern befestigen zu lassen. Er war überrascht, und seine Hand schien sich nicht von dem Schwerdte losmachen zu können. Besinne dich, mein Sohn, rief der alte Ritter. Ein neuer Kreuzzug ist vor der Thür. Der Kayser selbst wird unsere Schaaren in das Morgenland führen. Durch ganz Europa schallt von neuem der Ruf des Kreuzes, und heldenmüthige Andacht regt sich aller Orten. Wer weiß, ob wir nicht übers Jahr in der großen weltherrlichen Stadt Jerusalem als frohe Sieger bey einander sitzen, und uns bey vaterländischem Wein an unsere Heymath erinnern. Du kennst auch bey mir ein morgenländisches Mädgen schon. Sie dünken uns Abendländern gar anmuthig, und wenn du das Schwerdt gut zu führen verstehst, so kann es dir an schönen Gefangenen nicht fehlen. Die Ritter sangen mit lauter

Stimme den Kreuzgesang, der damals in ganz Europa gesungen wurde:

Das Grab steht unter wilden Heyden;
Das Grab, worinn der Heyland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich von diesem Grimme!

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist des Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm,

Ein Klaggeschrey um alle Zinnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen.

•

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

•

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bey Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerdte
Und zieht entflammt von seinem Heerde.

•

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heylands zu befreyn.
Sie rilen frölich nach dem Meere,

Um bald auf heil'gem Grund zu seyn.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

•

Hoch weht das Kreuz im Siegsgetümmere,
Und alte Helden stehn voran.
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen
Sein Blut für Christus zu vergießen.

•

Zum Kampf ihr Christen! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land.
Bald wird der Heyden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald in frohem Muthe
Das heilige Grab mit Heydenblute.

•

Die heil'ge Jungfrau schwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,

Wo jeder, den das Schwerdt geſchlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt ſich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heilgen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Chriſtenheit verſöhnt!
Das Reich der Heyden wird ſich enden,
Iſt erſt das Grab in unſern Händen.

Heinrichs ganze Seele war in Aufruhr, das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Geſtalt vor, die auf einem großen Stein mitten unter wildem Pöbel ſäße, und auf eine entſetzliche Weiſe gemißhandelt würde, als wenn ſie mit kummervollen Geſichte nach einem Kreuze blicke, was im Hintergrunde mit lichten Zügen ſchimmerte, und ſich in den

bewegten Wellen eines Meeres unendlich vervielfältigte.

Seine Mutter schickte eben herüber, um ihn zu holen, und der Hausfrau des Ritters vorzustellen. Die Ritter waren in ihr Gelag und ihre Vorstellungen des bevorstehenden Zuges vertieft, und bemerkten nicht, daß Heinrich sich entfernte. Er fand seine Mutter in traulichem Gespräch mit der alten, gutmüthigen Frau des Schlosses, die ihn freundlich bewillkommte. Der Abend war heiter; die Sonne begann sich zu neigen, und Heinrich, der sich nach Einsamkeit sehnte, und von der goldenen Ferne gelockt wurde, die durch die engen, tiefen Bogenfenster in das düstre Gemach hineintrat, erhielt leicht die Erlaubniß, sich außerhalb des Schlosses besehen zu dürfen. Er eilte ins Freye, sein ganzes Gemüth war rege, er sah von der Höhe des alten Felsen zunächst in

das waldige Thal, durch das ein Bach herunterstürzte und einige Mühlen trieb, deren Geräusch man kaum aus der gewaltigen Tiefe vernehmen konnte, und dann in eine unabsehliche Ferne von Bergen, Wäldern und Niederungen, und seine innere Unruhe wurde besänftigt. Das kriegerische Getümmel verlor sich, und es blieb nur eine klare bilderreiche Sehnsucht zurück. Er fühlte, daß ihm eine Laute mangelte, so wenig er auch wußte, wie sie eigentlich gebaut sey, und welche Wirkung sie hervorbringe. Das heitere Schauspiel des herrlichen Abends wiegte ihn in sanfte Fantasieen: die Blume seines Herzens ließ sich zuweilen, wie ein Wetterleuchten in ihm sehn. — Er schweifte durch das wilde Gebüsch und kletterte über bemooste Felsenstücke, als auf einmal aus einer nahen Tiefe ein zarter eindringender Gesang einer weiblichen Stimme von wunderbaren

Tönen begleitet, erwachte. Es war ihm gewiß, daß es eine Laute sey; er blieb verwunderungsvoll stehen, und hörte in gebrochner deutscher Aussprache folgendes Lied:

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Gesicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wähnen?
Stromweis stürzen meine Thränen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

Könnt ich dir die Myrthen zeigen
Und der Zeder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geschwisterlichen Schaar!
Sähst du im gestickten Kleide,
Stolz im köstlichen Geschmeide
Deine Freundinn, wie sie war.

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heißem Blick vor ihr;
Zärtliche Gesänge steigen
Mit dem Abendstern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen;
Ewge Lieb' und Treu den Frauen,
Ist der Männer Losung hier.

•

Hier, wo um krystallne Quellen
Liebend sich der Himmel legt,
Und mit heißen Balsamwellen
Um den Hayn zusammenschlägt,
Der in seinen Lustgebieten,
Unter Früchten, unter Blüthen
Tausend bunte Sänger hegt.

•

Fern sind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Längst gefällt sind jene Bäume,
Und das alte Schloß verbrannt.

Fürchterlich, wie Meereswogen
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verschwand.

Fürchterliche Gluten flossen
In die blaue Luft empor,
Und es drang auf stolzen Rossen
Eine wilde Schaar ins Thor.
Säbel klirrten, unsre Brüder,
Unser Vater kam nicht wieder,
Und man riß uns wild hervor.

Meine Augen wurden trübe;
Fernes, mütterliches Land,
Ach! sie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnsucht zugewandt!
Wäre nicht dies Kind vorhanden,
Längst hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöst mit kühner Hand.

Heinrich hörte das Schluchzen eines Kindes und eine tröstende Stimme. Er stieg tiefer durch das Gebüsch hinab, und fand ein bleiches, abgehärmtes Mädchen unter einer alten Eiche sitzen. Ein schönes Kind hing weinend an ihrem Halse, auch ihre Thränen flossen, und eine Laute lag neben ihr auf dem Rasen. Sie erschrack ein wenig, als sie den fremden Jüngling erblickte, der mit wehmüthigem Gesicht sich ihr näherte.

Ihr habt wohl meinen Gesang gehört, sagte sie freundlich. Euer Gesicht dünkt mir bekannt, laßt mich besinnen — Mein Gedächtniß ist schwach geworden, aber euer Anblick erweckt in mir eine sonderbare Erinnerung aus frohen Zeiten. O! mir ist, als glicht ihr einem meiner Brüder, der noch vor unserm Unglück von uns schied, und nach Persien zu einem berühmten Dichter zog. Vielleicht lebt er noch, und besingt traurig das

Unglück seiner Geschwister. Wüßt ich nur noch einige seiner herrlichen Lieder, die er uns hinterließ! Er war edel und zärtlich, und kannte kein größeres Glück als seine Laute. Das Kind war ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das den fremden Jüngling aufmerksam betrachtete und sich fest an den Busen der unglücklichen Zulima schmiegte. Heinrichs Herz war von Mitleid durchdrungen; er tröstete die Sängerin mit freundlichen Worten, und bat sie, ihm umständlicher ihre Geschichte zu erzählen. Sie schien es nicht ungern zu thun. Heinrich setzte sich ihr gegenüber und vernahm ihre von häufigen Thränen unterbrochne Erzählung. Vorzüglich hielt sie sich bei dem Lobe ihrer Landsleute und ihres Vaterlandes auf. Sie schilderte den Edelmuth derselben, und ihre reine starke Empfänglichkeit für die Poesie des Lebens und die wunderbare, geheimnißvolle Anmuth der

Natur. Sie beſchrieb die romantiſchen Schönheiten der fruchtbaren Arabiſchen Gegenden, die wie glückliche Inſeln in unwegſamen Sandwüſteneien lägen, wie Zufluchtsſtätte der Bedrängten und Ruhebedürftige, wie Kolonien des Paradieſes, voll friſcher Quellen, die über dichten Raſen und funkelnde Steine durch alte, ehrwürdige Haine rieſelten, voll bunter Vögel mit melodiſchen Kehlen und anziehend durch mannichfaltige Überbleibſel ehemaliger denkwürdiger Zeiten. Ihr würdet mit Verwunderung, ſagte ſie, die buntfarbigen, hellen, ſeltſamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten ſehn. Sie ſcheinen ſo bekannt und nicht ohne Urſach ſo wohl erhalten zu ſeyn. Man ſinnt und ſinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man, und wird um ſo begieriger den tiefſinnigen Zuſammenhang dieſer uralten Schrift zu errathen. Der unbekannte Geiſt derſelben erregt ein ungewöhnliches

Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünschten Fund von dannen geht, so hat man doch tausend merkwürdige Entdeckungen in sich selbst gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz und dem Gemüth eine lange, belohnende Beschäftigung geben. Das Leben auf einem längst bewohnten und ehemals schon durch Fleiß, Thätigkeit und Neigung verherrlichten Boden hat einen besondern Reiz. Die Natur scheint dort menschlicher und verständlicher geworden, eine dunkle Erinnerung unter der durchsichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit scharfen Umrissen zurück, und so genießt man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gewaltsame verliert und die zauberische Dichtung und Fabel unserer Sinne wird. Wer weiß, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluß der ehemaligen, jetzt unsichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt, und vielleicht

iſt es dieſer dunkle Zug, der die Menſchen aus neuen Gegenden, ſobald eine gewiſſe Zeit ihres Erwachens kömmt, mit ſo zerſtörender Ungeduld nach der alten Heymath ihres Geſchlechts treibt, und ſie Gut und Blut an den Beſitz dieſer Länder zu wagen anregt. Nach einer Pauſe fuhr ſie fort: Glaubt ja nicht, was man euch von den Grauſamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends wurden Gefangene großmüthiger behandelt, und auch eure Pilger nach Jeruſalem wurden mit Gaſtfreundſchaft aufgenommen, nur daß ſie ſelten derſelben werth waren. Die Meiſten waren nichtsnutzige, böſe Menſchen, die ihre Wallfahrten mit Bubenſtücken bezeichneten, und dadurch freylich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig hätten die Chriſten das heilige Grab beſuchen können, ohne nöthig zu haben, einen fürchterlichen, unnützen Krieg

anzufangen, der alles erbittert, unendliches Elend verbreitet, und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Besitzers? Unsere Fürsten ehrten andachtsvoll das Grab eures Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten; und wie schön hätte sein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverständnisses, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündnisse werden können!

Der Abend war unter ihren Gesprächen herbeygekommen. Es fing an Nacht zu werden, und der Mond hob sich aus dem feuchten Walde mit beruhigendem Glanze herauf. Sie stiegen langsam nach dem Schlosse; Heinrich war voll Gedanken, die kriegerischere Begeisterung war gänzlich verschwunden. Er merkte eine wunderliche Verwirrung in der Welt; der Mond zeigte ihm das Bild eines tröstenden Zuschauers, und erhob

ihn über die Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Höhe so unbeträchtlich erschienen, so wild und unersteiglich sie auch dem Wanderer vorkamen. Julima ging still neben ihm her, und führte das Kind. Heinrich trug die Laute. Er suchte die sinkende Hoffnung seiner Begleiterinn, ihr Vaterland dereinst wieder zu sehn, zu beleben, indem er innerlich einen heftigen Beruf fühlte, ihr Retter zu seyn, ohne zu wissen, auf welche Art es geschehen könne. Eine besondere Kraft schien in seinen einfachen Worten zu liegen, denn Julima empfand eine ungewohnte Beruhigung und dankte ihm für seine Zusprache auf die rührendste Weise. Die Ritter waren noch bey ihren Bechern und die Mutter in häuslichen Gesprächen. Heinrich hatte keine Lust in den lärmenden Saal zurückzugehn. Er fühlte sich müde, und begab sich bald mit seiner Mutter in das angewiesene Schlafge-

mach. Er erzählte ihr vor dem Schlafengehn, was ihm begegnet sey, und schlief bald zu unterhaltenden Träumen ein. Die Kaufleute hatten sich auch zeitig fortbegeben, und waren früh wieder munter. Die Ritter lagen in tiefer Ruhe, als sie abreisten; die Hausfrau aber nahm zärtlichen Abschied. Zulima hatte wenig geschlafen, eine innere Freude hatte sie wach erhalten; sie erschien beym Abschiede, und bediente die Reisenden demüthig und emsig. Als sie Abschied nahmen, brachte sie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, sie zu Zulimas Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders Laute, sagte sie, der sie mir beym Abschied schenkte; es ist das einzige Besitzthum, was ich gerettet habe. Sie schien euch gestern zu gefallen, und ihr laßt mir ein unschätzbares Geschenk zurück, süße Hoffnung. Nehmt dieses geringe

Zeichen meiner Dankbarkeit, und laßt es ein Pfand eures Andenkens an die arme Zulima seyn. Wir werden uns gewiß wiedersehn, und dann bin ich vielleicht glücklicher. Heinrich weinte; er weigerte sich, diese ihr so unentbehrliche Laute anzunehmen: gebt mir, sagte er, das goldene Band mit den unbekannten Buchstaben aus euren Haaren, wenn es nicht ein Andenken eurer Eltern oder Geschwister ist, und nehmt dagegen einen Schleyer an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich seinem Zureden und gab ihm das Band, indem sie sagte, Es ist mein Name in den Buchstaben meiner Muttersprache, den ich in bessern Zeiten selbst in dieses Band gestickt habe. Betrachtet es gern, und denkt, daß es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare festgehalten hat, und mit seiner Besitzerin verbleicht

ist. Heinrichs Mutter zog den Schleyer heraus, und reichte ihr ihn hin, indem sie sie an sich zog und weinend umarmte. —

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagereiſen kamen ſie an ein Dorf, am Fuße einiger ſpitzen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rüken der Hügel ein todtes, abſchreckendes Anſehn hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menſchen, theils Reiſende, theils bloße Trinkgäſte, ſaßen in der Stube, und unterhielten ſich von allerhand Dingen.

Unſre Reiſenden geſellten ſich zu ihnen, und miſchten ſich in die Geſpräche. Die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tiſche ſaß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die

an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht, doch trugen seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig sey. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wissen, was in den Bergen verborgen seyn müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer ge-

heimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seyen doch nicht umsonst so weit im Umfange und erhaben und so fest verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sey fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehn. — Endlich sey ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehn, nach zehn bis zwölf Tagen

werde er in Eula seyn, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dies nicht zweymal sagen lassen, und ich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen bretterne Hütten standen, und als ich aus dem Thal unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehn sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stand ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale und begegnete bald ei-

nigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und mit schüchterner Aengstlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehn und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meynten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß „Glück auf" womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt, und ihm meine gro-

ſie Luſt, eine ſeltne, geheimnißvolle Kunſt zu erlernen, bezeugt hätte, bereitwillig verſprach, mir meinen Wunſch zu gewähren. Ich ſchien ihm zu gefallen, und er behielt mich in ſeinem Hauſe. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren und mich in der reitzenden Tracht ſehn würde. Noch denſelben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahret waren.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Geſprächen, ſo unverſtändlich und fremd mir ſowohl die Sprache, als der gröſte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beſchäftigte mich des Nachts in ſeltſamen Träumen. Ich erwachte bey Zeiten und

fand mich bey meinem neuen Wirthe ein, bey dem ſich allmählich die Bergleute verſammelten, um ſeine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenſtube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erſchien und las eine Meſſe, nachher ſprach er ein feyerliches Gebet, worinn er den Himmel anrief, die Bergleute in ſeine heilige Obhut zu nehmen, ſie bey ihren gefährlichen Arbeiten zu unterſtützen, vor Anfechtungen und Tücken böſer Geiſter ſie zu ſchützen, und ihnen reiche Ausbeute zu beſcheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunſt gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Meſſe lebhafter empfunden. Meine künftigen Genoſſen kamen mir wie unterirdiſche Helden vor, die tauſend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntniſſen beſäßen, und in dem ernſten, ſtillen Umgange mit den uralten Felſenſöhnen

der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienst eine Lampe und ein kleines hölzernes Kruzifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nöthigen Vorsichtigkeitsregeln, so wie mit den Namen der mannichfaltigen Gegenstände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und schurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beispiel, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle

bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war seltsam feyerlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde meine neugierigen Fragen zu beantworten, und mich über seine Kunst zu unterrichten. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungenheit der Gänge, und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besitz dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines angebornen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unserm geheimen Daseyn

haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht daß sie jedem Andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu seyn, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust, und verhieß mir, daß ich bey diesem Fleiße und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah ich zum erstenmal in meinem Leben am sechzehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als sey er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit soviel Gefahren und Müh-

seligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und an heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula, und stieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bey der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein frölliches Glückauf zubrachten. Heinrichen erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten ſich von den Gefahren und Seltſamkeiten des Bergbaus, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre ſonderbaren Vorſtellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile ſagte Heinrich: Ihr mögt ſeitdem viel ſeltſame Dinge geſehn und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht ſo gefällig und erzähltet uns, wie es euch ſeitdem ergangen, und auf welcher Reiſe ihr jetzt begriffen ſeyd? Es ſcheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgeſehn, und gewiß darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr, als einen gemeinen Bergmann vorſtelle. Es iſt mir ſelber lieb, ſagte der Alte, mich der verfloſſenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anläße finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreun. Das Geſchick

hat mich durch ein frohes und heitres Leben geführt, und es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen gewesen, und unser aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet, und in Ehren grau werden lassen. Nächst ihm habe ich alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in seinem Thun. Durch ihn ist das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuten Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert und wohlhabend, und ein blühendes Land geworden. Alle

Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Eulq steht, wird auch sein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war seiner Geburt nach ein Lausitzer und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Amsigkeit, meine Treue, und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn, gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein wackres, muntres Geschöpf, deren Gesicht so freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daß sie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr schäkerte, und kein Auge von den ihrigen verwandte, die so blau und offen, wie der Himmel waren, und wie die Krystalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann wer-

den würde, wolle er sie mir nicht versagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau auf meine Kammer. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne eben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildniß auf einer großen Münze, und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeittage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und Aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alte Vater erlebte noch einige muntre Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen, und aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um

in Frieden auszuruhen, und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrichen wandte, und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! denn es giebt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm gehet er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lauteres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen, und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als

über

über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Westen der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit innigstem Danke, und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufs. Nur Er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freyen Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen,

oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen tiefsinnigen Dinge und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigenthümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen dunklen Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen seyn. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, was die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herlockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt

ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählich zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs

blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige mal habe ich nicht vor Ort gesessen, und bey dem Schein meiner Lampe das schlichte Krucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen seyn, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaus gelehrt, und in dem Schooße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine arm-

selige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andre Gänge veredlen ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schaart, und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern: aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg, und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie

zu bemeiſtern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Es fehlt euch gewiß nicht, ſagte Heinrich, an ermunternden Liedern. Ich ſollte meinen, daß Euch euer Beruf unwillkührlich zu Geſängen begeiſtern und die Muſik eine willkommne Begleiterin der Bergleute ſeyn müßte.

Da habt ihr wahr geſprochen, erwiederte der Alte; Geſang und Zitherſpiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reize derſelben genießen, als der unſrige. Muſik und Tanz ſind eigentliche Freuden des Bergmanns; ſie ſind wie ein fröliches Gebet, und die Erinnerungen und Hofnungen deſſelben helfen die mühſame Arbeit erleichtern und die lange Einſamkeit verkürzen.

Wenn es euch gefällt, ſo will ich euch

gleich einen Geſang zum Beſten geben, der fleißig in meiner Jugend geſungen wurde.

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

•

Wer ihrer Felſenglieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

•

Er iſt mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' ſie ſeine Braut.

•

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu

Und ſcheut nicht Fleiß und Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

•

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloßnen Zeit,
Iſt ſie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

•

Der Vorwelt heilge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

•

Er triſt auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

•

Ihm folgen die Gewäſſer
Hülfreich den Berg hinauf;

Und alle Felſenſchlöſſer,
Thun ihre Schätz' ihm auf.

•

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

•

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

•

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der hohe Herr der Welt.

•

Heinrichen gefiel das Lied ungemein, und er bat den Alten, ihm noch eins mitzutheilen.

Der Alte war auch gleich bereit und ſagte: Ich weiß gleich noch ein wunderliches Lied, was wir ſelbſt nicht wiſſen, wo es her iſt.

Es brachte es ein reiſender Bergmann mit, der weit herkam, und ein ſonderlicher Ruthengänger war. Das Lied fand großen Beyfall, weil es ſo ſeltſamlich klang, beynah ſo dunkel und unverſtändlich, wie die Muſik ſelbſt, aber eben darum auch ſo unbegreiflich anzog, und im wachenden Zuſtande wie ein Traum unterhielt.

Ich kenne wo ein feſtes Schloß
Ein ſtiller König wohnt darinnen,
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch ſteigt er nie auf ſeine Zinnen.
Verborgen iſt ſein Luſtgemach
Und unſichtbare Wächter lauſchen;
Nur wohlbekannte Quellen rauſchen
Zu ihm herab vom bunten Dach.

Was ihre hellen Augen ſahn
In der Geſtirne weiten Sälen,
Das ſagen ſie ihm treulich an
Und können ſich nicht ſatt erzählen.
Er badet ſich in ihrer Flut,
Wäſcht ſauber ſeine zarten Glieder
Und ſeine Stralen blinken wieder
Aus ſeiner Mutter weißem Blut.

•

Sein Schloß iſt alt und wunderbar,
Es ſank herab aus tiefen Meeren
Stand feſt, und ſteht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren.
Von innen ſchlingt ein heimlich Band
Sich um des Reihes Unterthanen,
Und Wölken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felſenwand.

•

Ein unermeßliches Geſchlecht
Umgiebt die feſtverſchloſſenen Pforten,

Ein jeder spielt den treuen Knecht
Und ruft den Herrn mit süßen Worten.
Sie fühlen sich durch ihn beglückt,
Und ahnden nicht, daß sie gefangen;
Berauscht von trüglichem Verlangen
Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

•

Nur Wenige sind schlau und wach,
Und dürsten nicht nach seinen Gaben;
Sie trachten unablässig nach
Das alte Schloß zu untergraben.
Der Heimlichkeit urmächtgen Bann,
Kann nur die Hand der Einsicht lösen;
Gelingt's das Innere zu entblößen
So bricht der Tag der Freyheit an.

•

Dem Fleiß ist keine Wand zu fest,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;
Wer sich auf Herz und Hand verläßt
Spürt nach dem König unbedenklich.

Aus ſeinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geiſter durch die Geiſter,
Macht ſich der wilden Fluten Meiſter,
Und heißt ſie ſelbſt heraus ſich ziehn.

•

Je mehr er nun zum Vorſchein kömmt
Und wild immher ſich treibt auf Erden:
Je mehr wird ſeine Macht gedämmt,
Je mehr die Zahl der Freyen werden.
Am Ende wird von Banden los
Das Meer die leere Burg durchdringen
Und trägt auf weißen grünen Schwingen
Zurück uns in der Heymath Schooß.

•

Es dünkte Heinrichen, wie der Alte geendigt hatte, als habe er das Lied ſchon irgend wo gehört. Er ließ es ſich wiederholen und ſchrieb es ſich auf. Der Alte ging nachher hinaus und die Kaufleute ſprachen unterdeſſen mit den andern Gäſten über die Vortheile des

Bergbaues und seine Mühseligkeiten. Einer sagte: der Alte ist gewiß nicht umsonst hier. Er ist heute zwischen den Hügeln umhergeklettert und hat gewiß gute Anzeichen gefunden. Wir wollen ihn doch fragen, wenn er wieder herein kömmt. Wißt ihr wohl, sagte ein Andrer, daß wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unser Dorf zu suchen? Das Wasser ist weit, und ein guter Brunnen wäre uns sehr willkommen. Mir fällt ein, sagte ein dritter, daß ich ihn fragen möchte, ob er einen von meinen Söhnen mit sich nehmen will, der mir schon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiß ein tüchtiger Bergmann, und der Alte scheint ein guter Mann zu seyn, der wird schon was Rechtes aus ihm ziehn. Die Kaufleute redeten, ob sie vielleicht durch den Bergmann ein vortheilhaftes Verkehr mit Böhmen anspinnen und Metal-

le daher zu guten Preiſen erhalten möchten. Der Alte trat wieder in die Stube, und alle wünſchten ſeine Bekanntſchaft zu benutzen. Er fing an und ſagte: Wie dumpf und ängſtlich iſt es doch hier in der engen Stube. Der Mond ſteht draußen in voller Herrlichkeit, und ich hätte große Luſt noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heute bey Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe geſehn. Vielleicht entſchließen ſich Einige mitzugehn; und wenn wir nur Licht mitnehmen, ſo werden wir ohne Schwierigkeiten uns darinn umſehn können.

Den Leuten aus dem Dorfe waren dieſe Höhlen ſchon bekannt: aber bis jetzt hatte keiner gewagt hineinzuſteigen; vielmehr trugen ſie ſich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und andern Unthieren, die darinn hauſen ſollten. Einige wollten ſie ſelbſt geſehn haben, und behaupteten, daß man Kno-

chen an ihrem Eingange von geraubten und verzehrten Menschen und Thieren fände. Einige andre vermeinten, daß ein Geist dieselben bewohne, wie sie denn einigemal aus der Ferne eine seltsame menschliche Gestalt gesehn, auch zur Nachtzeit Gesänge da herüber gehört haben wollten.

Der Alte schien ihnen keinen grosen Glauben beyzumessen, und versicherte lachend, daß sie unter dem Schutze eines Bergmanns gekrost mitgehn könnten, indem die Ungeheuer sich vor ihm scheuen müßten, ein singender Geist aber gewiß ein wohlthätiges Wesen sey. Die Neugier machte viele beherzt genug, seinen Vorschlag einzugehn; auch Heinrich wünschte ihn zu begleiten, und seine Mutter gab endlich auf das Zureden und Versprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs Sicherheit zu haben, seinen Bitten nach. Die Kaufleute waren eben so entschlos-

sen.

sen. Es wurden lange Kienspäne zu Fackeln zusammengeholt; ein Theil der Gesellschaft versah sich noch zum Überfluß mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Vertheidigungswerkzeugen, und so begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener Bauer hatte seinen wißbegierigen Sohn herbeygeholt, der voller Freude sich einer Fackel bemächtigte, und den Weg zu den Höhlen zeigte. Der Abend war heiter und warm. Der Mond stand in mildem Glanze über den Hügeln, und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufsteigen. Selbst wie ein Traum der Sonne, lag er über der in sich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Grenzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für sich schlummerte, und einsam und unberührt sich vergeblich sehnte, die dunkle Fülle

ſeines unermeßlichen Daſeyns zu entfalten. In Heinrichs Gemüth ſpiegelte ſich das Mährchen des Abends. Es war ihm, als ruhte die Welt aufgeſchloſſen in ihm, und zeigte ihm, wie einem Gaſtfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihm dünkte die große einfache Erſcheinung um ihn ſo verſtändlich. Die Natur ſchien ihm nur deswegen ſo unbegreiflich, weil ſie das Nächſte und Traulichſte mit einer ſolchen Verſchwendung von mannichfachen Ausdrücken um den Menſchen her thürmte. Die Worte des Alten hatten eine verſteckte Tapetenthür in ihm geöffnet. Er ſah ſein kleines Wohnzimmer dicht an einen erhabenen Münſter gebaut, aus deſſen ſteinernem Boden die ernſte Vorwelt emporſtieg, während von der Kuppel die klare fröliche Zukunft in goldnen Engelskindern ihr ſingend entgegenſchwebte. Gewaltige Klänge bebten in den ſilber-

nem Geſang, und zu den weiten Thoren traten alle Creaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigenthümlichen Mundart vernehmlich ausſprach. Wie wunderte er ſich, daß ihm dieſe klare, ſeinem Daſeyn ſchon unentbehrliche Anſicht ſo lange fremd geblieben war. Nun überſah er auf einmal alle ſeine Verhältniſſe mit der weiten Welt um ihn her; fühlte was er durch ſie geworden und was ſie ihm werden würde, und begrif alle die ſeltſamen Vorſtellungen und Anregungen, die er ſchon oft in ihrem Anſchauen geſpürt hatte. Die Erzählung der Kaufleute von dem Jünglinge, der die Natur ſo emſig betrachtete, und der Eydam des Königs wurde, kam ihm wieder zu Gedanken, und tauſend andere Erinnerungen ſeines Lebens knüpften ſich von ſelbſt an einen zauberiſchen Faden. Während der Zeit, daß Heinrich ſei-

nen Betrachtungen nachhing, hatte sich die Gesellschaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, und der Alte nahm eine Fackel und klettere über einige Steine zuerst hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftstrom kam ihm entgegen, und der Alte versicherte, daß sie getrost folgen könnten. Die Furchtsamsten gingen zuletzt, und hielten ihre Waffen in Bereitschaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten und der Knabe wanderte munter an seiner Seite. Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich schmalen Gange, welcher sich aber bald in eine sehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelglanz nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch sah man im Hintergrunde einige Öffnungen sich in die Felsenwand verlieren. Der Boden war weich und ziemlich eben; die Wände so wie die Decke waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäßig; aber was die

Aufmerksamkeit Aller vorzüglich beschäftigte, war die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig erhalten, an andern sah man Spuren der Verwesung, und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, schienen steinartig geworden zu seyn. Die Meisten waren von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Der Alte freute sich über diese Überbleibsel einer uralten Zeit; nur den Bauern war nicht wohl dabey zu Muthe, denn sie hielten sie für deutliche Spuren naher Raubthiere, so überzeugend ihnen auch der Alte die Zeichen eines undenklichen Alterthums daran aufwies, und sie fragte, ob sie je etwas von Verwüstungen unter ihren Heerden und vom Raube benachbarter Menschen gespürt hätten, und ob sie jene Knochen für Knochen bekannter Thiere oder Menschen halten könnten? Der Alte wollte nun weiter

in den Berg, aber die Bauern fanden für rathsam sich vor die Höhle zurückzuziehn, und dort seine Rückkunft abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bey dem Alten, und versahen sich mit Strikken und Fackeln. Sie gelangten bald in eine zweyte Höhle, wobey der Alte nicht vergaß, den Gang aus dem sie hereingekommen waren, durch eine Figur von Knochen, die er davor hinlegte, zu bezeichnen. Die Höhle glich der vorigen und war eben so reich an thierischen Resten. Heinrichen war schauerlich und wunderbar zu Muthe; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des innern Erdenpalastes. Himmel und Leben lag ihm auf einmal weit entfernt, und diese dunkeln weiten Hallen schienen zu einem unterirdischen seltsamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bey sich selbst, wäre es möglich, daß unter unsern Füßen eine eigene

Welt in einem ungeheuern Leben ſich beweg-te? daß unerhörte Geburten in den Veſten der Erde ihr Weſen trieben, die das innere Feuer des dunkeln Schooßes zu rieſenmäßi-gen und geiſtesgewaltigen Geſtalten auftrie-be? Könnten dereinſt dieſe ſchauerlichen Frem-den, von der eindringenden Kälte hervorge-trieben, unter uns erſcheinen, während viel-leicht zu gleicher Zeit himmliſche Gäſte, le-bendige, redende Kräfte der Geſtirne über un-ſern Häuptern ſichtbar würden? Sind dieſe Knochen Überreſte ihrer Wanderungen nach der Oberfläche, oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die Andern her-bey, und zeigte ihnen eine ziemlich friſche Menſchenſpur auf dem Boden. Mehrere konnten ſie nicht finden, und ſo glaubte der Alte, ohne fürchten zu müſſen, auf Räuber zu ſtoßen, der Spur nachgehen zu können.

Sie waren eben im Begriff dies auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füßen, aus einer fernen Tiefe ein ziemlich vernehmlicher Gesang anfing. Sie erstaunten nicht wenig, doch horchten sie genau auf:

Gern verweil' ich noch im Thale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

Ihre heilgen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich steh in diesem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

Eingewiegt in seelges Schauen
Angstigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königinn der Frauen
Giebt mir ihr getreues Herz.

Bangverweinte Jahre haben
Diesen schlechten Thon verklart,
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

•

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd ich einst von hier getragen
Schau ich dankbar noch zurück.

•

Alle waren auf das angenehmste überrascht, und wünschten sehnlichst den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen sie in einem Winkel der rechten Seitenwand, einen abwärts gesenkten Gang, in welchen die Fußtapfen zu führen schienen. Bald dünkte es ihnen, eine Hellung zu bemerken, die stärker wurde, je näher sie kamen. Es that sich ein neues Gewölbe von noch größerm Um-

fange, als die vorherigen, auf, in deſſen Hintergrunde ſie bey einer Lampe eine menſchliche Geſtalt ſitzen ſahen, die vor ſich auf einer ſteinernen Platte ein großes Buch liegen hatte, in welchem ſie zu leſen ſchien.

Sie drehte ſich nach ihnen zu, ſtand auf und ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, deſſen Alter man nicht errathen konnte. Er ſah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit bemerkte man an ihm, als ſchlichte ſilberne Haare, die auf der Stirn geſcheitelt waren. In ſeinen Augen lag eine unausſprechliche Heiterkeit, als ſähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füße gebunden, und ſchien keine andere Kleidung zu haben, als einen weiten Mantel, der um ihn hergeſchlungen war, und ſeine edle große Geſtalt noch mehr heraus hob. Über ihre unvermuthete Ankunft ſchien er

nicht im mindeſten verwundert; wie ein Bekannter begrüßte er ſie. Es war, als empfing er erwartete Gäſte in ſeinem Wohnhauſe. Es iſt doch ſchön, daß ihr mich beſucht, ſagte er; Ihr ſeyd die erſten Freunde, die ich hier ſehe, ſo lange ich auch ſchon hier wohne. Scheint es doch, als finge man an, unſer großes wunderbares Haus genauer zu betrachten. Der Alte erwiederte: Wir haben nicht vermuthet, einen ſo freundlichen Wirth hier zu finden. Von wilden Thieren und Geiſtern war uns erzählt, und nun ſehen wir uns auf das anmuthigſte getäuſcht. Wenn wir euch in eurer Andacht und in euren tiefſinnigen Betrachtungen geſtört haben: ſo verzeiht es unſerer Neugierde. — Könnte eine Betrachtung erfreulicher ſeyn, ſagte der Unbekannte, als die frohen uns zuſagender Menſchengeſichter? Haltet mich nicht für einen Menſchenfeind, weil ihr mich in dieſer Einöde

treffe. Ich habe die Welt nicht geflohen, sondern ich habe nur eine Ruhestätte gesucht, wo ich ungestört meinen Betrachtungen nachhängen könnte. — Hat euch euer Entschluß nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo euch bange wird und euer Herz nach einer Menschenstimme verlangt? — Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiße Schwärmerey mich veranlaßte, Einsiedler zu werden. Dunkle Ahndungen beschäftigten meine jugendliche Fantasie. Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einsamkeit zu finden. Unerschöpflich dünkte mir die Quelle meines innern Lebens. Aber ich merkte bald, daß man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein seyn kann, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem Geschlecht eine gewisse Selbstständigkeit erlangt.

Ich glaube selbst, erwiederte der Alte, daß es einen gewissen natürlichen Beruf zu jeder Lebensart giebt, und vielleicht, daß die Erfahrungen eines zunehmenden Alters von selbst auf eine Zurükziehung aus der menschlichen Gesellschaft führen. Scheint es doch, als sey dieselbe der Thätigkeit, sowohl zum Gewinnst als zur Erhaltung gewidmet. Eine große Hoffnung, ein gemeinschaftlicher Zweck treibt sie mit Macht; und Kinder und Alte scheinen nicht dazu zu gehören. Unbehülflichkeit und Unwissenheit schließen die Ersten davon aus; während die letztern jene Hoffnung erfüllt, jenen Zweck erreicht sehen, und nun nicht mehr von ihnen in den Kreis jener Gesellschaft verflochten, in sich selbst zurükkehren, und genug zu thun finden, sich auf eine höhere Gemeinschaft würdig vorzubereiten. Indeß scheinen bey euch noch besondere Ursachen statt gefunden zu haben, euch so ganz-

lich von den Menſchen abzuſondern und Verzicht auf alle Bequemlichkeiten der Geſellſchaft zu leiſten. Mich dünkt, daß die Spannung eures Gemüths doch oft nachlaſſen und euch dann unbehaglich zu Muthe werden müßte.

Ich fühlte das wohl, indeß habe ich es glücklich durch eine ſtrenge Regelmäßigkeit meines Lebens zu vermeiden gewußt. Dabey ſuche ich mich durch Bewegung geſund zu erhalten, und dann hat es keine Noth. Jeden Tag gehe ich mehrere Stunden herum, und genieße den Tag und die Luft ſoviel ich kann. Sonſt halte ich mich in dieſen Hallen auf, und beſchäftige mich zu gewiſſen Stunden mit Korbflechten und Schnitzen. Für meine Waaren tauſche ich mir in entlegenen Ortſchaften Lebensmittel ein, Bücher hab ich mir mitgebracht, und ſo vergeht die Zeit, wie ein Augenblick. In jenen Gegenden habe ich

einige Bekannte, die um meinen Aufenthalt wissen, und von denen ich erfahre, was in der Welt geschieht. Diese werden mich begraben, wenn ich todt bin und meine Bücher zu sich nehmen.

Er führte sie näher an seinen Sitz, der nahe an der Höhlenwand war. Sie sahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüstung, die ziemlich kostbar zu seyn schien. Der Tisch bestand aus fünf grossen steinernen Platten, die wie ein Kasten zusammengesetzt waren. Auf der obersten lagen eine männliche und weibliche Figur in Lebensgröße eingehauen, die einen Kranz von Lilien und Rosen angefaßt hatten; an den Seiten stand:

Friedrich und Marie von Hohenzollern kehrten auf dieser Stelle in ihr Vaterland zurück.

Der Einsiedler fragte seine Gäste nach ihrem Vaterlande, und wie sie in diese Gegenden gekommen wären. Er war sehr freundlich und offen, und verrieth eine große Bekanntschaft mit der Welt. Der Alte sagte; Ich sehe, Ihr seyd ein Kriegsmann gewesen, die Rüstung verräth euch. — Die Gefahren und Wechsel des Krieges, der hohe poetische Geist, der ein Kriegsheer begleitet, rissen mich aus meiner jugendlichen Einsamkeit und bestimmten die Schicksale meines Lebens. Vielleicht, daß das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten, denen ich beywohnte, mir den Sinn für die Einsamkeit noch mehr geöffnet haben: die zahllosen Erinnerungen sind eine unterhaltende Gesellschaft, und dies um so mehr, je veränderter der Blick ist, mit dem wir sie überschauen, und der nun erst ihren wahren Zu-

sam-

ſammenhang, den Tiefſinn ihrer Folge, und die Bedeutung ihrer Erſcheinungen entdeckt. Der eigentliche Sinn für die Geſchichten der Menſchen entwickelt ſich erſt ſpät, und mehr unter den ſtillen Einflüſſen der Erinnerung, als unter den gewaltſameren Eindrücken der Gegenwart. Die nächſten Ereigniſſe ſcheinen nur locker verknüpft, aber ſie ſympathiſiren deſto wunderbarer mit entfernteren; und nur dann, wenn man im Stande iſt, eine lange Reihe zu überſehn und weder alles buchſtäblich zu nehmen, noch auch mit muthwilligen Träumen die eigentliche Ordnung zu verwirren, bemerkt man die geheime Verkettung des Ehemaligen und Künftigen, und lernt die Geſchichte aus Hoffnung und Erinnerung zuſammenſetzen. Indeß nur dem, welchem die ganze Vorzeit gegenwärtig iſt, mag es gelingen, die einfache Regel der Geſchichte zu entdecken. Wir kommen nur zu unvollſtändigen

und beschwerlichen Formeln, und können froh seyn, nur für uns selbst eine brauchbare Vorschrift zu finden, die uns hinlängliche Aufschlüsse über unser eigenes kurzes Leben verschafft. Ich darf aber wohl sagen, daß jede sorgfältige Betrachtung der Schicksale des Lebens einen tiefen, unerschöpflichen Genuß gewährt, und unter allen Gedanken uns am meisten über die irdischen Übel erhebt. Die Jugend liest die Geschichte nur aus Neugier, wie ein unterhaltendes Mährchen; dem reifern Alter wird sie eine himmlische, tröstende und erbauende Freundinn, die ihn durch ihre weisen Gespräche sanft zu einer höhern, umfassenderen Laufbahn vorbereitet, und mit der unbekannten Welt ihn in faßlichen Bildern bekannt macht. Die Kirche ist das Wohnhaus der Geschichte, und der stille Hof ihr sinnbildlicher Blumengarten. Von der Geschichte sollten nur alte, gottesfürchtige Leute

ſchreiben, deren Geſchichte ſelbſt zu Ende iſt, und die nichts mehr zu hoffen haben, als die Verpflanzung in den Garten. Nicht finſter und trübe wird ihre Beſchreibung ſeyn; vielmehr wird ein Strahl aus der Kuppel alles in der richtigſten und ſchönſten Erleuchtung zeigen, und heiliger Geiſt wird über dieſen ſeltſam bewegten Gewäſſern ſchweben.

Wie wahr und einleuchtend iſt eure Rede, ſetzte der Alte hinzu. Man ſollte gewiß mehr Fleiß darauf wenden, das Wiſſenswürdige ſeiner Zeit treulich aufzuzeichnen, und es als ein andächtiges Vermächtniß den künftigen Menſchen zu hinterlaſſen. Es giebt tauſend entferntere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird, und gerade um das Nächſte und Wichtigſte, um die Schickſale unſers eigenen Lebens, unſerer Angehörigen, unſers Geſchlechts, deren leiſe Planmäßigkeit wir in den Gedanken einer Vorſehung aufge-

faßt haben, bekümmern wir uns so wenig, und lassen sorglos alle Spuren in unserm Gedächtnisse verwischen. Wie Heiligthümer wird eine weisere Nachkommenschaft jede Nachricht, die von den Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufsuchen, und selbst das Leben eines Einzelnen unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig seyn, da gewiß sich das große Leben seiner Zeitgenossenschaft darinn mehr oder weniger spiegelt.

Es ist nur so schlimm, sagte der Graf von Hohenzollern, daß selbst die Wenigen, die sich der Aufzeichnung der Thaten und Vorfälle ihrer Zeit unterzogen, nicht über ihr Geschäft nachdachten, und ihren Beobachtungen keine Vollständigkeit und Ordnung zu geben suchten, sondern nur aufs Gerathewohl bey der Auswahl und Sammlung ihrer Nachrichten verfuhren. Ein jeder wird leicht an sich bemerken, daß er nur dasjenige

deutlich und vollkommen beschreiben kann, was er genau kennt, dessen Theile, dessen Entstehung und Folge, dessen Zweck und Gebrauch ihm gegenwärtig sind: denn sonst wird keine Beschreibung, sondern ein verwirrtes Gemisch von unvollständigen Bemerkungen entstehn. Man lasse ein Kind eine Maschine, einen Landmann ein Schiff beschreiben, und gewiß wird kein Mensch aus ihren Worten einigen Nutzen und Unterricht schöpfen können, und so ist es mit den meisten Geschichtschreibern, die vielleicht fertig genug im Erzählen und bis zum Überdruß weitschweifig sind, aber doch gerade das Wissenswürdigste vergessen, dasjenige, was erst die Geschichte zur Geschichte macht, und die mancherley Zufälle zu einem angenehmen und lehrreichen Ganzen verbindet. Wenn ich das alles recht bedenke, so scheint es mir, als wenn ein Geschichtschreiber

nothwendig auch ein Dichter seyn müßte, denn nur die Dichter mögen sich auf jene Kunst, Begebenheiten schicklich zu verknüpfen, verstehn. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit stillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geist des Lebens bemerkt. Es ist mehr Wahrheit in ihren Mährchen, als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Personen und deren Schicksale erfunden: so ist doch der Sinn, in dem sie erfunden sind, wahrhaft und nützlich. Es ist für unsern Genuß und unsere Belehrung gewissermaßen einerley, ob die Personen, in deren Schicksalen wir den unsrigen nachspüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anschauung der großen einfachen Seele der Zeiterscheinungen, und finden wir diesen Wunsch gewährt, so kümmern wir uns nicht um die zufällige Existenz ihrer äußern Figuren.

Auch ich bin den Dichtern, sagte der Alte, von jeher deshalb zugethan gewesen. Das Leben und die Welt ist mir klarer und anschaulicher durch sie geworden. Es dünkte mich, sie müßten befreundet mit den scharfen Geistern des Lichtes seyn, die alle Naturen durchdringen und sondern, und einen eigenthümlichen, zartgefärbten Schleyer über jede verbreiten. Meine eigene Natur fühlte ich bey ihren Liedern leicht entfaltet, und es war, als könnte sie sich nun freyer bewegen, ihrer Geselligkeit und ihres Verlangens froh werden, mit stiller Lust ihre Glieder gegen einander schwingen, und tausenderley anmuthige Wirkungen hervorrufen.

Wart ihr so glücklich in eurer Gegend einige Dichter zu haben? fragte der Einsiedler.

Es haben sich wohl zuweilen einige bey uns eingefunden: aber sie schienen Gefallen

am Reisen zu finden, und so hielten sie sich meist nicht lange auf. Indeß habe ich auf meinen Wanderungen nach Illyrien, nach Sachsen und Schwedenland nicht selten welche gefunden, deren Andenken mich immer erfreuen wird.

So seyd ihr ja weit umhergekommen, und müßt viele denkwürdige Dinge erlebt haben.

Unsere Kunst macht es fast nöthig, daß man sich weit auf dem Erdboden umsieht, und es ist als triebe den Bergmann ein unterirdisches Feuer umher. Ein Berg schickt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig, und hat seine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunst zu lernen, die unsern Fußboden so seltsam gegründet und ausgetäfelt hat. Unsere Kunst ist uralt und weit verbreitet. Sie mag wohl aus Morgen, mit der Sonne, wie unser Geschlecht, nach Abend

gewandert seyn, und von der Mitte nach den Enden zu. Sie hat überall mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das Bedürfniß den menschlichen Geist zu klugen Erfindungen gereizt, so kann der Bergmann überall seine Einsichten und seine Geschicklichkeit vermehren und mit nützlichen Erfahrungen seine Heymath bereichern.

Ihr seyd beynah verkehrte Astrologen, sagte der Einsiedler. Wenn diese den Himmel unverwandt betrachten und seine unermeßlichen Räume durchirren: so wendet ihr euren Blick auf den Erdboden, und erforscht seinen Bau. Jene studieren die Kräfte und Einflüsse der Gestirne, und ihr untersucht die Kräfte der Felsen und Berge, und die mannichfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinschichten. Jenen ist der Himmel das Buch der Zukunft, während euch die Erde Denkmale der Urwelt zeigt.

Es iſt dieſer Zuſammenhang nicht ohne Bedeutung, ſagte der Alte lächelnd. Die leuchtenden Profeten ſpielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geſchichte des wunderlichen Erdbaus. Man wird vielleicht ſie aus ihren Werken, und ihre Werke aus ihnen mit der Zeit beſſer kennen und erklären lernen. Vielleicht zeigen die großen Gebirgsketten die Spuren ihrer ehemaligen Straßen, und hatten ſelbſt Luſt, ſich auf ihre eigene Hand zu nähren und ihren eigenen Gang am Himmel zu gehn. Manche hoben ſich kühn genug, um auch Sterne zu werden, und müſſen nun dafür die ſchöne grüne Bekleidung der niedrigern Gegenden entbehren. Sie haben dafür nichts erhalten, als daß ſie ihren Vätern das Wetter machen helfen, und Profeten für das tiefere Land ſind, das ſie bald ſchützen bald mit Ungewittern überſchwemmen.

Seitdem ich in dieſer Höhle wohne, fuhr der Einſiedler fort, habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es iſt unbeſchreiblich, was dieſe Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorſtellen, die ein Bergmann für ſein Handwerk hegen muß. Wenn ich die ſeltſamen alten Knochen anſehe, die hier in ſo gewaltiger Menge verſammelt ſind: wenn ich mir die wilde Zeit denke, wo dieſe fremdartigen, ungeheuren Thiere in dichten Schaaren ſich in dieſe Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angſt vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufſteige, wo dieſe Höhlen zuſammenwuchſen und ungeheure Fluten das Land bedeckten: ſo komme ich mir ſelbſt wie ein Traum der Zukunft, wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar iſt gegen dieſe gewaltſamen, rieſenmäßi-

gen Zeiten, die heutige Natur! und das furchtbarste Gewitter, das entsetzlichste Erdbeben in unsern Tagen, ist nur ein schwacher Nachhall jener grausenvollen Geburtswehen. Vielleicht daß auch die Pflanzen- und Thierwelt, ja die damaligen Menschen selbst wenn es auf einzelnen Eylanden in diesem Ozean welche gab, eine andere festere und rauhere Bauart hatten, — wenigstens dürfte man die alten Sagen von einem Riesenvolke dann keiner Erdichtungen zeihen.

Es ist erfreulich, sagte der Alte, jene allmählige Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein immer innigeres Einverständniß, eine friedlichere Gemeinschaft, eine gegenseitige Unterstützung und Belebung, scheint sich allmählich gebildet zu haben, und wir können immer besseren Zeiten entgegensehn. Es wäre vielleicht möglich, daß hin und wieder noch alter Sauerteig gährte, und noch einige

heftige Erschütterungen erfolgten; indeß sieht man doch das allmächtige Streben nach freyer, einträchtiger Verfassung, und in diesem Geiste wird jede Erschütterung vorübergehen und dem großen Ziele näher führen. Mag es seyn, daß die Natur nicht mehr so fruchtbar ist, daß heut zu Tage keine Metalle und Edelsteine, keine Felsen und Berge mehr entstehn, daß Pflanzen und Thiere nicht mehr zu so erstaunlichen Größen und Kräften aufquellen: je mehr sich ihre erzeugende Kraft erschöpft hat, desto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geselligen Kräfte zugenommen, ihr Gemüth ist empfänglicher und zarter, ihre Fantasie mannichfaltiger und sinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunstreicher geworden. Sie nähert sich dem Menschen, und wenn sie ehmals ein wildgebährender Fels war, so ist sie jetzt eine stille, treibende Pflanze, eine stumme mensch-

liche Künstlerinn. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nöthig, deren Überfluß auf undenkliche Zeiten ausreicht. Wie klein ist der Raum, den ich durchwandert bin, und welche mächtige Vorräthe habe ich nicht gleich auf den ersten Blick gefunden, deren Benutzung der Nachwelt überlassen bleibt. Welche Reichthümer verschließen nicht die Gebirge nach Norden, welche günstige Anzeigen fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn vom Fuße der Carpathischen Gebirge, und in den Felsenthälern von Tyrol, Östreich und Bayern. Ich könnte ein reicher Mann seyn, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuschlagen brauchte. An manchen Orten sah ich mich, wie in einem Zaubergarten. Was ich ansah, war von köstlichen Metallen und auf das kunstreichste gebildet. In den zierlichen Locken und Ästen

des Silbers hingen glänzende, rubinrothe, durchsichtige Früchte, und die schweren Bäumchen standen auf krystallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man traute kaum seinen Augen an diesen wunderbaren Orten, und ward nicht müde diese reizenden Wildnisse zu durchstreifen und sich an ihren Kleinodien zu ergötzen. Auch auf meiner jetzigen Reise habe ich viele Merkwürdigkeiten gesehn, und gewiß ist in andern Ländern die Erde eben so ergiebig und verschwenderisch.

Wenn man, sagte der Unbekannte, die Schätze bedenkt, die im Orient zu Hause sind, so ist daran kein Zweifel, und ist das ferne Indien, Afrika und Spanien nicht schon im Alterthum durch die Reichthümer seines Bodens bekannt gewesen? Als Kriegsmann giebt man freylich nicht so genau auf die Adern und Klüfte der Berge acht, indeß

habe ich doch zuweilen meine Betrachtungen über diese glänzenden Streifen gehabt, die wie seltsame Knospen auf eine unerwartete Blüthe und Frucht deuten. Wie hätte ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an diesen dunkeln Behausungen vorbeyzog, daß ich noch im Schooße eines Berges mein Leben beschließen würde. Meine Liebe trug mich stolz über den Erdboden, und in ihrer Umarmung hoffte ich in späten Jahren zu entschlafen. Der Krieg endigte, und ich zog nach Hause, voll froher Erwartungen eines erquicklichen Herbstes. Aber der Geist des Krieges schien der Geist meines Glücks zu seyn. Meine Marie hatte mir zwey Kinder im Orient geboren. Sie waren die Freude unsers Leben. Die Seefahrt und die rauhere Abendländische Luft störte ihre Blüthe. Ich begrub sie wenig Tage nach meiner Ankunft in Europa.

Kummervoll führte ich meine troſtloſe Gattin nach meiner Heymath. Ein ſtiller Gram mochte den Faden ihres Lebens mürbe gemacht haben. Auf einer Reiſe, die ich bald darauf unternehmen mußte, auf der ſie mich wie immer begleitete, verſchied ſie ſanft und plötzlich in meinen Armen. Es war hier nahe bey, wo unſere indiſche Wallfahrt zu Ende ging. Mein Entſchluß war im Augenblicke reif. Ich fand, was ich nie erwartet hatte; eine göttliche Erleuchtung kam über mich, und ſeit dem Tage, da ich ſie hier ſelbſt begrub, nahm eine himmliſche Hand allen Kummer von meinem Herzen. Das Grabmal habe ich nachher errichten laſſen. Oft ſcheint eine Begebenheit ſich zu endigen, wenn ſie erſt eigentlich beginnt, und dies hat bey meinem Leben ſtatt gefunden. Gott verleihe euch allen ein ſeliges Alter, und ein ſo geruhiges Gemüth wie mir.

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerksam dem Gespräche zugehört, und der Erstere fühlte besonders neue Entwickelungen seines ahndungsvollen Innern. Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtstaub, in seinen Schooß, und rückten ihn schnell aus dem engen Kreise seiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und er glaubte nie anders gedacht und empfunden zu haben.

Der Einsiedler zeigte ihnen seine Bücher. Es waren alte Historien und Gedichte. Heinrich blätterte in den großen schöngemahlten Schriften; die kurzen Zeilen der Verse, die Überschriften, einzelne Stellen, und die saubern Bilder, die hier und da, wie verkörperte Worte, zum Vorschein kamen, um die Einbildungskraft des Lesers zu unterstützen, reizten mächtig seine Neugierde. Der

Einsiedler bemerkte seine innere Lust, und erklärte ihm die sonderbaren Vorstellungen. Die mannichfaltigsten Lebensscenen waren abgebildet. Kämpfe, Leichenbegängnisse, Hochzeitfeyerlichkeiten, Schiffbrüche, Höhlen und Paläste; Könige, Helden, Priester, alte und junge Leute, Menschen in fremden Trachten, und seltsame Thiere, kamen in verschiedenen Abwechselungen und Verbindungen vor. Heinrich konnte sich nicht satt sehen, und hätte nichts mehr gewünscht, als bey dem Einsiedler, der ihn unwiderstehlich anzog, zu bleiben, und von ihm über diese Bücher unterrichtet zu werden. Der Alte fragte unterdeß, ob es noch mehr Höhlen gäbe, und der Einsiedler sagte ihm, daß noch einige sehr große in der Nähe lägen, wohin er ihn begleiten wollte. Der Alte war dazu bereit, und der Einsiedler, der die Freude merkte, die Heinrich an seinen Büchern hatte, veran-

laßte ihn, zurückzubleiben, und sich während dieser Zeit weiter unter denselben umzusehn. Heinrich blieb mit Freuden bey den Büchern, und dankte ihm innig für seine Erlaubniß. Er blätterte mit unendlicher Lust umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geschrieben war, die ihm einige Ähnlichkeit mit der Lateinischen und Italienischen zu haben schien. Er hätte sehnlichst gewünscht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich ohne daß er eine Sylbe davon verstand. Es hatte keinen Titel, doch fand er noch beym Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zusah, entdeckte er seine eigene Gestalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. Er erschrack und glaubte zu träumen, aber beym wiederhohlten Ansehn konnte er nicht mehr an der vollkommenen Ähnlichkeit zweifeln.

Er traute kaum seinen Sinnen, als er bald auf einem Bilde die Höhle, den Einsiedler, und den Alten neben sich entdeckte. Allmählich fand er auf den andern Bildern die Morgenländerinn, seine Eltern, den Landgrafen und die Landgräfinn von Thüringen, seinen Freund den Hofkaplan, und manche Andere seiner Bekannten: doch waren ihre Kleidungen verändert und schienen aus einer andern Zeit zu seyn. Eine große Menge Figuren wußte er nicht zu nennen, doch däuchten sie ihm bekannt. Er sah sein Ebenbild in verschiedenen Lagen. Gegen das Ende kam er sich größer und edler vor. Die Guitarre ruhte in seinen Armen, und die Landgräfinn reichte ihm einen Kranz. Er sah sich am kayserlichen Hofe, zu Schiffe, in trauter Umarmung mit einem schlanken lieblichen Mädchen, in einem Kampfe mit wildaussehenden Männern, und in freundlichen Gesprächen

mit Sarazenen und Mohren. Ein Mann von ernstem Ansehn kam häufig in seiner Gesellschaft vor. Er fühlte tiefe Ehrfurcht vor dieser hohen Gestalt, und war froh sich Arm in Arm mit ihm zu sehn. Die letzten Bilder waren dunkel und unverständlich; doch überraschten ihn einige Gestalten seines Traumes mit dem innigsten Entzücken; der Schluß des Buches schien zu fehlen. Heinrich war sehr bekümmert, und wünschte nichts sehnlicher, als das Buch lesen zu können, und vollständig zu besitzen. Er betrachtete die Bilder zu wiederholten Malen und war bestürzt, wie er die Gesellschaft zurückkommen hörte. Eine wunderliche Schaam befiel ihn. Er getraute sich nicht, seine Entdeckung merken zu lassen, machte das Buch zu, und fragte den Einsiedler nur obenhin nach dem Titel und der Sprache desselben, wo er denn erfuhr, daß es in provenzalischer Sprache ge-

schrieben sey. Es ist lange, daß ich es gelesen habe, sagte der Einsiedler. Ich kann mich nicht genau mehr des Inhalts entsinnen. Soviel ich weiß, ist es ein Roman von den wunderbaren Schicksalen eines Dichters, worinn die Dichtkunst in ihren mannnichfachen Verhältnissen dargestellt und gepriesen wird. Der Schluß fehlt an dieser Handschrift, die ich aus Jerusalem mitgebracht habe, wo ich sie in der Verlassenschaft eines Freundes fand, und zu seinem Andenken aufhob.

Sie nahmen nun von einander Abschied, und Heinrich war bis zu Thränen gerührt. Die Höhle war ihm so merkwürdig, der Einsiedler so lieb geworden.

Alle umarmten diesen herzlich, und er selbst schien sie lieb gewonnen zu haben. Heinrich glaubte zu bemerken, daß er ihn mit einem freundlichen durchdringenden Blick

ansehe. Seine Abschiedsworte gegen ihn waren sonderbar bedeutend. Er schien von seiner Entdeckung zu wissen und darauf anzuspielen. Bis zum Eingang der Höhlen begleitete er sie, nachdem er sie und besonders den Knaben gebeten hatte, nichts von ihm gegen die Bauern zu erwähnen, weil er sonst ihren Zudringlichkeiten ausgesetzt seyn würde.

Sie versprachen es alle. Wie sie von ihm schieden und sich seinem Gebet empfahlen, sagte er: Wie lange wird es währen, so sehn wir uns wieder, und werden über unsere heutigen Reden lächeln. Ein himmlischer Tag wird uns umgeben, und wir werden uns freuen, daß wir einander in diesen Thälern der Prüfung freundlich begrüßten, und von gleichen Gesinnungen und Ahndungen beseelt waren. Sie sind die Engel, die uns hier sicher geleiten. Wenn euer Auge fest am Himmel haftet, so werdet ihr nie den Weg

zu eurer Heymath verlieren. — Sie trennten sich mit stiller Andacht, fanden bald ihre zaghaften Gefährten, und erreichten unter allerlei Erzählungen in Kurzem das Dorf, wo Heinrichs Mutter, die in Sorgen gewesen war, sie mit tausend Freuden empfing.

Sechstes Kapitel.

Menschen, die zum Handeln, zur Geschäftigkeit geboren sind, können nicht früh genug alles selbst betrachten und beleben. Sie müssen überall selbst Hand anlegen und viele Verhältnisse durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerstreuungen vieler und mannichfaltiger Gegenstände gewissermaßen abhärten, und sich gewöhnen, selbst im Drange großer Begebenheiten den Faden ihres Zwecks festzuhalten, und ihn gewandt hindurchzuführen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer stillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in sich gekehrte Zuschauerin, sie muß unablässig nach außen gerichtet, und eine emsige, schnell entscheidende Dienerinn des Ver-

ſtandes ſeyn. Sie ſind Helden, und um ſie her drängen ſich die Begebenheiten, die geleitet und gelöſt ſeyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geſchichten unter ihrem Einfluß, und ihr Leben iſt eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und ſeltſamer Ereigniſſe.

Anders iſt es mit jenen ruhigen, unbekannten Menſchen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leiſes Bilden ihrer innern Kräfte iſt. Keine Unruhe treibt ſie nach außen. Ein ſtiller Beſitz genügt ihnen und das unermeßliche Schauſpiel außer ihnen reizt ſie nicht, ſelbſt darinn aufzutreten, ſondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um ſeiner Betrachtung ihre Muſe zu widmen. Verklungen nach dem Geiſte deſſelben hält ſie in der Ferne, und er iſt es, der ſie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüths in dieſer

menschlichen Welt bestimmte, während jene die äußere Gliedmaßen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derselben vorstellen.

Große und vielfache Begebenheiten würden sie stören. Ein einfaches Leben ist ihr Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften müssen sie mit dem reichen Inhalt, und den zahllosen Erscheinungen der Welt bekannt werden. Nur selten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall sie auf einige Zeit in seine raschen Wirbel mit hereinziehn, um durch einige Erfahrungen sie von der Lage und dem Character der handelnden Menschen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn schon genug von nahen unbedeutenden Erscheinungen beschäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darstellen, und sie werden keinen Schritt thun, ohne die überraschendsten Entdeckungen in sich selbst über das Wesen und die Bedeu-

tung derſelben zu machen. Es ſind die Dichter, dieſe ſeltenen Zugmenſchen, die zuweilen durch unſere Wohnſitze wandeln, und überall den alten ehrwürdigen Dienſt der Menſchheit und ihrer erſten Götter, der Geſtirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Geſundheit, und des Frohſinns erneuern: ſie, die ſchon hier im Beſitz der himmliſchen Ruhe ſind, und von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdiſchen Früchte einathmen, ohne ſie zu verzehren und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu ſeyn. Freye Gäſte ſind ſie, deren goldener Fuß nur leiſe auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkührlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt ſich wie ein guter König, frohen und klaren Geſichtern nach aufſuchen, und er iſt es, der allein den Namen eines Weiſen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden ver-

gleicht, so findet man, daß die Gesänge der Dichter nicht selten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geist der Poesie in ein neues Gemüth gerufen haben.

Heinrich war von Natur zum Dichter geboren. Mannichfaltige Zufälle schienen sich zu seiner Bildung zu vereinigen, und noch hatte nichts seine innere Regsamkeit gestört. Alles was er sah und hörte schien nur neue Riegel in ihm wegzuschieben, und neue Fenster ihm zu öffnen. Er sah die Welt in ihren großen und abwechselnden Verhältnissen vor sich liegen. Noch war sie aber stumm, und ihre Seele, das Gespräch, noch nicht erwacht. Schon nahte sich ein Dichter, ein liebliches Mädchen an der Hand, um durch Laute der Muttersprache und durch Berührung eines süßen zärtlichen Mundes, die blöden Lippen aufzuschließen, und den einfa-

chen Accord in unendliche Melodien zu entfalten.

Die Reise war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unsere Reisenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gassen nach dem ansehnlichen Hause des alten Schwaning ritten.

Heinrichen war schon die Gegend sehr reitzend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die grosen, steinernen Häuser befremdeten ihn angenehm. Er freute sich innigslich über seinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war sehr vergnügt nach der langen, mühseligen Reise sich hier in ihrer geliebten Vaterstadt zu sehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorstellen, und einmal alle Sorgen des Hauswesens bey

den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergessen zu können. Die Kaufleute hofften sich bey den dortigen Lustbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entschädigen, und einträgliche Geschäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden sie erleuchtet, und eine lustige Musik tönte ihnen entgegen. Was gilt's, sagten die Kaufleute, euer Großvater giebt ein fröhliches Fest. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäste erstaunen. Er läßt es sich wohl nicht träumen, daß das wahre Fest nun erst angehn wird. Heinrich fühlte sich verlegen, und seine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie stiegen ab, die Kaufleute blieben bey den Pferden, und Heinrich und seine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenosse zu sehen. Sie mußten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener

lie-

liefen vorüber, die sie baten, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzusagen, die ihn zu sprechen wünschten. Die Diener machten anfangs einige Schwierigkeiten; die Reisenden sahen nicht zum Besten aus; doch meldeten sie es dem Herrn des Hauses. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte sie nicht gleich, und frägte nach ihrem Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt ihr eure Tochter nicht mehr? rief sie weinend. Ich bringe euch meinen Sohn. Der alte Vater war äusserst gerührt. Er drükte sie lange an seine Brust; Heinrich sank auf ein Knie, und küßte ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu sich, und hielt Mutter und Sohn umarmt. Geschwind herein, sagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bey mir, die sich herzlich mit mir freuen werden. Heinrichs Mutter schien eini-

ge Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit sich zu besinnen. Der Vater führte beyde in den hohen, erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus Eisenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menschen. Alle Augen kehrten sich nach der Thür; alles lief herzu, die Musik schwieg, und die beyden Reisenden standen verwirrt und geblendet in ihren staubigen Kleidern, mitten in der bunten Schaar. Tausend freudige Ausrufungen gingen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten sich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen. Jedes wollte zuerst bekannt und bewillkommet seyn. Während der ältere Theil der Gesellschaft sich mit der Mutter beschäftigte, heftete sich die Aufmerksamkeit des jüngeren Theils auf den fremden Jüngling, der mit gesenktem Blick da stand, und nicht das Herz hatte, die unbekannten Gesich-

ter wieder zu betrachten. Sein Großvater machte ihn mit der Gesellschaft bekannt, und erkundigte sich nach seinem Vater und den Vorfällen ihrer Reise.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bey den Pferden geblieben waren. Sie sagte es ihrem Vater, welcher sogleich hinunter schikte, und sie einladen liess herauszukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erschienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundschaftliche Geleitung seiner Tochter. Sie waren mit vielen Anwesenden bekannt, und begrüßten sich freundlich mit ihnen. Die Mutter wünschte sich reinlich ankleiden zu dürfen. Schwaning nahm sie auf sein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Absicht.

Unter der Gesellschaft war Heinrichen ein

Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an seiner Seite gesehn zu haben glaubte. Sein edles Ansehn zeichnete ihn vor allen aus. Ein heitrer Ernst war der Geist seines Gesichts; eine offene schön gewölbte Stirn, große, schwarze, durchdringende und feste Augen, ein schalkhafter Zug um den frölichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältnisse machten es bedeutend und anziehend. Er war stark gebaut, seine Bewegungen wären ruhig und ausdrucksvoll, und wo er stand, schien er ewig stehen zu wollen. Heinrich fragte seinen Großvater nach ihm. Es ist mir lieb sagte der Alte, daß du ihn gleich bemerkt hast. Es ist mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dichter. Auf seine Bekanntschaft und Freundschaft kannst du stolzer seyn, als auf die des Kayſers. Aber wie stehts mit deinem Herzen? Er hat eine schöne Tochter; vielleicht daß sie den Vater bey dir aussticht. Es sollte mich wundern, wenn du sie nicht

gesehn hättest. Heinrich erröthete. Ich war zerstreut, lieber Großvater. Die Gesellschaft war zahlreich, und ich betrachtete nur euren Freund. Man merkt es, daß du aus Norden kömmst, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier schon aufthauen. Du sollst schon lernen nach hübschen Augen sehn.

Sie waren nun fertig und begaben sich zurück in den Saal, wo indeß die Zurüstungen zum Abendessen gemacht worden waren. Der alte Schwaning führte Heinrichen auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daß Heinrich ihn gleich bemerkt und den lebhaftesten Wunsch habe mit ihm bekannt zu seyn.

Heinrich war beschämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von seinem Vaterlande und seiner Reise. Es lag soviel Zutrauliches in seiner Stimme, daß Heinrich bald ein Herz faßte und sich freymüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning

wieder zu ihnen und brachte die schöne Mathilde. Nehmt euch meines schüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daß er eher eurten Vater, als euch gesehn hat. Eure glänzenden Augen werden schon die schlummernde Jugend in ihm wecken. In seinem Vaterlande kommt der Frühling spät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie sahen sich einander mit Bewunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leisen Worten: Ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine frölliche Tanzmusik an. Er bot ihr schweigend seine Hand; sie gab ihm die ihrige, und sie mischten sich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr sahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freuten sich über Heinrichs Behendigkeit und seine liebliche Tänzerinn. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugend-

freundinnen zu sprechen, die ihr zu einem so wohlgebildeten und so hoffnungsvollen Sohn Glück wünschten. Klingsehr sagte zu Schwaning: Euer Enkel hat ein anziehendes Gesicht. Es zeigt ein klares und umfassendes Gemüth, und seine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich hoffe, erwiederte Schwaning, daß er euer gelehriger Schüler seyn wird. Mich däucht er ist zum Dichter geboren. Euer Geist komme über ihn. Er sieht seinem Vater ähnlich; nur scheint er weniger heftig und eigensinnig. Jener war in seiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewisse Freysinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleißiger und fertiger Künstler. — Heinrich wünschte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den Rosen seiner Tänzerin. Ihr unschuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie schien der

Geist ihres Vaters in der lieblichsten Verkleidung. Aus ihren großen ruhigen Augen sprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne. Stirn und Nase senkten sich zierlich um sie her. Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr Gesicht, und von dem schlanken, weißen Halse schlängelten sich blaue Adern in reizenden Windungen um die zarten Wangen. Ihre Stimme war wie ein fernes Echo, und das braune lockige Köpfchen schien über der leichten Gestalt nur zu schweben.

Die Schüsseln kamen herein und der Tanz war aus. Die ältern Leute setzten sich auf die Eine Seite, und die jüngern nahmen die Andere ein.

Heinrich blieb bey Mathilden. Eine junge Verwandte setzte sich zu seiner Linken, und Klingsohr saß ihm gerade gegenüber.

So wenig Mathilde sprach, so gesprächig war Veronika, seine andere Nachbarin. Sie that gleich mit ihm vertraut und machte ihn in kurzem mit allen Anwesenden bekannt. Heinrich verhörte manches. Er war noch bey seiner Tänzerin, und hätte sich gern öfters rechts gewandt. Klingsohr machte ihrem Plaudern ein Ende. Er fragte ihn nach dem Bande mit sonderbaren Figuren, was Heinrich an seinem Leibrocke befestigt hatte. Heinrich erzählte von der Morgenländerin mit vieler Rührung. Mathilde weinte, und Heinrich konnte nun seine Thränen kaum verbergen. Er gerieth darüber mit ihr ins Gespräch. Alle unterhielten sich; Veronika lachte und scherzte mit ihren Bekannten. Mathilde erzählte ihm von Ungarn, wo ihr Vater sich oft aufhielt, und von dem Leben in Augsburg. Alle waren vergnügt. Die Musik verscheuchte die Zurückhaltung und

reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Blumenkörbe dufteten in voller Pracht auf dem Tische, und der Wein schlich zwischen den Schüsseln und Blumen umher, schüttelte seine goldnen Flügel und stellte bunte Tapeten zwischen die Welt und die Gäste. Heinrich begriff erst jetzt, was ein Fest sey. Tausend frohe Geister schienen ihm um den Tisch zu gaukeln, und in stiller Sympathie mit den fröhlichen Menschen von ihren Freuden zu leben und mit ihren Genüssen sich zu berauschen. Der Lebensgenuß stand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor ihm. Das Übel ließ sich nicht sehen, und es dünkte ihm unmöglich, daß je die menschliche Neigung von diesem Baume zu der gefährlichen Frucht des Erkenntnisses, zu dem Baume des Krieges sich gewendet haben sollte. Er verstand nun den Wein und die Speisen. Sie schmeckten ihm über-

aus köſtlich. Ein himmliſches Öl würzte ſie ihm, und aus dem Becher funkelte die Herrlichkeit des irdiſchen Lebens. Einige Mädchen brachten dem alten Schwaning einen friſchen Kranz. Er ſetzte ihn auf, küßte ſie, und ſagte: Auch unſerm Freund Klingsohr müßt ihr einen bringen, wir wollen beyde zum Dank euch ein paar neue Lieder lehren. Das meinige ſollt ihr gleich haben. Er gab der Muſik ein Zeichen, und ſang mit lauter Stimme:

Sind wir nicht geplagte Weſen?
Iſt nicht unſer Loos betrübt?
Nur zu Zwang und Noth erleſen
In Verſtellung nur geübt,
Dürfen ſelbſt nicht unſre Klagen
Sich aus unſerm Buſen wagen.

Allem was die Eltern ſprechen,
Widerſpricht das volle Herz.

Die verbotne Frucht zu brechen
Fühlen wir der Sehnsucht Schmerz.
Möchten gern die süßen Knaben
Fest an unserm Herzen haben.

•

Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrey sind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde
Außer süßen Träumen noch?
Will man sie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen sie von dannen.

•

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einsamkeit,
Und zu unsern Küssen treten
Sehnsucht und Gefälligkeit.
Könnten wir wohl widerstreben
Alles, Alles hinzugeben?

•

Unſere Reize zu verhüllen
Schreibt die ſtrenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen,
Quellen ſie nicht ſelbſt empor?
Bey der Sehnſucht innrem Beben
Muß das beſte Band ſich geben.

Jede Neigung zu verſchließen,
Hart und kalt zu ſeyn, wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Fleißig und allein zu ſeyn,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heißt das wohl ein Jugendleben?

Groß ſind eines Mädchens Plagen,
Ihre Bruſt iſt krank und wund,
Und zum Lohn für ſtille Klagen
Küßt ſie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt ſich wenden,
Und das Reich der Alten enden?

Die alten Leute und die Jünglinge lachten. Die Mädchen erröteten und lächelten abwärts. Unter tausend Neckereyen wurde ein zweiter Kranz geholt, und Klingsohren aufgesetzt. Sie baten aber inständigst um keinen so leichtfertigen Gesang. Nein, sagte Klingsohr, ich werde mich wohl hüten so frevelhaft von euren Geheimnissen zu reden. Sagt selbst, was ihr für ein Lied haben wollt. Nur nichts von Liebe, riefen die Mädchen, ein Weinlied, wenn es euch ansteht. Klingsohr sang:

Auf grünen Bergen wird geboren,
Der Gott, der uns den Himmel bringt.
Die Sonne hat ihn sich erkohren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still empor,

Und wenn des Herbſtes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdiſche Geſchoß.
Er träumt von Feſten und von Siegen
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen
So lang er träumt ſich um ihn her:
Und wer betritt die heil'gen Schwellen
Den trift ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn,

Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus wenn sie ihm flehn.

•

Aus seiner Wiege dunklem Schooße,
Erscheint er in Krystallgewand;
Verschwiegener Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

•

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln,
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

•

Er sprüht in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

•

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,

Der

Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

•

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

•

Ein schöner Prosel! riefen die Mädchen. Schwaning freute sich herzlich. Sie machten noch einige Einwendungen, aber es half nichts. Sie mußten ihm die süßen Lippen hinreichen. Heinrich schämte sich nur vor seiner ernsten Nachbarin, sonst hätte er sich laut über das Vorrecht der Dichter gefreut. Veronika war unter den Kranzträgerinnen. Sie kam fröhlich zurück und sagte zu Heinrich: Nicht wahr, es ist hübsch, wenn man ein Dichter ist? Heinrich getraute sich nicht, diese Frage zu benutzen. Der Übermuth der

Freude und der Ernst der ersten Liebe kämpften in seinem Gemüth. Die reizende Veronika scherzte mit den Andern, und so gewann er Zeit, den ersten etwas zu dämpfen. Mathilde erzählte ihm, daß sie die Guitarre spiele. Ach! sagte Heinrich, von euch möchte ich sie lernen. — Ich habe mich lange darnach gesehnt. — Mein Vater hat mich unterrichtet, Er spielt sie unvergleichlich, sagte sie erröthend. — Ich glaube doch, erwiederte Heinrich, daß ich sie schneller bey euch lerne. Wie freue ich mich euren Gesang zu hören. — Stellt euch nur nicht zu viel vor. — O! sagte Heinrich, was sollte ich nicht erwarten können, da eure bloße Rede schon Gesang ist, und eure Gestalt eine himmlische Musik verkündigt.

Mathilde schwieg. Ihr Vater fing ein Gespräch mit ihm an, in welchem Heinrich mit der lebhaftesten Begeisterung sprach.

Die Nächsten wunderten sich über des Jünglings Beredsamkeit, über die Fülle seiner bildlichen Gedanken. Mathilde sah ihn mit stiller Aufmerksamkeit an. Sie schien sich über seine Reden zu freuen, die sein Gesicht mit den sprechendsten Mienen noch mehr erklärte. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er sah sich zuweilen nach Mathilden um, die über den Ausdruck seines Gesichts erstaunte. Im Feuer des Gesprächs ergriff er unvermerkt ihre Hand, und sie konnte nicht umhin, manches was er sagte, mit einem leisen Druck zu bestätigen. Klingsohr wußte seinen Enthusiasmus zu unterhalten, und lockte allmählich seine ganze Seele auf die Lippen. Endlich stand alles auf. Alles schwärmte durch einander. Heinrich war an Mathildens Seite geblieben. Sie standen unbemerkt abwärts. Er hielt ihre Hand und küßte sie zärtlich. Sie ließ sie ihm, und

blickte ihn mit unbeschreiblicher Freundlichkeit an. Er konnte sich nicht halten, neigte sich zu ihr und küßte ihre Lippen. Sie war überrascht, und erwiederte unwillkührlich seinen heißen Kuß. Gute Mathilde, lieber Heinrich, das war alles, was sie einander sagen konnten. Sie drückte seine Hand, und ging unter die Andern. Heinrich stand, wie im Himmel. Seine Mutter kam auf ihn zu. Er ließ seine ganze Zärtlichkeit an ihr aus. Sie sagte: Ist es nicht gut, daß wir nach Augsburg gereist sind? Nicht wahr, es gefällt dir't Liebe Mutter, sagte Heinrich, so habe ich mir es doch nicht vorgestellt. Es ist ganz herrlich.

Der Rest des Abends verging in unendlicher Fröhlichkeit. Die Alten spielten, plauderten, und sahen den Tänzen zu. Die Musik wogte wie ein Lustmeer im Saale, und hob die berauschte Jugend.

Heinrich fühlte die entzückenden Weissagungen der ersten Lust und Liebe zugleich. Auch Mathilde ließ sich willig von den schmeichelnden Wellen tragen, und verbarg ihr zärtliches Zutrauen, ihre aufkeimende Neigung zu ihm nur hinter einem leichten Flor. Der alte Schwaning bemerkte das kommende Verständniß, und neckte beyde.

Klingsohr hatte Heinrichen lieb gewonnen, und freute sich seiner Zärtlichkeit. Die andern Jünglinge und Mädchen hatten es bald bemerkt. Sie zogen die ernste Mathilde mit dem jungen Thüringer auf, und verhehlten nicht, daß es ihnen lieb sey, Mathildens Aufmerksamkeit nicht mehr bey ihren Herzensgeschäften scheuen zu dürfen.

Es war tief in der Nacht, als die Gesellschaft auseinanderging. Das erste und einzige Fest meines Lebens, sagte Heinrich zu sich selbst, als er allein war, und seine Mut-

ter sich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Ist mir nicht zu Muthe, wie in jenem Traume, beym Anblick der blauen Blume? Welcher sonderbare Zusammenhang ist zwischen Mathilden und dieser Blume? Jenes Gesicht, das aus dem Kelche sich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmlisches Gesicht, und nun erinnere ich mich auch, es in jenem Buche gesehn zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht so bewegt? O! sie ist der sichtbare Geist des Gesanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Musik auflösen. Sie wird meine innerste Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers seyn. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um sie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um sie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eigenes ungetheiltes Daseyn zu ihrer Anschauung und Anbetung? und bin ich der

Glückliche, deſſen Weſen das Echo, der Spiegel des ihrigen ſeyn darf? Es war kein Zufall, daß ich ſie am Ende meiner Reiſe ſah, daß ein ſeliges Feſt den höchſten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nicht anders ſeyn; macht ihre Gegenwart nicht alles feſtlich?

Er trat ans Fenſter. Das Chor der Geſtirne ſtand am dunkeln Himmel, und im Morgen kündigte ein weißer Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: Euch, ihr ewigen Geſtirne, ihr ſtillen Wanderer, euch rufe ich zu Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue ſoll mein Herz an das ihrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht iſt vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich ſelbſt zum nieverglühenden Opfer an.

Heinrich war erhizt, und nur spät gegen Morgen schlief er ein. In wunderliche Träume flossen die Gedanken seiner Seele zusammen. Ein tiefer blauer Strom schimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche schwamm ein Kahn. Mathilde saß und ruderte. Sie war mit Kränzen geschmückt, sang ein einfaches Lied, und sah nach ihm mit süßer Wehmuth herüber. Seine Brust war beklommen. Er wußte nicht warum. Der Himmel war heiter, die Flut ruhig. Ihr himmlisches Gesicht spiegelte sich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an sich umzudrehen. Er rief ihr ängstlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der sich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er stürzte sich in den Strom; aber er konnte nicht fort, das Wasser trug ihn. Sie winkte, sie schien ihm etwas sagen zu wollen, der Kahn

ſchöpfte ſchon Waſſer; doch lächelte ſie mit einer unſäglichen Innigkeit, und ſah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es ſie hinunter. Eine leiſe Luft ſtrich über den Strom, der eben ſo ruhig und glänzend floß, wie vorher. Die entſetzliche Angſt raubte ihm das Bewußtſeyn. Das Herz ſchlug nicht mehr. Er kam erſt zu ſich, als er ſich auf trocknem Boden fühlte. Er mochte weit geſchwommen ſeyn. Es war eine fremde Gegend. Er wußte nicht wie ihm geſchehen war. Sein Gemüth war verſchwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entſetzlich matt fühlte er ſich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, ſie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand ſchöpfte er einige Tropfen und netzte ſeine dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die ſchreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten

redeten ihn an. Ihm wurde so wohl und heymathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme. Er sah sich um, und Mathilde schloß ihn in ihre Arme. Warum liefst du vor mir, liebes Herz, sagte sie tiefathmend. Kaum konnte ich dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte sie an sich. — Wo ist der Strom, rief er mit Thränen. Siehst du nicht seine blauen Wellen über uns? Er sah hinauf, und der blaue Strom floß leise über ihrem Haupte. Wo sind wir, liebe Mathilde? Bey unsern Eltern. Bleiben wir zusammen? Ewig, versetzte sie, indem sie ihre Lippen an die seinigen drückte, und ihn so umschloß, daß sie nicht wieder von ihm konnte. Sie sagte ihm ein wunderbares geheimes Wort in den Mund, was sein ganzes

Wesen durchklang. Er wollte es wiederholen, als sein Großvater rief, und er aufwachte. Er hätte sein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wissen.

Siebentes Kapitel.

Klingsohr stand vor seinem Bette, und bot ihm freundlich guten Morgen. Er ward munter und fiel Klingsohr um den Hals. Das gilt euch nicht, sagte Schwaning. Heinrich lächelte und verbarg sein Erröthen an den Wangen seiner Mutter.

Habt ihr Lust mit mir vor der Stadt auf einer schönen Anhöhe zu frühstücken? sagte Klingsohr. Der herrliche Morgen wird euch erfrischen. Kleidet euch an. Mathilde wartet schon auf uns.

Heinrich dankte mit tausend Freuden für diese willkommene Einladung. In einem Augenblick war er fertig, und küßte Klingsohr mit vieler Inbrunst die Hand.

Sie gingen zu Mathilden, die in ihrem

einfachen Morgenkleide wunderlieblich aussah und ihn freundlich grüßte. Sie hatte schon das Frühstück in ein Körbchen gepackt, das sie an den Einen Arm hing, und die andere Hand unbefangen Heinrichen reichte. Klingsohr folgte ihnen, und so wandelten sie durch die Stadt, die schon voller Lebendigkeit war, nach einem kleinen Hügel am Flusse, wo sich unter einigen hohen Bäumen eine weite und volle Aussicht öffnete.

Habe ich doch schon oft, rief Heinrich aus, mich an dem Aufgang der bunten Natur, an der friedlichen Nachbarschaft ihres mannichfaltigen Eigenthums ergötzt; aber eine so schöpferische und gediegene Heiterkeit hat mich noch nie erfüllt wie heute. Jene Fernen sind mir so nah, und die reiche Landschaft ist mir wie eine innere Fantasie. Wie veränderlich ist die Natur, so unwandelbar auch ihre Oberfläche zu seyn scheint. Wie

anders ist sie, wenn ein Engel, wenn ein kräftigerer Geist neben uns ist, als wenn ein Nothleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünstig die Witterung ihm sey, und wie nöthig er düstre Regentage für seine Saat brauche. Euch, theuerster Meister, bin ich dieses Vergnügen schuldig; ja dieses Vergnügen, denn es giebt kein anderes Wort, was wahrhafter den Zustand meines Herzens ausdrückte. Freude, Lust und Entzücken sind nur die Glieder des Vergnügens, das sie zu einem höhern Leben verknüpft. Er drückte Mathildens Hand an sein Herz, und versank mit einem feurigen Blick in ihr mildes, empfängliches Auge.

Die Natur, versetzte Klingsohr, ist für unser Gemüth, was ein Körper für das Licht ist. Er hält es zurück; er bricht es in eigenthümliche Farben; er zündet auf seiner Oberfläche oder in seinem Innern ein Licht an,

das, wenn es seiner Dunkelheit gleich kommt, ihn klar und durchsichtig macht, wenn es sie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber selbst der dunkelste Körper kann durch Wasser, Feuer, und Luft dahin gebracht werden, daß er hell und glänzend wird.

Ich verstehe euch, lieber Meister. Die Menschen sind Krystalle für unser Gemüth. Sie sind die durchsichtige Natur. Liebe Mathilde, ich möchte euch einen köstlichen lautern Sapphir nennen. Ihr seyd klar und durchsichtig wie der Himmel, ihr erleuchtet mit dem mildesten Lichte. Aber sagt mir, lieber Meister, ob ich recht habe: mich dünkt, daß man gerade wenn man am innigsten mit der Natur vertraut ist am wenigsten von ihr sagen könnte und möchte.

Wie man das nimmt, versetzte Klingsohr; ein anderes ist es mit der Natur für

unſern Genuß und unſer Gemüth, ein anderes mit der Natur für unſern Verſtand, für das leitende Vermögen unſerer Weltkräfte. Man muß ſich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergeſſen. Es giebt viele, die nur die Eine Seite kennen und die andere geringſchätzen. Aber beyde kann man vereinigen, und man wird ſich wohl dabey befinden. Schade, daß ſo wenige darauf denken, ſich in ihrem Innern frey und geſchickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung ſich den zweckmäßigſten und natürlichſten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu ſichern. Gewöhnlich hindert eine die andere, und ſo entſteht allmälich eine unbehülfliche Trägheit, daß wenn nun ſolche Menſchen einmal mit geſammten Kräften aufſtehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und Streit beginnt, und alles über einander ungeſchickt herſtolpert. Ich kann euch nicht genug anrühmen, euren Verſtand,

ſtand, einen natürlichen Trieb zu wiſſen, wie alles ſich begiebt und untereinander nach Geſetzen der Folge zuſammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterſtützen. Nichts iſt dem Dichter unentbehrlicher, als Einſicht in die Natur jedes Geſchäfts, Bekanntſchaft mit den Mitteln jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geiſtes, nach Zeit und Umſtänden, die ſchicklichſten zu wählen. Begeiſterung ohne Verſtand iſt unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er ſelbſt über Wunder erſtaunt.

Iſt aber dem Dichter nicht ein inniger Glaube an die menſchliche Regierung des Schickſals unentbehrlich?

Unentbehrlich allerdings, weil er ſich das Schickſal nicht anders vorſtellen kann, wenn er reiflich darüber nachdenkt; aber wie entfernt iſt dieſe heitere Gewißheit, von jener

ängstlichen Ungewißheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens. Und so ist auch die kühle, belebende Wärme eines dichterischen Gemüths gerade das Widerspiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Diese ist arm, betäubend und vorübergehend; jene sondert alle Gestalten rein ab, begünstigt die Ausbildung der mannigfaltigsten Verhältnisse, und ist ewig durch sich selbst. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht besonnen genug seyn. Zur wahren, melodischen Gesprächigkeit gehört ein weiter, aufmerksamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrnes Geschwätz, wenn ein reißender Sturm in der Brust tobt, und die Aufmerksamkeit in eine zitternde Gedankenlosigkeit auflöst. Nochmals wiederhole ich, das ächte Gemüth ist wie das Licht, eben so ruhig und empfindlich, eben so elastisch und durchdringlich, eben so mächtig und eben so unmerklich

wirksam als dieses köstliche Element, das auf alle Gegenstände sich mit feiner Abgemessenheit vertheilt, und sie alle in reizender Mannichfaltigkeit erscheinen läßt. Der Dichter ist reiner Stahl, eben so empfindlich, wie ein zerbrechlicher Glasfaden, und eben so hart, wie ein ungeschmeidiger Kiesel.

Ich habe das schon zuweilen gefühlt, sagte Heinrich, daß ich in den innigsten Minuten weniger lebendig war, als zu andern Zeiten, wo ich frey umhergehn und alle Beschäftigungen mit Lust treiben konnte. Ein geistiges scharfes Wesen durchdrang mich dann, und ich durfte jeden Sinn nach Gefallen brauchen, jeden Gedanken, wie einen wirklichen Körper, umwenden und von allen Seiten betrachten. Ich stand mit stillem Antheil an der Werkstatt meines Vaters, und freute mich, wenn ich ihm helfen und etwas geschickt zu Stande bringen konnte. Geschick-

lichkeit hat einen ganz besondern stärkenden Reiz, und es ist wahr, ihr Bewußtseyn verschafft einen dauerhafteren und deutlicheren Genuß, als jenes überfließende Gefühl einer unbegreiflichen, überschwenglichen Herrlichkeit.

Glaubt nicht, sagte Klingsohr, daß ich das letztere tadle; aber es muß von selbst kommen, und nicht gesucht werden. Eine sparsame Erscheinung ist wohlthätig; öfterer wird sie ermüdend und schwächend. Man kann nicht schnell genug sich aus der süßen Betäubung reißen, die es hinterläßt, und zu einer regelmäßigen und mühsamen Beschäftigung zurükkehren. Es ist wie mit den anmuthigen Morgenträumen, aus deren einschläferndem Wirbel man nur mit Gewalt sich herausziehen kann, wenn man nicht in immer drückendere Müdigkeit gerathen, und so in krankhafter Erschöpfung nachher den ganzen Tag hinschleppen will.

Die Poesie will vorzüglich, fuhr Klingsohr fort, als strenge Kunst getrieben werden. Als bloßer Genuß hört sie auf Poesie zu seyn. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandheit im Nachdenken und Betrachten, und Geschicklichkeit alle seine Fähigkeiten in eine gegenseitig belebende Thätigkeit zu versetzen und darin zu erhalten, das sind die Erfordernisse unserer Kunst. Wenn ihr euch mir überlassen wollt, so soll kein Tag euch vergehn, wo ihr nicht eure Kenntnisse bereichert, und einige nützliche Einsichten erlangt habt. Die Stadt ist reich an Künstlern aller Art. Es giebt einige erfahrne Staatsmänner, einige gebildete Kaufleute hier. Man kann ohne große Umstände mit allen Ständen, mit allen Gewerben, mit allen Verhält-

niſſen und Erforderniſſen der menſchlichen Geſellſchaft ſich bkannt machen. Ich will euch mit Freuden in dem Handwerksmäßigen unſerer Kunſt unterrichten, und die merkwürdigſten Schriften mit euch leſen. Ihr könnt Mathildens Lehrſtunden theilen, und ſie wird euch gern die Guitarre ſpielen lehren. Jede Beſchäftigung wird die übrigen vorbereiten, und wenn ihr ſo euren Tag gut angelegt habt, ſo werden euch das Geſpräch und die Freuden des geſellſchaftlichen Abends, und die Anſichten der ſchönen Landſchaft umher mit den heiterſten Genüſſen immer wieder überraſchen.

Welches herrliche Leben ſchließt ihr mir auf, liebſter Meiſter. Unter eurer Leitung werde ich erſt merken, welches edle Ziel vor mir ſteht, und wie ich es nur durch euren Rath zu erreichen hoffen darf.

Klingsohr umarmte ihn zärtlich. Ma-

thilde brachte ihnen das Frühstück, und Heinrich fragte sie mit zärtlicher Stimme, ob sie ihn gern zum Begleiter ihres Unterrichts und zum Schüler annehmen wollte. Ich werde wohl ewig euer Schüler bleiben, sagte er, indem sich Klingsohr nach einer andern Seite wandte. Sie neigte sich unmerklich zu ihm hin. Er umschlang sie und küßte den weichen Mund des erröthenden Mädchens. Nur sanft bog sie sich von ihm weg, doch reichte sie ihm mit der kindlichsten Anmuth eine Rose, die sie am Busen trug. Sie machte sich mit ihrem Körbchen zu thun. Heinrich sah ihr mit stillem Entzücken nach, küßte die Rose, heftete sie an seine Brust, und ging an Klingsohrs Seite, der nach der Stadt hinüber sah

Wo seyd ihr hereingekommen, fragte Klingsohr. Über jenen Hügel herunter, erwiederte Heinrich. In jene Ferne verliert

ſich unſer Weg. — Ihr müßt ſchöne Gegenden geſehn haben. — Faſt ununterbrochen ſind wir durch reizende Landſchaften gereiſet. — Auch eure Vaterſtadt hat wohl eine anmuthige Lage? — Die Gegend iſt abwechſelnd genug; doch iſt ſie noch wild, und ein großer Fluß fehlt ihr. Die Ströme ſind die Augen einer Landſchaft. — Die Erzählung eurer Reiſe, ſagte Klingsohr, hat mir geſtern Abend eine angenehme Unterhaltung gewähret. Ich habe wohl gemerkt, daß der Geiſt der Dichtkunſt euer freundlicher Begleiter iſt. Eure Gefährten ſind unbemerkt ſeine Stimmen geworden. In der Nähe des Dichters bricht die Poeſie überall aus. Das Land der Poeſie, das romantiſche Morgenland, hat euch mit ſeiner ſüßen Wehmuth begrüßt; der Krieg hat euch in ſeiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur und Geſchichte ſind euch

unter der Gestalt eines Bergmanns und eines Einsiedlers begegnet.

Ihr vergeßt das Beste, lieber Meister, die himmlische Erscheinung der Liebe. Es hängt nur von euch ab, diese Erscheinung mir auf ewig festzuhalten. Was meynst du, rief Klingsohr, indem er sich zu Mathilden wandte, die eben auf ihn zukam. Hast du Lust Heinrichs unzertrennliche Gefährtinn zu seyn? Wo du bleibst, bleibe ich auch. Mathilde erschrak, sie flog in die Arme ihres Vaters. Heinrich zitterte in unendlicher Freude. Wird er mich denn ewig geleiten wollen? lieber Vater. Frage ihn selbst, sagte Klingsohr gerührt. Sie sah Heinrichen mit der innigsten Zärtlichkeit an. Meine Ewigkeit ist ja dein Werk, rief Heinrich, indem ihm die Thränen über die blühenden Wangen stürzten. Sie umschlangen sich zugleich. Klingsohr faßte sie in seine Ar-

me. Meine Kinder, rief er, seyd einander treu bis in den Tod! Liebe und Treue werden euer Leben zur ewigen Poesie machen.

Achtes Kapitel.

Nachmittags führte Klingsohr seinen neuen Sohn, an dessen Glück seine Mutter und Großvater den zärtlichsten Antheil nahmen, und Mathilden wie seinen Schutzgeist verehrten, in seine Stube, und machte ihn mit den Büchern bekannt. Sie sprachen nachher von Poesie.

Ich weiß nicht, sagte Klingsohr, warum man es für Poesie nach gemeiner Weise hält, wenn man die Natur für einen Poeten ausgiebt. Sie ist es nicht zu allen Zeiten. Es ist in ihr, wie in dem Menschen, ein entgegengesetztes Wesen, die dumpfe Begierde und die stumpfe Gefühllosigkeit und Trägheit, die einen rastlosen Streit mit der Poesie führen. Er wäre ein schöner Stoff zu einem Gedicht,

dieser gewaltige Kampf. Manche Länder und Zeiten scheinen, wie die meisten Menschen, ganz unter der Botmäßigkeit dieser Feindinn der Poesie zu stehen, dagegen in andern die Poesie einheimisch und überall sichtbar ist. Für den Geschichtschreiber sind die Zeiten dieses Kampfes äußerst merkwürdig, ihre Darstellung ein reizendes und belohnendes Geschäft. Es sind gewöhnlich die Geburtszeiten der Dichter. Der Widersacherinn ist nichts unangenehmer, als daß sie der Poesie gegenüber selbst zu einer poetischen Person wird, und nicht selten in der Hitze die Waffen mit ihr tauscht, und von ihrem eigenen heimtückischen Geschosse heftig getroffen wird, dahingegen die Wunden der Poesie, die sie von ihren eigenen Waffen erhält, leicht heilen und sie nur noch reitzender und gewaltiger machen.

Der Krieg überhaupt, sagte Heinrich,

ſcheint mir eine poetiſche Wirkung. Die Leute glauben ſich für irgend einen armſeligen Beſitz ſchlagen zu müſſen, und merken nicht, daß ſie der romantiſche Geiſt aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch ſich ſelbſt zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poeſie, und beyde Heere folgen Einer unſichtbaren Fahne.

Im Kriege, verſetzte Klingsohr, regt ſich das Urgewäſſer. Neue Welttheile ſollen entſtehen, neue Geſchlechter ſollen aus der großen Auflöſung aufſchießen. Der wahre Krieg iſt der Religionskrieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Wahnſinn der Menſchen erſcheint in ſeiner völligen Geſtalt. Viele Kriege, beſonders die vom Nationalhaß entſpringen, gehören in dieſe Klaſſe mit, und ſie ſind ächte Dichtungen. Hier ſind die wahren Helden zu Hauſe, die das edelſte Gegenbild der Dichter, nichts anders, als

unwillkührlich von Poesie durchdrungene Weltkräfte sind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, ist schon ein göttlicher Gesandter, aber seiner Darstellung ist unsere Poesie nicht gewachsen.

Wie versteht ihr das, lieber Vater, sagte Heinrich. Kann ein Gegenstand zu überschwänglich für die Poesie seyn?

Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht sagen, für die Poesie, sondern nur für unsere irdischen Mittel und Werkzeuge. Wenn es schon für einen einzelnen Dichter nur ein eigenthümliches Gebiet giebt, innerhalb dessen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Athem zu verlieren: so giebt es auch für die ganze Summe menschlicher Kräfte eine bestimmte Grenze der Darstellbarkeit, über welche hinaus die Darstellung die nöthige Dichtigkeit und Gestaltung nicht behalten kann, und in ein leeres täu-

schendes Unding sich verliert. Besonders als Lehrling kann man nicht genug sich vor diesen Ausschweifungen hüten, da eine lebhafte Fantasie nur gar zu gern nach den Grenzen sich begiebt, und übermüthig das Unsinnliche, Übermäßige zu ergreifen und auszusprechen sucht. Reifere Erfahrung lehrt erst, jene Unverhältnißmäßigkeit der Gegenstände zu vermeiden, und die Ausspürung des Einfachsten und Höchsten der Weltweisheit zu überlassen. Der ältere Dichter steigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um seinen mannichfaltigen Vorrath in eine leichtfaßliche Ordnung zu stellen, und hütet sich wohl, die Mannichfaltigkeit zu verlassen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte fast sagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung schimmern. Den Reichthum der Erfindung macht nur eine

leichte Zusammenstellung faßlich und anmuthig, dagegen auch das bloße Ebenmaaß die unangenehme Dürre einer Zahlenfigur hat. Die beste Poesie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff. Für den Dichter ist die Poesie an beschränkte Werkzeuge gebunden, und eben dadurch wird sie zur Kunst. Die Sprache überhaupt hat ihren bestimmten Kreis. Noch enger ist der Umfang einer besondern Volkssprache. Durch Übung und Nachdenken lernt der Dichter seine Sprache kennen. Er weiß, was er mit ihr leisten kann, genau, und wird keinen thörichten Versuch machen, sie über ihre Kräfte anzuspannen. Nur selten wird er alle ihre Kräfte in Einen Punkt zusammen drängen, denn sonst wird er ermüdend, und vernichtet selbst die kostbare Wirkung einer gutangebrachten Kraftäußerung. Auf seltsame Sprünge richtet

tet ſie nur ein Gaukler, kein Dichter ab. Überhaupt können die Dichter nicht genug von den Muſikern und Mahlern lernen. In dieſen Künſten wird es recht auffallend, wie nöthig es iſt, wirthſchaftlich mit den Hülfsmitteln der Kunſt umzugehn, und wie viel auf geſchickte Verhältniſſe ankomme. Dagegen könnten freylich jene Künſtler auch von uns die poetiſche Unabhängigkeit und den innern Geiſt jeder Fügung und Erfindung, jedes ächten Kunſtwerks überhaupt, dankbar annehmen. Sie ſollten poetiſcher und wir muſikaliſcher und mahleriſcher ſeyn — beydes nach der Art und Weiſe unſerer Kunſt. Der Stoff iſt nicht der Zweck der Kunſt, aber die Ausführung iſt es. Du wirſt ſelbſt ſehen, welche Geſänge dir am beſten gerathen, gewiß die, deren Gegenſtände dir am geläufigſten und gegenwärtigſten ſind. Daher kann man ſagen, daß die Poeſie ganz

auf Erfahrung beruht. Ich weiß selbst, daß mir in jungen Jahren ein Gegenstand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt seyn konnte, den ich nicht am liebsten besungen hätte. Was wurde es? ein leeres, armseliges Wortgeräusch, ohne einen Funken wahrer Poesie. Daher ist auch ein Mährchen eine sehr schwierige Aufgabe, und selten wird ein junger Dichter sie gut lösen.

Ich möchte gern eins von Dir hören, sagte Heinrich. Die wenigen, die ich gehört habe, haben mich unbeschreiblich ergötzt, so unbedeutend sie auch seyn mochten.

Ich will heute Abend deinen Wunsch befriedigen. Es ist mir Eins erinnerlich, was ich noch in ziemlich jungen Jahren machte, wovon es auch noch deutliche Spuren an sich trägt, indeß wird es dich vielleicht desto lehrreicher unterhalten, und dich an manches erinnern, was ich dir gesagt habe.

Die Sprache, sagte Heinrich, ist wirklich eine kleine Welt in Zeichen und Tönen. Wie der Mensch sie beherrscht, so möchte er gern die große Welt beherrschen, und sich frey darinn ausdrücken können. Und eben in dieser Freude, das, was außer der Welt ist, in ihr zu offenbaren, das thun zu können, was eigentlich der ursprüngliche Trieb unsers Daseyns ist, liegt der Ursprung der Poesie.

Es ist recht übel, sagte Klingsohr, daß die Poesie einen besondern Namen hat, und die Dichter eine besondere Zunft ausmachen. Es ist gar nichts besonderes. Es ist die eigenthümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes. Dichtet und trachtet nicht jeder Mensch in jeder Minute? — Eben trat Mathilde in's Zimmer, als Klingsohr noch sagte: Man betrachte nur die Liebe. Nirgends wird wohl die Nothwendigkeit der Poesie

zum Bestand der Menschheit so klar, als in ihr. Die Liebe ist stumm, nur die Poesie kann für sie sprechen. Oder die Liebe ist selbst nichts, als die höchste Naturpoesie. Doch ich will dir nicht Dinge sagen, die du besser weißt, als ich.

Du bist ja der Vater der Liebe, sagte Heinrich, indem er Mathilden umschlang, und beyde seine Hand küßten.

Klingsohr umarmte sie und ging hinaus. Liebe Mathilde, sagte Heinrich nach einem langen Kusse, es ist mir wie ein Traum, daß du mein bist, aber noch wunderbarer ist mir es, daß du es nicht immer gewesen bist. Mich dünkt, sagte Mathilde, ich kennte dich seit undenklichen Zeiten. — Kannst du mich denn lieben? — Ich weiß nicht, was Liebe ist, aber das kann ich dir sagen, daß mir ist, als finge ich erst jetzt zu leben an, und daß ich dir so gut bin, daß ich gleich für dich

sterben wollte. — Meine Mathilde, erst jetzt fühle ich, was es heißt unsterblich zu seyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut bist du, welcher herrliche Geist spricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beschämst! bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was ist ein Geist ohne Himmel, und du bist der Himmel, der mich trägt und erhält. — Welches selige Geschöpf wäre ich, wenn du so treu wärst, wie mein Vater. Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt; Mein Vater weint fast alle Tage noch um sie. — Ich verdiene es nicht, aber möchte ich glücklicher seyn, als er. — Ich lebte gern recht lange an deiner Seite, lieber Heinrich. Ich werde durch dich gewiß viel besser. — Ach! Mathilde, auch der Tod wird uns nicht trennen. — Mein Heinrich, wo ich bin, wirst du

seyn. — Ja wo du bist, Mathilde, werd' ich ewig seyn. — Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müßte die Ewigkeit seyn, was ich empfinde, wenn ich an dich denke. — Ja Mathilde, wir sind ewig weil wir uns lieben. — Du glaubst nicht Lieber, wie inbrünstig ich heute früh, wie wir nach Hause kamen, vor dem Bilde der himmlischen Mutter niederkniete, wie unsäglich ich zu ihr gebetet habe. Ich glaubte in Thränen zu zerfließen. Es kam mir vor, als lächelte sie mir zu. Nun weiß ich erst was Dankbarkeit ist. — O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er sich mir offenbart, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kund thut. Was ist die Religion, als ein unendliches Einverständniß, eine ewige Vereinigung liebender

Herzen? Wo zwey versammelt sind, ist er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu athmen: meine Brust wird nie aufhören dich in sich zu ziehn. Du bist die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichsten Hülle. — Ach! Heinrich, du weißt das Schicksal der Rosen; wirst du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe seyn? — O! könntest du durch meine Augen in mein Gemüth sehn! aber du liebst mich und so glaubst du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reitze sagt. O! sie sind unverwelklich. Was mich so unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das ist nicht aus dieser Zeit. Könntest du nur sehn, wie du mir erscheinst, welches wunderbare Bild

deine Gestalt durchdringt und mir überall entgegen leuchtet, du würdest kein Alter fürchten. Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes. Die irdischen Kräfte ringen und quellen um es festzuhalten, aber die Natur ist noch unreif; das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten heiligen Welt. — Ich verstehe dich, lieber Heinrich, denn ich sehe etwas Ähnliches, wenn ich dich anschaue. — Ja Mathilde, die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken sie auf das Innigste mit der irdischen Natur verwebt. — Du wirst mir noch viel herrliche Sachen offenbaren, Geliebtester. — O! Mathilde, von dir allein kommt mir die Gabe der Weißagung. Alles ist ja dein, was ich habe; deine Liebe wird mich in die Heiligthümer des Lebens, in das Allerheiligste des Gemüths führen; du wirst

mich zu den höchsten Anschauungen begeistern. Wer weiß, ob unsre Liebe nicht dereinst noch zu Flammensittichen wird, die uns aufheben, und uns in unsre himmlische Heimath tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Ist es nicht schon ein Wunder, daß du mein bist, daß ich dich in meinen Armen halte, daß du mich liebst und ewig mein seyn willst? — Auch mir ist jetzt alles glaublich, und ich fühle ja so deutlich eine stille Flamme in mir lodern; wer weiß ob sie uns nicht verklärt, und die irdischen Banden allmählich auflöst. Sage mir nur, Heinrich, ob du auch schon das grenzenlose Vertrauen zu mir hast, was ich zu dir habe. Noch nie hab' ich so etwas gefühlt, selbst nicht gegen meinen Vater, den ich doch so unendlich liebe. — Liebe Mathilde, es peinigt mich entsetzlich, daß ich dir nicht alles auf einmal sagen, daß ich dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal

hingeben kann. Es ist auch zum erstenmal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor dir mehr geheim haben; du mußt alles wissen. Mein ganzes Wesen soll sich mit dem deinigen vermischen. Nur die grenzenloseste Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr besteht sie ja. Sie ist ja ein geheimnißvolles Zusammenfließen unsers geheimsten und eigenthümlichsten Daseyns. — Heinrich, so können sich noch nie zwey Menschen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. — Auch keinen Heinrich. — Ach! schwör es mir noch einmal, daß du ewig mein bist; die Liebe ist eine endlose Wiederholung. — Ja, Heinrich, ich schwöre ewig dein zu seyn, bey der unsichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich schwöre ewig dein zu

seyn, Mathilde, so wahr die Liebe die Gegenwart Gottes bey uns ist. Eine lange Umarmung, unzählige Küsse besiegelten den ewigen Bund des seligen Paars.

Neuntes Kapitel.

Abends waren einige Gäste da; der Großvater trank die Gesundheit des jungen Brautpaars, und versprach bald ein schönes Hochzeitfest auszurichten. Was hilft das lange Zaudern, sagte der Alte. Frühe Hochzeiten, lange Liebe. Ich habe immer gesehn, daß Ehen, die früh geschlossen wurden, am glücklichsten waren. In spätern Jahren ist gar keine solche Andacht mehr im Ehestande, als in der Jugend. Eine gemeinschaftlich genoßne Jugend ist ein unzerreißliches Band. Die Erinnerung ist der sicherste Grund der Liebe. Nach Tische kamen mehrere. Heinrich bat seinen neuen Vater um die Erfüllung seines Versprechens. Klingsohr sagte zu der Gesellschaft: Ich habe heute Heinri-

chen versprochen ein Mährchen zu erzählen, wenn ihr es zufrieden seyd, so bin ich bereit. Das ist ein kluger Einfall von Heinrich, sagte Schwaning. Ihr habt lange nichts von euch hören lassen. Alle setzten sich um das lodernde Feuer im Kamin. Heinrich saß dicht bey Mathilden, und schlang seinen Arm um sie. Klingsohr begann:

Die lange Nacht war eben angegangen. Der alte Held schlug an seinen Schild, daß es weit umher in den öden Gassen der Stadt erklang. Er wiederholte das Zeichen dreymal. Da fingen die hohen bunten Fenster des Pallastes an von innen heraus helle zu werden, und ihre Figuren bewegten sich. Sie bewegten sich lebhafter, je stärker das röthliche Licht ward, das die Gassen zu erleuchten begann. Auch sah man allmählich die gewaltigen Säulen und Mauern selbst sich erhellen; Endlich standen sie im reinsten,

milchblauen Schimmer, und spielten mit den sanftesten Farben. Die ganze Gegend ward nun sichtbar, und der Wiederschein der Figuren, das Getümmel der Spieße, der Schwerdter, der Schilder, und der Helme, die sich nach hier und da erscheinenden Kronen, von allen Seiten neigten, und endlich wie diese verschwanden, und einem schlichten, grünen Kranze Plaz machten, um diesen her einen weiten Kreis schlossen: alles dies spiegelte sich in dem starren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der sich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man konnte nichts deutlich unterscheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöse herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkstatt. Die Stadt erschien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchsichtigen

Mauern warfen die schönen Strahlen zurück, und das vortreffliche Ebenmaaß, der edle Styl aller Gebäude, und ihre schöne Zusammenordnung kam zum Vorschein. Vor allen Fenstern standen zierliche Gefäße von Thon, voll der mannichfaltigsten Eis- und Schneeblumen, die auf das anmuthigste funkelten.

Am herrlichsten nahm sich auf dem grossen Platze vor dem Pallaste der Garten aus, der aus Metallbäumen und Krystallpflanzen bestand, und mit bunten Edelsteinblüthen und Früchten übersäet war. Die Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Gestalten, und die Lebhaftigkeit der Lichter und Farben gewährten das herrlichste Schauspiel, dessen Pracht durch einen hohen Springquell in der Mitte des Gartens, der zu Eis erstarrt war, vollendet wurde. Der alte Held ging vor den Thoren des Pallastes langsam vorüber. Eine Stimme rief seinen Namen im Innern.

Er lehnte ſich an das Thor, das mit einem ſanften Klange ſich öffnete, und trat in den Saal. Seinen Schild hielt er vor die Augen. Haſt du noch nichts entdeckt? ſagte die ſchöne Tochter Arcturs, mit klagender Stimme. Sie lag an ſeidnen Polſtern auf einem Throne, der von einem großen Schwefelkryſtall künſtlich erbaut war, und einige Mädchen rieben ämſig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zuſammengefloſſen ſchienen. Nach allen Seiten ſtrömte unter den Händen der Mädchen das reizende Licht von ihr aus, was den Pallaſt ſo wunderſam erleuchtete. Ein duftender Wind wehte im Saale. Der Held ſchwieg. Laß mich deinen Schild berühren, ſagte ſie ſanft. Er näherte ſich dem Throne und betrat den köſtlichen Teppich. Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie mit Zärtlichkeit an ihren himmliſchen Buſen und rührte ſeinen Schild an. Seine Rüſtung klang, und eine

durch-

durchdringende Kraft beseelte seinen Körper. Seine Augen blitzten und das Herz pochte hörbar an den Panzer. Die schöne Freya schien heiterer, und das Licht ward brennender, das von ihr ausströmte. Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der im Hintergrunde des Thrones saß. Die Dienerinnen legten eine himmelblaue Decke über die Prinzessin, die sie bis über den Busen bedeckte. Der Held lenkte seinen Schild und sah nach der Kuppel hinauf, zu welcher zwey breite Treppen von beyden Seiten des Saals sich hinauf schlangen. Eine leise Musik ging dem Könige voran, der bald mit einem zahlreichen Gefolge in der Kuppel erschien und herunter kam.

Der schöne Vogel entfaltete seine glänzenden Schwingen, bewegte sie sanft und sang, wie mit tausend Stimmen, dem Könige entgegen:

Nicht lange wird der ſchöne Fremde
säumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen
Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesglut
zerrinnt.
Die kalte Nacht wird dieſe Stätte räu-
men,
Wenn Fabek erſt das alte Recht ge-
winnt.
In Freyas Schooß wird ſich die Welt
entzünden
Und jede Sehnſucht ihre Gegnſucht
finden.

Der König umarmte ſeine Tochter mit Zärtlichkeit. Die Geiſter der Geſtirne ſtellten ſich um den Thron, und der Held nahm in der Reihe ſeinen Platz ein. Eine unzählige Menge Sterne füllten den Saal in zierlichen

Gruppen. Die Dienerinnen brachten einen Tisch und ein Kästchen, worin eine Menge Blätter lagen, auf denen heilige tiefsinnige Zeichen standen, die aus lauter Sternbildern zusammengesetzt waren. Der König küßte ehrfurchtsvoll diese Blätter, mischte sie sorgfältig untereinander, und reichte seiner Tochter einige zu. Die andern behielt er für sich. Die Prinzessin zog sie nach der Reihe heraus und legte sie auf den Tisch, dann betrachtete der König die seinigen genau, und wählte mit vielem Nachdenken, ehe er eins dazu hinlegte. Zuweilen schien er gezwungen zu seyn, dies oder jenes Blatt zu wählen. Oft aber sah man ihm die Freude an, wenn er durch ein gutgetroffenes Blatt eine schöne Harmonie der Zeichen und Figuren legen konnte. Wie das Spiel anfing, sah man an allen Umstehenden Zeichen der lebhaftesten Theilnahme, und die sonderbarsten

Mienen und Gebehrden, gleichsam als hätte jeder ein unsichtbares Werkzeug in Händen, womit er eifrig arbeite. Zugleich liess sich eine sanfte, aber tief bewegende Musik in der Luft hören, die von den im Saale sich wunderlich durcheinander schlingenden Sternen, und den übrigen sonderbaren Bewegungen zu entstehen schien. Die Sterne schwangen sich, bald langsam bald schnell, in beständig veränderten Linien umher, und bildeten, nach dem Gange der Musik, die Figuren der Blätter auf das kunstreichste nach. Die Musik wechselte, wie die Bilder auf dem Tische, unaufhörlich, und so wunderlich und hart auch die Übergänge nicht selten waren, so schien doch nur Ein einfaches Thema das Ganze zu verbinden. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit flogen die Sterne den Bildern nach. Sie waren, bald alle in Einer großen Verschlingung, bald

wieder in einzelne Haufen ſchön geordnet bald zerſtäubte der lange Zug, wie ein Strahl, in unzählige Funken, bald kam durch immer wachſende kleinere Kreiſe und Muſter wieder Eine große, überraſchende Figur zum Vorſchein. Die bunten Geſtalten in den Fenſtern blieben während dieſer Zeit ruhig ſtehen. Der Vogel bewegte unaufhörlich die Hülle ſeiner koſtbaren Federn auf die mannichfaltigſte Weiſe. Der alte Held hatte bisher auch ſein unſichtbares Geſchäft ämſig betrieben, als auf einmal der König voll Freuden ausrief: Es wird alles gut. Eiſen, wirf du dein Schwerdt in die Welt, daß ſie erfahren, wo der Friede ruht. Der Held riß das Schwerdt von der Hüfte, ſtellte es mit der Spitze gen Himmel, dann ergriff er es und warf es aus dem geöffneten Fenſter über die Stadt und das Eismeer. Wie ein Komet flog es durch die Luft, und ſchien an

dem Berggürtel mit hellem Klange zu zersplittern, denn es fiel in lauter Funken herunter.

Zu der Zeit lag der schöne Knabe Eros in seiner Wiege und schlummerte sanft, während Ginnistan seine Amme die Wiege schaukelte und seiner Milchschwester Fabel die Brust reichte. Ihr buntes Halstuch hatte sie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor sich stehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte. Der Schreiber schrieb unverdrossen, sah sich nur zuweilen mürrisch nach den Kindern um, und schnitt der Amme finstere Gesichter, die ihn gutmüthig anlächelte und schwieg.

Der Vater der Kinder ging immer ein und aus, indem er jedesmal die Kinder betrachtete und Ginnistan freundlich begrüßte. Er hatte unaufhörlich dem Schreiber er-

was zu ſagen. Dieſer vernahm ihn genau, und wenn er es aufgezeichnet hatte, reichte er die Blätter einer edlen, göttergleichen Frau hin, die ſich an einen Altar lehnte, auf welchem eine dunkle Schaale mit klarem Waſſer ſtand, in welches ſie mit heiterm Lächeln blikte. Sie tauchte die Blätter jedesmal hinein, und wenn ſie bey'm Herausziehn gewahr wurde, daß einige Schrift ſtehen geblieben und glänzend geworden war, ſo gab ſie das Blatt dem Schreiber zurük, der es in ein großes Buch heftete, und oft verdrießlich zu ſeyn ſchien, wenn ſeine Mühe vergeblich geweſen und alles ausgelöſcht war. Die Frau wandte ſich zu Zeiten gegen Ginniſtan und die Kinder, tauchte den Finger in die Schaale, und ſprützte einige Tropfen auf ſie hin, die, ſobald ſie die Amme, das Kind, oder die Wiege berührten, in einen blauen Dunſt zerrannen, der tauſend ſeltſame Bil-

der zeigte, und beständig um sie herzog und sich veränderte. Traf einer davon zufällig auf den Schreiber, so fielen eine Menge Zahlen und geometrische Figuren nieder, die er mit vieler Amsigkeit auf einen Faden zog, und sich zum Zierrath um den magern Hals hing. Die Mutter des Knaben, die wie die Anmuth und Lieblichkeit selbst aussah, kam oft herein. Sie schien beständig beschäftigt, und trug immer irgend ein Stück Hausgeräthe mit sich hinaus: bemerkte es der argwöhnische und mit spähenden Blicken sie verfolgende Schreiber, so begann er eine lange Strafrede, auf die aber kein Mensch achtete. Alle schienen seiner unnützen Widerreden gewohnt. Die Mutter gab auf einige Augenblicke der kleinen Fabel die Brust; aber bald ward sie wieder abgerufen, und dann nahm Ginnistan das Kind zurück, das an ihr lieber zu trinken schien. Auf einmal

brachte der Vater ein zartes eisernes Stäbchen herein, das er im Hofe gefunden hatte. Der Schreiber besah es und drehte es mit vieler Lebhaftigkeit herum, und brachte bald heraus, daß es sich von selbst, in der Mitte an einem Faden aufgehängt, nach Norden drehe. Gunnistan nahm es auch in die Hand, bog es, drückte es, hauchte es an, und hatte ihm bald die Gestalt einer Schlange gegeben, die sich nun plötzlich in den Schwanz biß. Der Schreiber ward bald des Betrachtens überdrüßig: Er schrieb alles genau auf, und war sehr weitläuftig über den Nutzen, den dieser Fund gewähren könne. Wie ärgerlich war er aber, als sein ganzes Schreibwerk die Probe nicht bestand, und das Papier weiß aus der Schaale hervorkam. Die Amme spielte fort. Zufällig berührte sie die Wiege damit, da fing der Knabe an wach zu werden, schlug die Decke

zurück, hielt die eine Hand gegen das Licht, und langte mit der Andern nach der Schlange. Wie er sie erhielt, sprang er rüstig, daß Ginnistan erschrak, und der Schreiber beynah vor Entsetzen vom Stuhle fiel, aus der Wiege, stand, nur von seinen langen goldnen Haaren bedeckt, im Zimmer, und betrachtete mit unaussprechlicher Freude das Kleinod, das sich in seinen Händen nach Norden ausstreckte, und ihn heftig im Innern zu bewegen schien. Zusehends wuchs er.

Sophie, sagte er mit rührender Stimme zu der Frau, laß mich aus der Schaale trinken. Sie reichte sie ihm ohne Anstand, und er konnte nicht aufhören zu trinken, indem die Schaale sich immer voll zu erhalten schien. Endlich gab er sie zurück, indem er die edle Frau innig umarmte. Er herzte Ginnistan, und bat sie um das bunte Tuch,

das er ſich anſtändig um die Hüften band. Die kleine Fabel nahm er auf den Arm. Sie ſchien unendliches Wohlgefallen an ihm zu haben, und fing zu plaudern an. Ginniſtan machte ſich viel um ihn zu ſchaffen. Sie ſah äußerſt reizend und leichtfertig aus, und drükte ihn mit der Innigkeit einer Braut an ſich. Sie zog ihn mit heimlichen Worten nach der Kammerthür, aber Sophie winkte ernſthaft und deutete nach der Schlange; da kam die Mutter herein, auf die er ſogleich zuflog und ſie mit heißen Thränen bewillkommte. Der Schreiber war ingrimmig fortgegangen. Der Vater trat herein, und wie er Mutter und Sohn in ſtiller Umarmung ſah, trat er hinter ihren Rücken zur reizenden Ginniſtan, und liebkoſte ihr. Sophie ſtieg die Treppe hinauf. Die kleine Fabel nahm die Feder des Schreibers und fing zu ſchreiben an. Mutter und Sohn vertieften

sich in ein leises Gespräch, und der Vater schlich sich mit Ginnistan in die Kammer, um sich von den Geschäften des Tags in ihren Armen zu erholen. Nach geraumer Zeit kam Sophie zurück. Der Schreiber trat herein. Der Vater kam aus der Kammer und ging an seine Geschäfte. Ginnistan kam mit glühenden Wangen zurück. Der Schreiber jagte die kleine Fabel mit vielen Schmähungen vom seinem Sitze, und hatte einige Zeit nöthig seine Sachen in Ordnung zu bringen. Er reichte Sophien die von Fabel vollgeschriebenen Blätter, um sie rein zurück zu erhalten, gerieth aber bald in den äußersten Unwillen, wie Sophie die Schrift völlig glänzend und unversehrt aus der Schaale zog und sie ihm hinlegte. Fabel schmiegte sich an ihre Mutter, die sie an die Brust nahm, und das Zimmer aufputzte, die Fenster öffnete, frische Luft hereinließ und Zubereitungen zu einem

köſtlichen Mahle machte. Man ſah durch die Fenſter die herrlichſten Ausſichten und einen heitern Himmel über die Erde geſpannt. Auf dem Hofe war der Vater in voller Thätigkeit. Wenn er müde war, ſah er hinauf ans Fenſter, wo Ginniſtan ſtand, und ihm allerhand Näſchereien herunterwarf. Die Mutter und der Sohn gingen hinaus, um überall zu helfen und den gefaßten Entſchluß vorzubereiten. Der Schreiber rührte die Feder, und machte immer eine Fratze, wenn er genöthigt war, Ginniſtan um etwas zu fragen, die ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, und alles behielt, was ſich zutrug. Eros kam bald in ſchöner Rüſtung, um die das bunte Tuch wie eine Schärpe gebunden war, zurück, und bat Sophie um Rath, wann und wie er ſeine Reiſe antreten ſolle. Der Schreiber war vorlaut, und wollte gleich mit einem ausführlichen, Reiſeplan dienen

aber seine Vorschläge wurden überhört. Du kannst sogleich reisen; Ginnistan mag dich begleiten, sagte Sophie; sie weiß mit den Wegen Bescheid, und ist überall gut bekannt. Sie wird die Gestalt deiner Mutter annehmen, um dich nicht in Versuchung zu führen. Findest du den König, so denke an mich; dann komme ich um dir zu helfen.

Ginnistan tauschte ihre Gestalt mit der Mutter, worüber der Vater sehr vergnügt zu seyn schien; der Schreiber freute sich, daß die beiden fortgingen; besonders da ihm Ginnistan ihr Taschenbuch zum Abschiede schenkte, worin die Chronik des Hauses umständlich aufgezeichnet war; nur blieb ihm die kleine Fabel ein Dorn im Auge, und er hätte, um seiner Ruhe und Zufriedenheit willen, nichts mehr gewünscht, als daß auch sie unter der Zahl der Abreisenden seyn möchte. Sophie segnete die Niederknieenden ein, und

gab ihnen ein Gefäß voll Waſſer aus der Schaale mit; die Mutter war ſehr bekümmert. Die kleine Fabel wäre gern mitgegangen, und der Vater war zu ſehr außer dem Hauſe beſchäftigt, als daß er lebhaften Antheil hätte nehmen ſollen. Es war Nacht, wie ſie abreiſten, und der Mond ſtand hoch am Himmel. Lieber Eros, ſagte Sinniſtan, wir müſſen eilen, daß wir zu meinem Vater kommen, der mich lange nicht geſehn und ſo ſehnſuchtsvoll mich überall auf der Erde geſucht hat. Siehſt du wohl ſein bleiches abgehärmtes Geſicht? Dein Zeugniß wird mich ihm in der fremden Geſtalt kenntlich machen.

Die Liebe ging auf dunkler Bahn
Vom Monde nur erblickt,
Das Schattenreich war aufgethan
Und ſeltſam aufgeſchmückt.

Ein blauer Dunst umschwebte sie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Fantasie
Sie über Strom und Land.

Es hob sich ihre volle Brust
In wunderbarem Muth;
Ein Vorgefühl der künft'gen Lust
Besprach die wilde Glut.

Die Sehnsucht klagt' und wußt' es nicht,
Daß Liebe näher kam,
Und tiefer grub in ihr Gesicht
Sich hoffnungsloser Gram.

Die kleine Schlange blieb getreu:
Sie wies nach Norden hin,
Und beyde folgten sorgenfrey
Der schönen Führerin.

Die

Die Liebe flog durch Wüsteneyn
Und durch der Wolken Land,
Trat in den Hof des Mondes ein
Die Tochter an der Hand.

•

Er saß auf seinem Silberthron,
Allein mit seinem Harm;
Da hört' er seines Kindes Ton,
Und sank in ihren Arm.

•

Eros stand gerührt bey den zärtlichen Umarmungen. Endlich sammelte sich der alte erschütterte Mann, und bewillkommte seinen Gast. Er ergriff sein großes Horn und stieß mit voller Macht hinein. Ein gewaltiger Ruf dröhnte durch die uralte Burg. Die spitzen Thürme mit ihren glänzenden Knöpfen und die tiefen schwarzen Dächer schwankten. Die Burg stand still, denn sie war auf das Gebirge jenseits des Meers ge-

kommen. Von allen Seiten strömten seine Diener herzu, deren seltsame Gestalten und Trachten Ginnistan unendlich ergötzten, und den tapfern Eros nicht erschreckten. Erstere grüßte ihre alten Bekannten, und alle erschienen vor ihr mit neuer Stärke und in der ganzen Herrlichkeit ihrer Naturen. Der ungestüme Geist der Flut folgte der sanften Ebbe. Die alten Orkane legten sich an die klopfende Brust der heißen leidenschaftlichen Erdbeben. Die zärtlichen Regenschauer sahen sich nach dem bunten Bogen um, der von der Sonne, die ihn mehr anzieht, entfernt, bleich da stand. Der rauhe Donner schalt über die Thorheiten der Blitze, hinter den unzähligen Wolken hervor, die mit tausend Reizen dastanden und die feurigen Jünglinge lockten. Die beyden lieblichen Schwestern, Morgen und Abend, freuten sich vorzüglich über die beydrn Ankömmlinge.

Sie weinten ſanfte Thränen in ihren Umarmungen. Unbeſchreiblich war der Anblick dieſes wunderlichen Hofſtaats. Der alte König konnte ſich an ſeiner Tochter nicht ſatt ſehen. Sie fühlte ſich zehnfach glücklich in ihrer väterlichen Burg, und ward nicht müde die bekannten Wunder und Seltenheiten zu beſchauen. Ihre Freude war ganz unbeſchreiblich, als ihr der König den Schlüſſel zur Schatzkammer und die Erlaubniß gab, ein Schauſpiel für Eros darin zu veranſtalten, das ihn ſo lange unterhalten könnte, bis das Zeichen des Aufbruchs gegeben würde. Die Schatzkammer war ein großer Garten, deſſen Mannichfaltigkeit und Reichthum alle Beſchreibung übertraf. Zwiſchen den ungeheuren Wetterbäumen lagen unzählige Luftſchlöſſer von überraſchender Bauart, eins immer köſtlicher, als das Andere. Große Heerden von Schäfchen, mit ſilberweißer,

goldner und rosenfarbner Wolle irrten umher, und die sonderbarsten Thiere belebten den Hayn. Merkwürdige Bilder standen hie und da, und die festlichen Aufzüge, die seltsamen Wagen, die überall zum Vorschein kamen, beschäftigten die Aufmerksamkeit unaufhörlich. Die Beete standen voll der bunteſten Blumen. Die Gebäude waren gehäuft voll von Waffen aller Art, voll der schönsten Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Trinkgeschirre und aller Arten von Geräthen und Werkzeugen, in unübersehlichen Reihen. Auf einer Anhöhe erblickten sie ein romantisches Land, das mit Städten und Burgen, mit Tempeln und Begräbnissen übersäet war, und alle Anmuth bewohnter Ebenen mit den furchtbaren Reizen der Einöde und schroffer Felsengegenden vereinigte. Die schönsten Farben waren in den glücklichsten Mischungen. Die Bergspitzen glänzten

wie Luſtfeuer in ihren Eis- und Schneehüllen. Die Ebene lachte im friſcheſten Grün. Die Ferne ſchmückte ſich mit allen Veränderungen von Blau, und aus der Dunkelheit des Meeres wehten unzählige bunte Wimpel von zahlreichen Flotten. Hier ſah man einen Schiffbruch im Hintergrunde, und vorne ein ländliches frölliches Mahl von Landleuten; dort den ſchrecklich ſchönen Ausbruch eines Vulkans, die Verwüſtungen des Erdbebens, und im Vordergrunde ein liebendes Paar unter ſchattenden Bäumen in den ſüßeſten Liebkoſungen. Abwärts eine fürchterliche Schlacht, und unter ihr ein Theater voll der lächerlichſten Masken. Nach einer andern Seite im Vordergrunde einen jugendlichen Leichnam auf der Baare, die ein troſtloſer Geliebter feſthielt, und die weinenden Eltern daneben; im Hintergrunde eine liebliche Mutter mit dem Kinde an der Bruſt und

Engel sitzend zu ihren Füßen, und aus den Zweigen über ihrem Haupte herunterblickend. Die Szenen verwandelten sich unaufhörlich, und flossen endlich in eine große geheimnißvolle Vorstellung zusammen. Himmel und Erde waren in vollem Aufruhr. Alle Schrecken waren losgebrochen. Eine gewaltige Stimme rief zu den Waffen. Ein entsetzliches Heer von Todtengerippen, mit schwarzen Fahnen, kam wie ein Sturm von dunkeln Bergen herunter, und griff das Leben an, das mit seinen jugendlichen Schaaren in der hellen Ebene in muntern Festen begriffen war, und sich keines Angriffs versah. Es entstand ein entsetzliches Getümmel, die Erde zitterte; der Sturm brauste, und die Nacht ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet. Mit unerhörten Grausamkeiten zerriß das Heer der Gespenster die zarten Glieder der Lebendigen. Ein Scheiterhaufen thürmte sich em-

vor, und unter dem grauſenvollſten Geheul wurden die Kinder des Lebens von den Flammen verzehrt. Plözlich brach aus dem dunklen Aſchenhaufen ein milchblauer Strom nach allen Seiten aus. Die Geſpenſter wollten die Flucht ergreifen, aber die Flut wuchs zuſehends, und verſchlang die ſcheusliche Brut. Bald waren alle Schrecken vertilgt. Himmel und Erde floſſen in ſüße Muſik zuſammen. Eine wunderſchöne Blume ſchwamm glänzend auf den ſanften Wogen. Ein glänzender Bogen ſchloß ſich über die Flut auf welchem göttliche Geſtalten auf prächtigen Thronen, nach beyden Seiten herunter, ſaßen. Sophie ſaß zu oberſt, die Schaale in der Hand, neben einem herrlichen Manne, mit einem Eichenkranze um die Locken, und einer Friedenspalme ſtatt des Szepters in der Rechten. Ein Lilienblatt bog ſich über den Kelch der ſchwimmenden Blume; die

kleine Fabel saß auf demselben, und sang zur Harfe die süßesten Lieder. In dem Kelche lag Eros selbst, über ein schönes schlummerndes Mädchen hergebeugt, die ihn fest umschlungen hielt. Eine kleinere Blüthe schloß sich um beyde her, so daß sie von den Hüften an in Eine Blume verwandelt zu seyn schienen.

Eros dankte Ginnistan mit tausend Entzücken. Er umarmte sie zärtlich, und sie erwiederte seine Liebkosungen. Ermüdet von der Beschwerde des Weges und den mannichfaltigen Gegenständen, die er gesehen hatte, sehnte er sich nach Bequemlichkeit und Ruhe. Ginnistan, die sich von dem schönen Jüngling lebhaft angezogen fühlte, hütete sich wohl des Trankes zu erwähnen, den Sophie ihm mitgegeben hatte. Sie führte ihn zu einem abgelegenen Bade, zog ihm die Rüstung aus, und zog selbst ein Nacht-

kleid an, in welchem sie fremd und verführerisch aussah. Eros tauchte sich in die gefährlichen Wellen, und stieg berauscht wieder heraus. Ginnistan trocknete ihn, und rieb seine starken, von Jugendkraft gespannten Glieder. Er gedachte mit glühender Sehnsucht seiner Geliebten, und umfaßte in süßem Wahne die reitzende Ginnistan. Unbesorgt überließ er sich seiner ungestümen Zärtlichkeit, und schlummerte endlich nach den wollüstigsten Genüssen an dem reizenden Busen seiner Begleiterin ein.

Unterdessen war zu Hause eine traurige Veränderung vorgegangen. Der Schreiber hatte das Gesinde in eine gefährliche Verschwörung verwickelt. Sein feindseliges Gemüth hatte längst Gelegenheit gesucht, sich des Hausregiments zu bemächtigen, und sein Joch abzuschütteln. Er hatte sie gefunden. Zuerst bemächtigte sich sein Anhang der

Mutter, die in eiſerne Bande gelegt wurde. Der Vater ward bey Waſſer und Brod ebenfalls hingeſetzt. Die kleine Fabel hörte den Lärm im Zimmer. Sie verkroch ſich hinter dem Altare, und wie ſie bemerkte, daß eine Thür an ſeiner Rückſeite verborgen war, ſo öffnete ſie dieſelbe mit vieler Behendigkeit, und fand, daß eine Treppe in ihm hinunterging. Sie zog die Thür nach ſich, und ſtieg im Dunkeln die Treppe hinunter. Der Schreiber ſtürzte mit Ungeſtüm herein, um ſich an der kleinen Fabel zu rächen, und Sophien gefangen zu nehmen. Beyde waren nicht zu finden. Die Schaale fehlte auch, und in ſeinem Grimme zerſchlug er den Altar in tauſend Stücke, ohne jedoch die heimliche Treppe zu entdecken.

Die kleine Fabel ſtieg geraume Zeit. Endlich kam ſie auf einen freyen Platz hinaus, der rund herum mit einer prächtigen

Colonnade geziert, und durch ein groſses Thor geſchloſſen war. Alle Figuren waren hier dunkel. Die Luft war wie ein ungeheuter Schatten; am Himmel ſtand ein ſchwarzer ſtrahlender Körper. Man konnte alles auf das deutlichſte unterſcheiden, weil jede Figur einen andern Anſtrich von Schwarz zeigte, und einen lichten Schein hinter ſich, warf; Licht und Schatten ſchienen hier ihre Rollen vertauſcht zu haben. Fabel freute ſich in einer neuen Welt zu ſeyn. Sie beſah alles mit kindlicher Neugierde. Endlich kam ſie an das Thor, vor welchem auf einem maſſiven Poſtument eine ſchöne Sphinx lag.

Was ſuchſt du? ſagte die Sphinx; mein Eigenthum, erwiederte Fabel. — Wo kommſt du her? — Aus alten Zeiten; — Du biſt noch ein Kind — Und werde ewig ein Kind ſeyn. — Wer wird dir beyſtehn? — Ich ſtehe für mich. Wo ſind die Schweſtern,

fragte Fabel? — Überall und niegends, gab die Sphinx zur Antwort. — Kennst du mich? — noch nicht. — Wo ist die Liebe? — In der Einbildung. — Und Sophie? — Die Sphinx murmelte unvernehmlich vor sich hin, und rauschte mit den Flügeln. Sophie und Liebe, rief triumphirend Fabel, und ging durch das Thor. Sie trat in die ungeheure Höhle, und ging frölich auf die alten Schwestern zu, die bey der kärglichen Nacht einer schwarzbrennenden Lampe ihr wunderliches Geschäft trieben. Sie thaten nicht, als ob sie den kleinen Gast bemerkten, der mit artigen Liebkosungen sich geschäftig um sie erzeigte. Endlich krächzte die eine mit rauhen Worten und scheelem Gesicht: Was willst du hier, Müßiggängerin? wer hat dich eingelassen? Dein kindisches Hüpfen bewegt die stille Flamme. Das Öl verbrennt unnützer Weise. Kannst du dich

nicht hinſetzen und etwas vornehmen? — Schöne Baſe, ſagte Fabel, am Müßiggehn iſt mir nichts gelegen. Ich mußte recht über eure Thürhüterin lachen. Sie hätte mich gern an die Bruſt genommen, aber ſie mußte zu viel gegeſſen haben, ſie konnte nicht aufſtehn. Laßt mich vor der Thür ſitzen, und gebt mir etwas zu ſpinnen; denn hier kann ich nicht gut ſehen, und wenn ich ſpinne, muß ich ſingen und plaudern dürfen, und das könnte euch in euren ernſthaften Gedanken ſtören. — Hinaus ſollſt du nicht, aber in der Nebenkammer bricht ein Strahl der Oberwelt durch die Felsritzen, da magſt du ſpinnen, wenn du ſo geſchickt biſt; hier liegen ungeheure Harfen von alten Enden, die drehe zuſammen; aber hüte dich: wenn du ſaumſelig ſpinnſt, oder der Faden reißt, ſo ſchlingen ſich die Fäden um dich her und erſticken dich. — Die Alte lachte hämiſch, und

ſpann. Fabel raffte einen Arm voll Fäden zuſammen, nahm Wocken und Spindel, und hüpfte ſingend in die Kammer. Sie ſah durch die Öffnung hinaus, und erblickte das Sternbild des Phönixes. Froh über das glückliche Zeichen fing ſie an luſtig zu ſpinnen, ließ die Kammerthüre ein wenig offen, und ſang halbleiſe:

Erwacht in euren Zellen,
Ihr Kinder alter Zeit;
Laßt eure Ruheſtellen,
Der Morgen iſt nicht weit.

Ich ſpinne eure Fäden
In Einen Faden ein;
Aus iſt die Zeit der Fehden.
Ein Leben ſollt' ihr ſeyn.

Ein jeder lebe in Allen,
Und All' in Jedem auch.

Ein Herz wird in euch wallen,
Von Einem Lebenshauch.

•

Noch seyd ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberey.
Geht furchtbar in die Höhle
Und neckt die heil'ge Drey.

•

Die Spindel schwang sich mit unglaublicher Behendigkeit zwischen den kleinen Füßen; während sie mit beyden Händen den zarten Faden drehte. Unter dem Liede wurden unzählige Lichterchen sichtbar, die aus der Thürspalte schlüpften und durch die Höhle in scheuslichen Larven sich verbreiteten. Die Alten hatten während der Zeit immer mürrisch fortgesponnen, und auf das Jammergeschrey der kleinen Fabel gewartet, aber wie entsetzten sie sich, als auf einmal eine erschreckliche Nase über ihre Schultern guckte, und wie sie sich umsa-

hen, die ganze Höhle voll der gräßlichſten Figuren war, die tauſenderley Unfug trieben. Sie fuhren in einander, heulten mit fürchterlicher Stimme, und wären vor Schrecken zu Stein geworden, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Schreiber in die Höhle getreten wäre, und eine Alraunwurzel bey ſich gehabt hätte. Die Lichterchen verkrochen ſich in die Felsklüfte und die Höhle wurde ganz hell, weil die ſchwarze Lampe in der Verwirrung umgefallen und ausgelöſcht war. Die Alten wären froh, wie ſie den Schreiber kommen hörten, aber voll Ingrimms gegen die kleine Fabel. Sie rieſen ſie heraus, ſchnarchten ſie fürchterlich an und verboten ihr fortzuſpinnen. Der Schreiber ſchmunzelte höhniſch, weil er die kleine Fabel nun in ſeiner Gewalt zu haben glaubte und ſagte: Es iſt gut, daß du hier biſt und zur Arbeit angehalten werden kannſt. Ich hoffe daß es an Züchti-

gun-

gungen nicht fehlen soll. Dein guter Geist hat dich hergeführt. Ich wünsche dir langes Leben und viel Vergnügen. Ich danke dir für deinen guten Willen, sagte Fabel; man sieht dir jetzt die gute Zeit an; dir fehlt nur noch das Stundenglas und die Hippe, so siehst du ganz wie der Bruder meiner schönen Basen aus. Wenn du Gänsespulen brauchst, so zupfe ihnen nur eine Handvoll zarten Flaum aus den Wangen. Der Schreiber schien Miene zu machen, über sie herzufallen. Sie lächelte und sagte: Wenn dir dein schöner Haarwuchs und dein geistreiches Auge lieb sind, so nimm dich in Acht; bedenke meine Nägel, du hast nicht viel mehr zu verlieren. Er wandte sich mit verbißner Wuth zu den Alten, die sich die Augen wischten, und nach ihren Rocken umhertappten. Sie konnten nichts finden, da die Lampe ausgelöscht war, und ergossen sich in

Schimpfreden gegen Fabel. Laßt sie doch gehn, sprach er tückisch, daß sie euch Taranteln fange, zur Bereitung eures Öls. Ich wollte euch zu euerm Troste sagen, daß Eros ohne Rast umherfliegt, und eure Scheere fleißig beschäftigen wird. Seine Mutter, die euch so oft zwang, die Fäden länger zu spinnen, wird morgen ein Raub der Flammen. Er kitzelte sich, um zu lachen, wie er sahe, daß Fabel einige Thränen bey dieser Nachricht vergoß, gab ein Stück von der Wurzel der Alten, und ging naserümpfend von dannen. Die Schwestern hießen der Fabel mit zorniger Stimme Taranteln suchen, ohngeachtet sie noch Öl vorräthig hatten, und Fabel eilte fort. Sie that, als öffne sie das Thor, warf es ungestüm wieder zu, und schlich sich leise nach dem Hintergrunde der Höhle, wo eine Leiter herunter hing. Sie kletterte schnell hinauf, und kam

bald vor eine Fallthür, die sich in Arkturs Gemach öffnete.

Der König saß umringt von seinen Räthen, als Fabel erschien. Die nördliche Krone zierte sein Haupt. Die Lilie hielt er mit der Linken, die Wage in der Rethten. Der Adler und Löwe saßen zu seinen Füßen. Monarch, sagte die Fabel, indem sie sich ehrfurchtsvoll vor ihm neigte; Heil deinem festgegründeten Throne! frohe Bothschaft deinem verwundeten Herzen! baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges erwachen dem Frieden! Ruhe der rastlosen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Gestalt der Zukunft! Der König berührte ihre offene Stirn mit der Lilie: Was du bittest, sey dir gewährt. — Dreymal werde ich bitten, wenn ich zum viertenmale komme, so ist die Liebe vor der Thür. Jetzt gieb mir die Leyer. — Eridanus! bringe sie her, rief der

König. Rauschend strömte Eridanus von der Decke, und Fabel zog die Leyer aus seinen blinkenden Fluten.

Fabel that einige weißagende Griffe; der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinweg eilte. Sie glitt in reizenden Bogenschwüngen über das Eismeer, indem sie fröliche Musik aus den Saiten lockte.

Das Eis gab unter ihren Tritten die herrlichsten Töne von sich. Der Felsen der Trauer hielt sie für Stimmen seiner suchenden rückkehrenden Kinder, und antwortete in einem tausendfachen Echo.

Fabel hatte bald das Gestade erreicht. Sie begegnete ihrer Mutter, die abgezehrt und bleich aussah, schlank und ernst geworden war, und in edlen Zügen die Spuren eines hoffnungslosen Grams, und rührender Treue verrieth.

Was iſt aus dir geworden, liebe Mutter? ſagte Fabel, du ſcheinſt mir gänzlich verändert; ohne inneres Anzeichen hätt' ich dich nicht erkannt. Ich hoffte mich an deiner Bruſt einmal wieder zu erquicken; ich habe lange nach dir geſchmachtet. Gimniſten liebkoſte ſie zärtlich, und ſah heiter und freundlich aus. Ich dachte es gleich, ſagte ſie, daß dich der Schreiber nicht würde gefangen haben. Dein Anblick erfriſcht mich. Es geht mir ſchlimm und knapp genug, aber ich tröſte mich bald. Vielleicht habe ich einen Augenblick Ruhe. Eros iſt in der Nähe, und wenn er dich ſieht, und du ihm vorplauderſt, verweilt er vielleicht einige Zeit. Indeß kannſt du dich an meine Bruſt legen; ich will dir geben, was ich habe. Sie nahm die Kleine auf den Schooß, reichte ihr die Bruſt, und fuhr fort, indem ſie lächelnd auf die Kleine hinunter ſah, die es ſich gut

ſchmecken ließ. Ich bin ſelbſt Urſach, daß Eros ſo wild und unbeſtändig geworden iſt. Aber mich reut es dennoch nicht, denn jene Stunden, die ich in ſeinen Armen zubrachte, haben mich zur Unſterblichen gemacht. Ich glaubte unter ſeinen feurigen Liebkoſungen zu zerſchmelzen. Wie ein himmliſcher Räuber ſchien er mich grauſam vernichten und ſtolz über ſein bebendes Opfer triumphiren zu wollen. Wir erwachten ſpät aus dem verbotenen Rauſche, in einem ſonderbar vertauſchten Zuſtande. Lange ſilberweiße Flügel bedeckten ſeine weißen Schultern, und die reitzende Fülle und Biegung ſeiner Geſtalt. Die Kraft, die ihn ſo plötzlich aus einem Knaben zum Jünglinge quellend getrieben, ſchien ſich ganz in die glänzenden Schwingen gezogen zu haben, und er war wieder zum Knaben geworden. Die ſtille Glut ſeines Geſichts war in das tändelnde

Feuer eines Irrlichts, der heilige Ernſt in verſtellte Schalkheit, die bedeutende Ruhe in kindiſche Unſtätigkeit, der edle Anſtand in drollige Beweglichkeit verwandelt. Ich fühlte mich von einer ernſthaften Leidenſchaft unwiderſtehlich zu dem muthwilligen Knaben gezogen, und empfand ſchmerzlich ſeinen lächelnden Hohn, und ſeine Gleichgültigkeit gegen meine rührendſten Bitten. Ich ſah meine Geſtalt verändert. Meine ſorgloſe Heiterkeit war verſchwunden, und hatte einer traurigen Bekümmerniß, einer zärtlichen Schüchternheit Platz gemacht. Ich hätte mich mit Eros vor allen Augen verbergen mögen. Ich hatte nicht das Herz in ſeine beleidigenden Augen zu ſehn, und fühlte mich entſetzlich beſchämt und erniedrigt. Ich hatte keinen andern Gedanken, als ihn, und hätte mein Leben hingegeben, um ihn von ſeinen Unarten zu befreyen. Ich mußte ihn

anbeten, so tief er auch alle meine Empfindungen kränkte.

Seit der Zeit, wo er sich aufmachte und mir entfloh, so rührend ich auch mit den heissesten Thränen ihn beschwor, bey mir zu bleiben, bin ich ihm überall gefolgt. Er scheint es ordentlich darauf anzulegen, mich zu necken. Kaum habe ich ihn erreicht, so fliegt er tückisch weiter. Sein Bogen richtet überall Verwüstungen an. Ich habe nichts zu thun, als die Unglücklichen zu trösten, und habe doch selbst Trost nöthig. Ihre Stimmen, die mich rufen, zeigen mir seinen Weg, und ihre wehmüthigen Klagen, wenn ich sie wieder verlassen muß, gehen mir tief zu Herzen. Der Schreiber verfolgt uns mit entsetzlicher Wuth, und rächt sich an den armen Getroffenen. Die Frucht jener geheimnißvollen Nacht, waren eine zahlreiche Menge wunderlicher Kinder, die ihrem Großva-

ter ähnlich sehn, und nach ihm genannt sind. Geflügelt wie ihr Vater begleiten sie ihn beständig, und plagen die Armen, die sein Pfeil trifft. Doch da kömmt der frölichen Zug. Ich, muß fort; lebe wohl, süßes Kind. Ein Nähe erregt meine Leidenschaft. Sey glücklich in deinem Vorhaben. — Eros zog weiter, ohne Ginnistan, die auf ihn zueilte, einen zärtlichen Blick zu gönnen. Aber zu Fabel wandte er sich freundlich, und seine kleinen Begleiter tanzten fröhlich um sie her. Fabel freute sich, ihren Milchbruder wieder zu sehn, und sang zu ihrer Leyer ein munteres Lied. Eros schien sich besinnen zu wollen und ließ den Bogen fallen. Die Kleinen entschliefen auf dem Rasen. Ginnistan konnte ihn fassen, und er litt ihre zärtlichen Liebkosungen. Endlich fing Eros auch an zu nicken, schmiegte sich an Ginnistans Schooß, und schlummerte ein, indem er seine

Flügel über sie ausbreitete. Unendlich froh war die müde Ginnistan, und verwandte kein Auge von dem holden Schläfer. Während des Gesanges waren von allen Seiten Taranteln zum Vorschein gekommen, die über die Grashalme ein glänzendes Netz zogen, und lebhaft nach dem Takte sich an ihren Fäden bewegten. Fabel tröstete nun ihre Mutter, und versprach ihr baldige Hülfe. Vom Felsen tönte der sanfte Wiederhall der Musik, und wiegte die Schläfer ein. Ginnistan sprengte aus dem wohlverwahrten Gefäß einige Tropfen in die Luft, und die anmuthigsten Träume fielen auf sie nieder. Fabel nahm das Gefäß mit und setzte ihre Reise fort. Ihre Saiten ruhten nicht, und die Taranteln folgten auf schnellgesponnenen Fäden den bezaubernden Tönen.

Sie sah bald von weitem die hohe Flamme des Scheiterhaufens, die über den grü-

nen Wald emporſtieg. Traurig ſah ſie gen Himmel, und freute ſich, wie ſie Sophieens blauen Schleyer erblickte, der wallend über der Erde ſchwebte, und auf ewig die ungeheure Gruft bedeckte. Die Sonne ſtand feuerroth vor Zorn am Himmel, die gewaltige Flamme ſog an ihrem geraubten Lichte, und ſo heftig ſie es auch an ſich zu halten ſchien, ſo ward ſie doch immer bleicher und fleckiger. Die Flamme ward weißer und mächtiger, je fahler die Sonne ward. Sie ſog das Licht immer ſtärker in ſich und bald war die Glorie um das Geſtirn des Tages verzehrt und nur als eine matte, glänzende Scheibe ſtand es noch da, indem jede neue Regung des Neides und der Wuth den Ausbruch der entfliehenden Lichtwellen vermehrte. Endlich war nichts von der Sonne mehr übrig, als eine ſchwarze ausgebrannte Schlacke, die herunter ins Meer fiel. Die

Flamme war über allen Ausdruck glänzend geworden. Der Scheiterhaufen war verzehrt. Sie hob ſich langſam in die Höhe und zog nach Norden. Fabel trat in den Hof, der verödet ausſah; das Haus war unterdeß verfallen. Dornſträuche wuchſen in den Ritzen der Fenſtergeſimſe und Ungeziffer aller Art kribbelte auf den zerbrochenen Stiegen. Sie hörte im Zimmer einen entſetzlichen Lärm; der Schreiber und ſeine Geſellen hatten ſich ob dem Flammentode der Mutter gezweidet, waren aber gewaltig erſchrocken, wie ſie den Untergang der Sonne wahrgenommen hatten.

Sie hatten ſich vergeblich angeſtrengt, die Flamme zu löſchen, und waren bey dieſer Gelegenheit nicht ohne Beſchädigungen geblieben. Der Schmerz und die Angſt preßte ihnen entſetzliche Verwünſchungen und Klagen aus. Sie erſchraken noch mehr, als

Fabel ins Zimmer trat, und ſtürmten mit wüthendem Geſchrey auf ſie ein, um an ihr den Grimm auszulaſſen. Fabel ſchlüpfte hinter die Wiege, und ihre Verfolger traten ungeſtüm in das Gewebe der Taranteln, die ſich durch unzählige Biſſe an ihnen rächten. Der ganze Haufen fing nun toll an zu tanzen, wozu Fabel ein luſtiges Lied ſpielte. Mit vielem Lachen über ihre poſſierlichen Fratzen ging ſie auf die Trümmer des Altars zu, und räumte ſie weg, um die verborgene Treppe zu finden, auf der ſie mit ihrem Tarantelgefolge hinunter ſtieg. Die Sphinx fragte: Was kommt plötzlicher, als der Blitz? Die Rache, ſagte Fabel. — Was iſt am vergänglichſten? — Unrechter Beſitz. — Wer kennt die Welt? — Wer ſich ſelbſt kennt. — Was iſt das ewige Geheimniß? — Die Liebe. — Bey wem ruht es? — Bey Sophieen. Die Sphinx krümmte ſich kläglich, und Fabel trat in die Höhle.

Hier bringe ich euch Taranteln, ſagte ſie zu den Alten, die ihre Lampe wieder angezündet hatten und ſehr ämſig arbeiteten. Sie erſchraken, und die eine lief mit der Scheere auf ſie zu, um ſie zu erſtechen. Unverſehens trat ſie auf eine Tarantel, und dieſe ſtach ſie in den Fuß. Sie ſchrie erbärmlich. Die andern wollten ihr zu Hülfe kommen und wurden ebenfalls von den erzürnten Taranteln geſtochen. Sie konnten ſich nun nicht an Fabel vergreifen, und ſprangen wild umher. Spinn' uns gleich, riefen ſie grimmig der Kleinen zu, leichte Tanzkleider. Wir können uns in den ſteifen Röcken nicht rühren, und vergehn faſt vor Hitze, aber mit Spinnenſaft mußt du den Faden einweichen, daß er nicht reißt, und wirke Blumen hinein, die im Feuer gewachſen ſind, ſonſt biſt du des Todes. Recht gern, ſagte Fabel und ging in die Nebenkammer.

Ich will euch drey tüchtige Fliegen verſchaffen, ſagte ſie zu den Kreuzſpinnen, die ihre luſtigen Gewebe rund um an der Decke und den Wänden angeheftet hatten, aber ihr müßt mir gleich drey hübſche, leichte Kleider ſpinnen. Die Blumen, die hinein gewirkt werden ſollen, will ich auch gleich bringen. Die Kreuzſpinnen waren bereit und fingen raſch zu weben an. Fabel ſchlich ſich zur Leiter und begab ſich zu Arktur. Monarch ſagte ſie, die Böſen tanzen, die Guten ruhn. Iſt die Flamme angekommen? Sie iſt angekommen ſagte der König. Die Nacht iſt vorbey und das Eis ſchmilzt. Meine Gattin zeigt ſich von weitem. Meine Feindinn iſt verſenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht ſehn laſſen, denn allein bin ich nicht König. Bitte was du willſt. — Ich brauche, ſagte Fabel, Blumen, die im Feuer gewachſen ſind. Ich weiß, du

haſt einen geſchickten Gärtner, der ſie zu ziehen verſteht. — Zink, rief der König, gieb uns Blumen. Der Blumengärtner trat aus der Reihe, holte einen Topf voll Feuer, und ſäete glänzenden Samenſtaub hinein. Es währte nicht lange, ſo flogen die Blumen empor. Fabel ſammelte ſie in ihre Schürze, und machte ſich auf den Rückweg. Die Spinnen waren fleißig geweſen, und es fehlte nichts mehr, als das Anheften der Blumen, welches ſie ſogleich mit vielem Geſchmack und Behendigkeit begannen. Fabel hütete ſich wohl die Enden abzureißen, die noch an den Weberinnen hingen.

Sie trug die Kleider den ermüdeten Tänzerinnen hin, die triefend von Schweiß umgeſunken waren, und ſich einige Augenblicke von der ungewohnten Anſtrengung erholten. Mit vieler Geſchicklichkeit entkleidete ſie die hagern Schönheiten, die es an

Schmä-

Schmähungen der kleinen Dienerin nicht fehlen ließen, und zog ihnen die neuen Kleider an, die sehr niedlich gemacht waren und vortrefflich paßten. Sie pries während dieses Geschäftes die Reize und den liebenswürdigen Charakter ihrer Gebieterinnen, und die Alten schienen ordentlich erfreut über die Schmeicheleyen und die Zierlichkeit des Anzuges. Sie hatten sich unterdeß erholt, und fingen von neuer Tanzlust beseelt wieder an, sich munter umherzudrehen, indem sie heimtückisch der Kleinen langes Leben und große Belohnungen versprachen. Fabel ging in die Kammer zurück, und sagte zu den Kreuzspinnen: Ihr könnt nun die Fliegen getrost verzehren, die ich in eure Weben gebracht habe. Die Spinnen waren so schon ungeduldig über das hin und hertreißen, da die Enden noch in ihnen waren und die Alten so toll umhersprangen; sie rannten also hinaus, und

fielen über die Tängerinnen her; diese wollten sich mit der Scheere vertheidigen, aber Fabel hatte sie in aller Stille mitgenommen. Sie unterlagen also ihren hungrigen Handwerksgenossen, die lange keine so köstlichen Bissen geschmeckt hätten, und sie bis auf das Mark aussaugten. Fabel sah durch die Felsenkluft hinaus, und erblickte den Perseus mit dem großen eisernen Schilde. Die Scheere flog von selbst dem Schilde zu, und Fabel bat ihn, Eros Flügel damit zu verschneiden, und dann mit seinem Schilde die Schwestern zu verewigen, und das große Werk zu vollenden.

Sie verließ nun das unterirdische Reich, und stieg frölich zu Arkturs Pallaste.

Der Flachs ist versponnen. Das Lebloſe ist wieder entseelt. Das Lebendige wird regieren, und das Lebloſe bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das

Äußere verborgen. Der Vorhang wird sich bald heben, und das Schauspiel seinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann spinne ich Tage der Ewigkeit. — Glückliches Kind, sagte der gerührte Monarch, du bist unsre Befreyerin. Ich bin nichts als Sophiens Pathe, sagte die Kleine. Erlaube daß Turmalin, der Blumengärtner, und Gold mich begleiten. Die Asche meiner Pflegemutter muß ich sammeln, und der alte Träger muß wieder aufstehn, daß die Erde wieder schwebe und nicht auf dem Chaos liege.

Der König rief allen Dreyen, und befahl ihnen, die Kleine zu begleiten. Die Stadt war hell, und auf den Straßen war ein lebhaftes Verkehr. Das Meer brach sich brausend an der hohlen Klippe, und Fabel fuhr auf des Königs Wagen mit ihren Begleitern hinüber. Turmalin sammelte sorg-

fältig die aufstiegende Asche. Sie gingen rund um die Erde, bis sie an den alten Riesen kamen, an dessen Schultern sie hinunter klimmten. Er schien vom Schlage gelähmt, und konnte kein Glied rühren. Gold legte ihm eine Münze in den Mund, und der Blumengärtner schob eine Schüssel unter seine Lenden. Fabel berührte ihm die Augen, und goß das Gefäß auf seiner Stirn aus. Es wie das Wasser über das Angesicht den Mund und herunter über ihn in die Schüssel floß, zuckte ein Blitz des Lebens ihm in allen Muskeln. Er schlug die Augen auf und hob sich rüstig empor. Fabel sprang zu ihren Begleitern auf die steigende Erde, und bot ihm freundlich guten Morgen. Bist du wieder da, liebliches Kind? sagte der Alte; habe ich doch immer von dir geträumt. Ich dachte immer, du würdest erscheinen, ehe mir die Erde und die Augen zu schwer würden.

Ich habe wohl lange geſchlafen. Die Erde iſt wieder leicht, wie ſie es immer den Guten war, ſagte Fabel. Die alten Zeiten kehren zurück. In Kurzem biſt du wieder unter alten Bekannten. Ich will dir ſtöliche Lage ſpinnen, und an einem Gehülfen ſoll es auch nicht fehlen, damit du zuweilen an unſern Freuden Theil nehmen, und im Arm einer Freundinn Jugend und Stärke einathmen kannſt. Wo ſind unſere alten Gaſtfreundinnen, die Hesperiden? — An Sophiens Seite. Bald wird ihr Garten wieder blühen, und die goldne Frucht duften. Sie gehen umher und ſammeln die ſchmachtenden Pflanzen.

Fabel entfernte ſich, und eilte dem Hauſe zu. Es war zu völligen Ruinen geworden. Epheu umzog die Mauern. Hohe Büſche beſchatteten den ehmaligen Hof, und weiches Moos polſterte die alten Stiegen.

Sie trat ins Zimmer. Sophie stand am Altar, der wieder aufgebaut war. Eros lag zu ihren Füßen in voller Rüstung, ernster und edler als jemals. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke. Mit bunten Steinen war der Fußboden ausgelegt, und zeigte einen großen Kreis um den Altar her, der aus lauter edlen bedeutungsvollen Figuren bestand. Ginnistan beg sich über ein Ruhebett, worauf der Vater in tiefem Schlummer zu liegen schien, und weinte. Ihre blühende Anmuth war durch einen Zug von Andacht und Liebe unendlich erhöht. Fabel reichte die Urne, worin die Asche gesammelt war, der heiligen Sophie, die sie zärtlich umarmte.

Liebliches Kind, sagte sie, dein Eifer und deine Treue haben dir einen Platz unter den ewigen Sternen erworben. Du hast das Unsterbliche in dir gewählt. Der Phönix ge-

hört dir. Du wirst die Seele unsers Lebens seyn. Jetzt wecke den Bräutigam auf. Der Herold ruft, und Eros soll Freya suchen und aufwecken.

Fabel freute sich unbeschreiblich bey diesen Worten. Sie rief ihren Begleitern Gold und Zink, und nahte sich dem Ruhebette. Ginnistan sah erwartungsvoll ihrem Beginnen zu. Gold schmolz die Münze und füllte das Behältniß, worin der Vater lag, mit einer glänzenden Flut. Zink schlang um Ginnistans Busen eine Kette. Der Körper schwamm auf den zitternden Wellen. Bücke dich, liebe Mutter, sagte Fabel, und lege die Hand auf das Herz des Geliebten.

Ginnistan bückte sich. Sie sah ihr vielfaches Bild. Die Kette berührte die Flut, ihre Hand sein Herz; er erwachte und zog die entzückte Braut an seine Brust. Das Metall gerann, und ward ein heller Spie-

gel. Der Vater erhob sich, seine Augen blitzten, und so schön und bedeutend auch seine Gestalt war, so schien doch sein ganzer Körper eine feine unendlich bewegliche Flüssigkeit zu seyn, die jeden Eindruck in den mannigfaltigsten und reitzendsten Bewegungen verrieth.

Das glückliche Paar näherte sich Sophien, die Worte der Weihe über sie aussprach, und sie ermahnte, den Spiegel fleißig zu Rathe zu ziehn, der alles in seiner wahren Gestalt zurückwerfe, jedes Blendwerk vernichte, und ewig das ursprüngliche Bild festhalte. Sie ergriff nun die Urne und schüttete die Asche in die Schaale auf dem Altar. Ein sanftes Brausen verkündigte die Auflösung, und ein leiser Wind wehte in den Gewändern und Locken der Umstehenden.

Sophie reichte die Schaale dem Eros und dieser den Andern. Alle kosteten den

göttlichen Trank, und vernahmen die freundliche Begrüßung der Mutter in ihrem Innern, mit unsäglicher Freude. Sie war jedem gegenwärtig, und ihre geheimnißvolle Anwesenheit schien alle zu verklären.

Die Erwartung war erfüllt und übertroffen. Alle merkten, was ihnen gefehlt habe, und das Zimmer war ein Aufenthalt der Seligen geworden. Sophie sagte: das große Geheimniß ist allen offenbart, und bleibt ewig unergründlich. Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren, und in Thränen wird die Asche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöst. In jedem wohnt die himmlische Mutter, um jedes Kind ewig zu gebären. Fühlt ihr die süße Geburt im Klopfen eurer Brust?

Sie goß in den Altar den Rest aus der Schale hinunter. Die Erde bebte in ihren

Tiefen. Sophie ſagte: Eros, eile mit deiner Schweſter zu deiner Geliebten. Bald ſehe ihr mich wieder.

Fabel und Eros gingen mit ihrer Begleitung ſchnell hinweg. Es war ein mächtiger Frühling über die Erde verbreitet. Alles hob und regte ſich. Die Erde ſchwebte näher unter dem Schleyer. Der Mond und die Wolken zogen mit frölichem Getümmel nach Norden. Die Königsburg ſtrahlte mit herrlichem Glanze über das Meer, und auf ihren Zinnen ſtand der König in voller Pracht mit ſeinem Gefolge. Überall erblickten ſie Staubwirbel, in denen ſich bekannte Geſtalten zu bilden ſchienen. Sie begegneten zahlreichen Schaaren von Jünglingen und Mädchen, die nach der Burg ſtrömten, und ſie mit Jauchzen bewillkommten. Auf manchen Hügeln ſaß ein glückliches eben erwachtes Paar in lang entbehrter Umar-

nung, hielt die neue Welt für einen Traum, und konnte nicht aufhören, ſich von der ſchönen Wahrheit zu überzeugen.

Die Blumen und Bäume wuchſen und grünten mit Macht. Alles ſchien beſeelt. Alles ſprach und ſang. Fabel grüßte überall alte Bekannte. Die Thiere nahten ſich mit freundlichen Grüßen den erwachten Menſchen. Die Pflanzen bewirtheten ſie mit Früchten und Düften, und ſchmückten ſie auf das Zierlichſte. Kein Stein lag mehr auf einer Menſchenbruſt, und alle Laſten waren in ſich ſelbſt zu einem feſten Fußboden zuſammengeſunken. Sie kämen an das Meer. Ein Fahrzeug von geſchliffenem Stahl lag am Ufer feſtgebunden. Sie traten hinein und löſten das Tau. Die Spitze richtete ſich nach Norden, und das Fahrzeug durchſchnitt, wie im Fluge, die buhlenden Wellen. Lie-

pelndes Schiff hielt seinen Ungestüm auf, und es stieß leise an das Ufer. Sie eilten die breiten Treppen hinan. Die Liebe wunderte sich über die königliche Stadt und ihre Reichthümer. Im Hofe sprang der lebendiggewordne Quell, der Hain bewegte sich mit den süßesten Tönen, und ein wunderbares Leben schien in seinen heißen Stämmen und Blättern, in seinen funkelnden Blumen und Früchten zu quellen und zu treiben. Der alte Held empfing sie an den Thoren des Pallastes. Ehrwürdiger Alter, sagte Fabel, Eros bedarf dein Schwerdt. Gold hat ihm eine Kette gegeben, die mit einem Ende in das Meer hinunter reicht, und mit dem andern um seine Brust geschlungen ist. Fasse sie mit mir an, und führe uns in den Saal, wo die Prinzessin ruht. Eros nahm aus der Hand des Alten das Schwerdt, setzte den Knopf auf

Bruſt, und neigte die Spitze vorwärts.
Flügelthüren des Saals flogen auf, und
s nahte ſich entzückt der ſchlummernden
ia. Plötzlich geſchah ein gewaltiger Schlag.
heller Funken fuhr von der Prinzeſſin nach
Schwerdte; das Schwerdt und die Kette
hteten, der Held hielt die kleine Fabel, die
nah umgeſunken wäre. Eros Helmbuſch
lte empor. Wirf das Schwerdt weg, rief
el, und erwecke deine Geliebte. Eros
das Schwerdt fallen, flog auf die Prin-
n zu, und küßte feurig ihre ſüßen Lippen.
ſchlug ihre großen dunkeln Augen auf,
erkannte den Geliebten. Ein langer
verſiegelte den ewigen Bund.

Von der Kuppel herunter kam der Kö-
mit Sophien an der Hand. Die Geſtir-
und die Geiſter der Natur folgten in
nzenden Reihen. Ein unausſprechlich hei-
Tag erfüllte den Saal, den Pallaſt, die

Stadt, und den Himmel. Eine zahllose Menge ergoß sich in den weiten königlichen Saal, und sah mit stiller Andacht die Liebenden vor dem Könige und der Königinn knieen, die sie feyerlich segneten. Der König nähm sein Diädem vom Haupte, und band es um Eros goldene Locken. Der alte Held zog ihm die Rüstung ab, und der König warf seinen Mantel um ihn her. Dann gab er ihm die Lilie in die linke Hand; und Sophie knüpfte ein köstliches Armband um die verschlungenen Hände der Liebenden; indem sie zugleich ihre Krone auf Freyas braune Haare setzte.

Heil unsern alten Beherrschern, rief das Volk. Sie haben immer unter uns gewohnt, und wir haben sie nicht erkannt! Heil uns! Sie werden uns ewig beherrschen! Segnet uns auch! Sophie sagte zu der neuen Königinn: Wirf du das Armband eures Bundes

in

Luft, daß das Volk und die Welt
erbunden bleiben. Das Armband zer-
der Luft, und bald ſah man lichte
um jedes Haupt, und ein glänzendes
zog ſich über die Stadt und das
und die Erde, die ein ewiges Feſt des
ngs feyerte. Perſeus trat herein, und
eine Spindel und ein Körbchen. Er
dem alten Könige das Körbchen.
ſagte er, ſind die Reſte deiner Feinde.
leinerne Platte mit ſchwarzen und wei-
elbern lag darin, und daneben eine
e Figuren von Alabaſter und ſchwar-
Marmor. Es iſt ein Schachſpiel, ſagte
ie; aller Krieg iſt auf dieſe Platte und
ſe Figuren gebannt. Es iſt ein Denk-
der alten trüben Zeit. Perſeus wandte
n Fabel, und gab ihr die Spindel. In
n Händen wird dieſe Spindel uns
erfreuen, und aus dir ſelbſt wirſt du

uns einen goldnen unzerreißlichen Faden spinnen. Der Phönix flog mit melodischem Geräusch zu ihren Füßen, spreizte seine Fittiche vor ihr aus, auf die sie sich setzte, und schwebte mit ihr über den Thron, ohne sich wieder niederzulassen. Sie sang ein himmlisches Lied, und fing zu spinnen an, indem der Faden aus ihrer Brust sich hervorzuwinden schien. Das Volk gerieth in neues Entzücken, und aller Augen hingen an dem lieblichen Kinde. Ein neues Jauchzen kam von der Thür her. Der alte Mond kam mit seinem wunderlichen Hofstaat herein, und hinter ihm trug das Volk Ginnistan und ihren Bräutigam, wie im Triumph, einher.

Sie waren mit Blumenkränzen umwunden; die königliche Familie empfing sie mit der herzlichsten Zärtlichkeit, und das neue Königspaar rief sie zu seinen Statthaltern auf Erden aus.

Gönnet mir, sagte der Mond, das Reich
er Parzen, dessen seltsame Gebäude eben
uf dem Hofe des Pallastes aus der Erde
estiegen sind. Ich will euch mit Schauspie-
n darin ergötzen, wozu die kleine Fabel
ir behülflich seyn wird.

Der König willigte in die Bitte, die klei-
e Fabel nickte freundlich, und das Volk freu-
sich auf den seltsamen unterhaltenden Zeit-
ertreib. Die Hesperiden liessen zur Thronbe-
eigung Glück wünschen, und um Schutz in
hren Gärten bitten. Der König ließ sie be-
illkommen, und so folgten sich unzählige
röliche Bothschaften. Unterdessen hatte sich
nmerklich der Thron verwandelt, und war
in prächtiges Hochzeitbett geworden, über
essen Himmel der Phönix mit der kleinen Fa-
el schwebte. Drey Karyatiden aus dunkelm
Porphyr trugen es hinten, und vorn ruhte
asselbe auf einer Sphinx aus Basalt. Der

König umarmte seine erröthende Geliebte, und das Volk folgte dem Beyspiel des Königs, und liebkoste sich unter einander. Man hörte nichts, als zärtliche Namen und ein Kußgeflüster. Endlich sagte Sophie: Die Mutter ist unter uns, ihre Gegenwart wird uns ewig beglücken. Folgt uns in unsere Wohnung, in dem Tempel dort werden wir ewig wohnen, und das Geheimniß der Welt bewahren. Die Fabel spann ämsig, und sang mit lauter Stimme:

Gegründet ist das Reich der Ewigkeit,
In Lieb' und Frieden endigt sich der Streit,
Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen,
Sophie ist ewig Priesterin der Herzen.

Novalis Schriften.

Herausgegeben

von

Friedrich Schlegel

und

Ludwig Tieck.

Zweiter Theil.

Berlin, 1802.
In der Buchhandlung der Realschule.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

66 - 6065

HBR 3.7.66

Vorrede.

Wir übergeben dem Leſer hiemit, was wir, den Umſtänden nach, von den hinterlaſſenen Fragmenten unſers Freundes durch den Druck bekannt machen konnten: obgleich dieſe beiden Bände nicht alles enthalten, was der Bekanntmachung würdig war, ſo drücken ſie doch vollkommen das Gemüth des Verfaſſers aus, oder ſeine innere Geſchichte, ſo wie ſie alles berührten, worüber er etwas gedacht und erfahren hat. Darum haben wir e-

auch für beßer gehalten, dieſe Bogen durch keine Geſchichte ſeines Lebens zu vermehren, weil jeder Befreundete die Andeutungen des veränderten Gemüths finden, und ohne weiteres die Geſchichte ſeines Lebens, was er ſein Leben nennen konnte, verſtehen wird. Es kann hier nicht unſere Abſicht ſeyn, nachfolgende Werke zu empfehlen, oder zu beurtheilen, weil es wohl möglich ſeyn dürfte, daß jedes Urtheil, was ſchon jetzt hervorträte, ein zu frühzeitiges und unreifes wäre: denn ein Geiſt von dieſer Originalität muß erſt begriffen, ſein Wollen verſtanden, und ſeine liebevolle Abſicht gefühlt und erwiedert

seyn, so daß wir wohl erst, wenn seine Ideen andre Geister befruchtet, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geschichtlichen Zusammenhange sehen können, wo er selber stand, und wie er sich zu seinem Zeitalter verhielt. Ich will daher nur kurz von dem Inhalte dieser beiden Bände sprechen.

Den ersten Theil nimmt die Hälfte eines Romans ein, welchen der Verfasser nicht vollendet hat. Ich habe versucht, in einem kurzen Berichte, den Lesern eine Andeutung des Plans zu geben, von dem ich aber nicht weiß, in wiefern ich ihn selber getroffen oder verfehlt habe. Unter einzelnen Bemerkungen

und Ideen über dieſes Buch zu ſeiner weitern Ausarbeitung findet ſich auch folgende Stelle: „Meine Erzählungen und romantiſchen Arbeiten ſind noch zu grell und zu hart gezeichnet, derbe Striche und Umriſſe, nackt und unausgeführt; es fehlt ihnen jener ſanfte, rundende Hauch, jene Fülle der Ausarbeitung, Mitteltinten, feine verbindende Züge, eine gewiſſe Haltung, Ruhe und Bewegung in einander, individuelle Beſchloſſenheit und Fremdheit, Geſchmeidigkeit und Reichthum des Styls, ein Ohr und eine Hand für reizende Periodenketten.“

Die Hymnen an die Nacht ſind hier aus

dem Athenäum wieder abgedruckt. Mit diesen Gedichten zwar der Verfaſſer ſelbſt in Anſehung der Ausführung am meiſten von allen ſeinen Arbeiten zufrieden.

Die kleinern Gedichte, die nachfolgen, ſind bis jetzt nicht gedruckt geweſen, ſo wie die geiſtlichen Lieder, welche der Leſer zum Theil ſchon aus dem Schlegelſchen Muſenalmanach kennt, hier mit neuen vermehrt erſcheinen. Dieſe Lieder waren der Anfang eines Chriſtlichen Geſangbuches, zu welchen der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigſten Momente und Anſichten des Chriſtenthums ſchreiben wollte.

Die Lehrlinge zu Sais enthalten den Anfang eines physikalischen Romans, welchen der Dichter zwar schon vor einigen Jahren in dieser Gestalt angefangen, aber niemals weiter ausgeführt hat.

Die größere Hälfte des zweiten Theils besteht aus Fragmenten vermischten Inhalts. Die Freunde des Verfassers werden hier die meisten derjenigen, die unter dem Nahmen Blüthenstaub im Athenäum abgedruckt waren, unter verschiedenen Abtheilungen zerstreut, wieder finden, so wie einige von denen, welche „Glauben und Liebe" überschrieben waren, und in den Jahrbüchern der Preußischen

Monarchie mitgetheilt wurden; wenige sind aus größern Aufsätzen abgerissen, die meisten aber aus den Papieren unsers verstorbenen Freundes, in verschiedenen Zeiten niedergeschrieben, gesammelt. Er hatte den Plan zu einem eigenen encyklopädischen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten. Aus dem Entwurfe dieses Werkes, welches, wie es scheint, nur aus dergleichen abgerissenen Sätzen bestehen sollte und konnte, sind die meisten dieser Gedanken genommen. Mein Freund, Fr.

Schlegel hat hauptſächlich die Auswahl getroffen, und ich habe den Verſuch gemacht, ſie in verſchiedenen Abtheilungen in eine Art von Ordnung zu bringen, die vielleicht eben nicht ſtrenger ſeyn konnte. Man wird uns nicht den Vorwurf machen können, daß wir zu viele dieſer Fragmente, oder unter dieſen ſolche bekannt gemacht haben, die der Verfaſſer niemals für den Druck beſtimmt hatte, denn wir haben nach ſtrenger Prüfung nur diejenigen ausgewählt, die uns die wichtigern ſchienen, auch wurden wir überdies von den Nachweiſungen und Andeutungen unſers Freundes geleitet, der ſeine Papiere oftmals

von neuem durchſah und Bemerkungen dazu ſchrieb; doch muß ich geſtehn, daß der gröſsere Theil der Fragmente nur aus Rückſicht auf den Raum zurückgeblieben iſt, der ſonſt wohl eine Stelle in dieſen Büchern hätte finden ſollen. Der Verfaſſer ſelbſt war gleichgültig darüber, was von ihm öffentlich erſchien, und was zurückblieb, ſo daß auch in dieſem Betracht die Bekanntmachung vieler von dieſen Fragmenten als keine Anmaßung erſcheinen darf, da er ſie nur für eine ſpätere Bekanntmachung aufbehalten hatte, wie er ſelbſt am Schluß dieſer Fragmente ſagt: „Nur weniges iſt reif zum Druck, und nur

als Fragment brauchbar, ſehr vieles gehört zu einer großen, wichtigen Idee. Ich glaube nicht, daß etwas Unwichtiges unter dem Undurchſtrichenen iſt. Das Angeſtrichene wollte ich in eine Sammlung neuer Fragmente aufnehmen und dazu ausarbeiten. Das Übrige ſollte bis zu einer weitern Ausführung warten. Durch Fortſchreiten wird ſo vieles entbehrlich, ſo manches erſcheint in einem andern Lichte, ſo daß ich von der Ausführung der großen Idee nicht gern etwas Einzelnes ausgearbeitet hätte. Als Fragment erſcheint das Unvollkommene noch am erträglichſten, und alſo iſt dieſe Form der Mittheilung dem

zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig iſt, und doch einzelne merkwürdige Anſichten zu geben hat."

Jedem Verehrer der Wiſſenſchaft und Kunſt ſollte dieſe Erſcheinung wichtig und anziehend ſeyn, wenn er auch über vieles anders dächte, und anderes ihm fremd und unverſtändlich dünkte: ein näher befreundetes Gemüth wird in den verſchiedenſten Gedanken denſelben Geiſt ahnden und ſehn; dieſer wird ohne nähere Bezeichnung die Ideen finden, die wie aus einem Mittelpunkte alle übrigen verſtändlich machen; ein ſolcher wird allenthalben die durchbrechende Liebe wahr-

nehmen, und ſich nicht von einzelnen Widerſprüchen ſtören laſſen, die dem Menſchen ſo nothwendig ſind, wie aller Krieg; er wird endlich dieſe Sammlung ſo brauchen, wie ein vertrauter Freund des Verfaſſers ſie anſehn muß, als ein Buch der Erweckung und Andacht, als Texte zu Reden, Abhandlungen und Predigten, als ein Buch, das viele andre Bücher und Bemühungen erſt verſtändlich, wenn nicht gar unnütz macht.

L. T.

Heinrich von Ofterdingen.

Zweiter Theil.

Die Erfüllung.

Das Kloſter, oder der Verhof.

Aſtralis.

An einem Sommermorgen ward ich jung;
Da fühlt' ich meines eignen Lebens Puls
Zum erſtenmal, — und wie die Liebe ſich
In tiefere Entzückungen verlohr,
Erwacht' ich immer mehr, und das Verlangen
Nach innigerer, gänzlicher Vermiſchung
Ward dringender mit jedem Augenblick.

Wollust ist meines Daseyns Zeugungskraft.
Ich bin der Mittelpunkt, der heil'ge Quell,
Aus welchem jede Sehnsucht stürmisch fließt,
Wohin sich jede Sehnsucht, mannichfach
Gebrochen, wieder still zusammen zieht.
Ihr kennt mich nicht und saht mich werden. —
Wart ihr nicht Zeugen, wie ich noch
Nachtwandler mich zum erstenmale traf
An jenem frohen Abend? Flog euch nicht
Ein süßer Schauer der Entzündung an? —
Versunken lag ich ganz in Honigkelchen;
Ich duftete, die Blume schwankte still
In goldner Morgenluft. Ein inres Quellen
War ich, ein sanftes Ringen, alles floß
Durch mich und über mich und hob mich leise.
Da sank das erste Stäubchen in die Narbe,
Denkt an den Kuß nach aufgehobnem Tisch.
Ich quoll in meine eigne Flut zurück —
Es war ein Blitz, — nun konnt' ich schon mich

regen,

Die zarten Fäden und den Kelch bewegen,
Schnell ſchoſſen, wie ich ſelber mich begann,
Zu ird'ſchen Sinnen die Gedanken an.
Noch war ich blind, doch ſchwankten lichte Sterne
Durch meines Weſens wunderbare Ferne,
Nichts war noch nah, ich fand mich nur von weiten,
Ein Anklang alter, ſo wie künft'ger Zeiten.
Aus Wehmuth, Lieb' und Ahndungen entſprungen
War der Beſinnung Wachsthum nur ein Flug,
Und wie die Wolluſt Flammen in mir ſchlug,
Ward ich zugleich vom höchſten Weh durchdrungen.
Die Welt lag blühend um den hellen Hügel,
Die Worte des Propheten wurden Flügel,
Nicht einzeln mehr nur Heinrich und Mathilde
Vereinten Beide ſich zu Einem Bilde. —
Ich hob mich nun gen Himmel neugeboren.

Vollendet war das irdiſche Geſchick
Im ſeligen Verklärungs-Augenblick,
Es hatte nun die Zeit ihr Recht verlohren,
Und forderte, was ſie geliehn, zurück.
Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellſten Sonnenſchein,
Man ſieht nun aus bemooſten Trümmern
Eine wunderſeltſame Zukunft ſchimmern,
Und was vordem alltäglich war
Scheint jetzo fremd und wunderbar.
Der Liebe Reich iſt aufgethan,
Die Fabel fängt zu ſpinnen an.
Das Urſpiel jeder Natur beginnt,
Auf kräftige Worte jedes ſinnt,
Und ſo das große Weltgemüth
Überall ſich regt und unendlich blüht.
Alles muß in einander greifen,
Eins durch das Andre gedeihn und reifen;
Jedes in Allen dar ſich ſtellt,
Indem es ſich mit ihnen vermiſchet

Und gierig in ihre Tiefen fällt,
Sein eigenthümliches Weſen erfriſchet
Und tauſend neue Gedanken erhält.
Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt es ſei geſchehn,
Kann man von weitem erſt kommen ſehn.
Frei ſoll die Fantaſie erſt ſchalten,
Nach ihrem Gefallen die Fäden verweben,
Hier manches verſchleiern, dort manches entfalten,
Und endlich in magiſchen Dunſt verſchweben.
Wehmuth und Wolluſt, Tod und Leben
Sind hier in innigſter Sympathie. —
Wer ſich der höchſten Lieb' ergeben,
Geneſt von ihren Wunden nie.
Schmerzhaft muß jenes Band zerreißen.
Was ſich uns innre Auge zieht,
Einmal das treuſte Herz verwaiſen,
Eh' es der trüben Welt entflieht.
Der Leib wird aufgelöſt in Thränen,

Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt von bangem Sehnen,
Das Herz, als Asche, niederfällt.

Auf dem ſchmalen Fußſteige, der ins Gebirg hinaufſlief, ging ein Pilgrim in tiefen Gedanken. Mittag war vorbei, ein ſtarker Wind ſauſte durch die blaue Luft, ſeine dumpfen, mannigfaltigen Stimmen verlohren ſich, wie ſie kamen. War er vielleicht durch die Gegenden der Kindheit geflogen, oder durch andre redende Länder? Es waren Stimmen, deren Echo nach im Innerſten klang, und dennoch ſchien ſie der Pilgrim nicht zu kennen. Er hatte nun das Gebirg erreicht, wo er das Ziel ſeiner Reiſe zu fin-

den hoffte. — Hoffte? — Er hoffte gar nichts mehr. Die entsetzliche Angst und dann die trockne Kälte der gleichgültigsten Verzweiflung trieben ihn, die wilden Schrecknisse des Gebirgs aufzusuchen; der mühseligste Gang beruhigte das zerstörende der innern Gewalten. Er war matt, aber still. Noch sah er nichts, was um ihn her sich allmählig gehäuft hatte, als er sich auf einen Stein setzte und den Blick rückwärts wandte. Es dünkte ihm, als träume er jezt, oder habe er geträumt. Eine unübersehliche Herrlichkeit schien sich vor ihm aufzuthun. Bald flossen seine Thränen, indem sein Innres plötzlich brach; er wollte sich in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur seines Daseyns übrig bliebe. Unter dem heftigen Schluchzen schien er zu sich selbst zu kommen, die weiche heitre Luft durchdrang ihn, seinen Sinnen ward die

Welt wieder gegenwärtig, und alte Gedanken fingen tröstlich zu reden an.

Dort lag Augsburg mit seinen Thürmen, fern am Gesichtskreis blinkte der Spiegel des furchtbaren geheimnißvollen Stroms; der ungeheure Wald bog sich mit tröstlichem Ernst zu dem Wanderer, das gezackte Gebürg ruhte so bedeutend über der Ebene, und beide schienen zu sagen: Eile nur, Strom, du entflichst uns nicht; ich will dir folgen mit geflügelten Schiffen; ich will dich brechen und halten und dich verschlucken in meinen Schooß! vertraue du uns, Pilgrim, er ist auch unser Feind, den wir selbst erzeugten, laß ihn eilen mit seinem Raub, er entflieht uns nicht.

Der arme Pilgrim gedachte der alten Zeiten und ihrer unsäglichen Entzückungen, aber wie matt gingen diese köstlichen Erinnerungen vorüber. Der breite Hut verdeckte

ein jugendliches Geſicht, es war bleich, wie eine Nachtblume: in Thränen hatte ſich der Balſamſaft des jungen Lebens, in tiefe Seufzer ſein ſchwellender Hauch verwandelt, in ein fahles Aſchgrau waren alle ſeine Farben verſchoſſen.

Seitwärts am Gehänge ſchien ihm ein Mönch unter einem alten Eichbaum zu knieen. Sollte das der alte Hofkaplan ſeyn? ſo dachte er bei ſich ohne große Verwunderung. Der Mönch kam ihm größer und ungeſtalter vor, je näher er zu ihm trat; er merkte nun ſeinen Irrthum, denn es war ein einzelner Felſen, über den ſich der Baum herbog. Stillgerührt faßte er den Stein in ſeine Arme, und drückte ihn lautweinend an ſeine Bruſt. Ach daß doch jezt deine Reden ſich bewährten, und die heilige Mutter ein Zeichen an mir thäte! Bin ich doch ſo ganz elend und verlaſſen. Wohnt in

meiner Wüſte kein Heiliger, der mir ſein Gebet liehe? Bete du, theurer Vater, jezt in dieſem Augenblick für mich.

Wie er ſo bei ſich dachte, fing der Baum an zu zittern, dumpf dröhnte der Felſen, und wie aus tiefer unterirdiſcher Ferne erhoben ſich einige klare Stimmchen und ſangen:

Ihr Herz war voller Freuden,
Von Freuden ſie nur wußt',
Sie wußt' von keinen Leiden
Drückt's Kindelein an ihr' Bruſt.
Sie küßt ihm ſeine Wangen,
Sie küßt es mannichfalt,
Mit Liebe ward ſie umfangen
Durch Kindeleins ſchöne Geſtalt.

Die Stimmchen ſchienen mit unendlicher Luſt zu ſingen. Sie wiederholten den Vers einigemal. Es ward alles wieder ruhig, und

nun hörte der erſtaunte Pilger, daß jemand aus dem Baume ſagte:

Wenn du ein Lied zu meinen Ehren auf deiner Laute ſpielen wirſt, ſo wird ein armes Mädchen herfür kommen; nimm ſie mit und laß ſie nicht von dir; gedenke meiner, wenn du zum Kaiſer kommſt: ich habe mir dieſe Stätte auserſehen, um mit meinem Kindlein hier zu wohnen, laß mir ein ſtarkes, warmes Haus hier bauen. Mein Kindlein hat den Tod überwunden; härme dich nicht, ich bin bei dir: du wirſt noch eine Weile auf Erden bleiben, aber das Mädchen wird dich tröſten, bis du auch ſtirbſt und zu unſern Freuden eingehſt.

Es iſt Mathildens Stimme! rief der Pilger und fiel auf ſeine Kniee, um zu beten. Da drang durch die Äſte ein langer Stral zu ſeinen Augen und er ſah durch den Stral in eine ferne kleine wunderſame Herrlichkeit

hinein, welche nicht zu beſchreiben, noch kunſtreich mit Farben nachzubilden möglich geweſen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigſte Luſt und Freude, ja eine himmliſche Glückſeligkeit war darinn überall zu ſchauen, ſogar daß die lebloſen Gefäße, das Säulwerk, die Teppiche, Zierrathen und alles, was zu ſehen war, nicht gemacht, ſondern wie ein vollſaftiges Kraut alſo gewachſen und zuſammen gekommen zu ſeyn ſchien. Es waren die ſchönſten menſchlichen Geſtalten, die dazwiſchen umher gingen und ſich über die Maaßen freundlich und holdſelig gegeneinander erzeigten. Ganz vorn ſtand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das Anſehn, als wolle ſie mit ihm ſprechen, doch war nichts zu hören; und der Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnſucht ihre anmuthigen Züge, und wie ſie ſo freundlich und lächelnd ihm zuwinkte,

und die Hand auf ihre linke Brust legte. Der Anblick war unendlich tröstend und erquickend, und der Pilger lag noch lang in heiliger Entzückung, als die Erscheinnng wieder hinweggenommen war. Der heilige Strahl hatte alle Schmerzen und Bekümmernisse aus seinem Herzen gesogen, so daß sein Gemüth wieder rein und leicht, und sein Geist wieder frei und fröhlich war wie vordem. Nichts war übrig geblieben, als ein stilles inniges Sehnen, und ein wehmüthiger Klang im Aller-Innersten: aber die wilden Qualen der Einsamkeit, die herbe Pein eines unsäglichen Verlustes, die trübe entsetzliche Leere, die irdische Ohnmacht war gewichen, und der Pilgrim sah sich wieder in einer vollen bedeutsamen Welt. Stimme und Sprache waren wieder lebendig bei ihm geworden, und es dünkte ihm nunmehr alles viel bekannter und weißagender als ehemals,

so

so daß ihm der Tod wie eine höhere Offenbarung des Lebens erschien, und er sein eigenes, schnell vorübergehendes Daseyn mit kindlicher heiterer Rührung betrachtete. Zukunft und Vergangenheit hatten sich in ihm berührt und einen innigen Verein geschlossen; er stand weit außer der Gegenwart und die Welt ward ihm erst theuer, als er sie verloren hatte, und sich nur als Fremdling in ihr fand, der ihre weiten bunten Säle noch eine kurze Weile durchwandern sollte. Es war Abend geworden, und die Erde lag vor ihm wie ein altes liebes Wohnhaus, das er nach langer Entfernung wiederfände. Tausend Erinnerungen wurden ihm gegenwärtig; jeder Stein, jeder Baum, jede Anhöhe wollte wieder gekannt seyn, jedes war das Merkmal einer alten Geschichte.

Der Pilger ergriff seine Laute und sang:

Liebeszähren, Liebesflammen,
Fließt zusammen;
Heiligt diese Wunderstäten,
Wo der Himmel mir erschienen;
Schwärmt um diesen Baum wie Bienen,
In unzähligen Gebeten.

Er hat froh sie aufgenommen,
Als sie kommen,
Sie geschützt vor Ungewittern;
Sie wird einst in ihrem Garten
Ihn begießen und ihn warten,
Wunder thun mit seinen Splittern.

Auch der Felsen ist gesunken
Freudetrunken
Zu der selgen Mutter Füßen.
Ist die Andacht auch in Steinen,
Sollte da der Mensch nicht weinen
Und sein Blut für sie vergießen?

Die Bedrängten müſſen ziehen
Und hier knieen;
Alle werden hier geneſen.
Keiner wird fortan noch klagen,
Alle werden fröhlich ſagen:
Einſt ſind wir betrübt geweſen.

Ernſte Mauern werden ſtehen
Auf den Höhen.
In den Thälern wird man rufen,
Wenn die ſchwerſten Zeiten kommen:
Keinem ſei das Herz beklommen,
Nur hinan zu jenen Stufen!

Gottes Mutter und Geliebte,
Der Betrübte
Wandelt nun verklärt von hinnen.
Ew'ge Güte, ew'ge Milde,
O! ich weiß, du biſt Mathilde,
Und das Ziel von meinem Sinnen.

Ohne mein verwegnes Fragen
Wirſt mir ſagen,
Wann ich zu dir ſoll gelangen.
Gern will ich in tauſend Weiſen
Noch der Erde Wunder preiſen,
Bis du kommſt, mich zu umfangen.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten,
Seltſamkeiten,
Weichet nie aus meinem Herzen.
Unvergeßlich ſei die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggeſpühlt den Traum der Schmerzen.

Unter ſeinem Geſang war er nichts gewahr worden; wie er aber aufſah, ſtand ein junges Mädchen nahe bei ihm am Felſen, die ihn freundlich wie einen alten Bekannten grüßte, und ihn einlud mit zu ihrer

Wohnung zu gehn, wo ſie ihm ſchon ein Abendeſſen zubereitet habe. Ihr ganzes Weſen und Thun war ihm befreundet. Sie bat ihn, noch einige Augenblicke zu verziehn, trat unter den Baum, ſah mit einem unausſprechlichen Lächeln hinauf und ſchüttete aus ihrer Schürze viele Roſen auf das Gras. Sie kniete ſtill daneben, ſtand aber bald wieder auf und führte den Pilger fort.

Wer hat mir von dir geſagt? frug der Pilgrim.

Unſre Mutter.

Wer iſt deine Mutter?

Die Mutter Gottes.

Seit wann biſt du hier?

Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.

Warſt du ſchon einmal geſtorben?

Wie könnt' ich denn leben?

Lebst du hier ganz allein?

Ein alter Mann ist zu Hause, doch kenn' ich noch viele, die gelebt haben.

Hast du Lust bei mir zu bleiben?

Ich habe dich ja lieb.

Woher kennst du mich?

O! von alten Zeiten; auch erzählte mir meine ehmalige Mutter zeither immer von dir.

Hast du noch eine Mutter?

Ja, aber es ist eigentlich dieselbe.

Wie hieß sie?

Maria.

Wer war dein Vater?

Der Graf von Hohenzollern.

Den kenn' ich auch.

Wohl mußt du ihn kennen, denn er ist auch dein Vater.

Mein Vater ist in Eisenach.

Du haſt mehr Eltern.

Wo gehen wir denn hin?

Immer nach Hauſe.

Sie waren jezt auf einen geräumigen Platz im Holze gekommen, auf welchem einige verfallene Thürme hinter tiefen Gräben ſtanden. Junges Gebüſch ſchlang ſich um die alten Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greiſes. Man ſah in die Unermeßlichkeit der Zeiten, und erblickte die weiteſten Geſchichten in kleine glänzende Minuten zuſammen gezogen, wenn man die grauen Steine, die blitzähnlichen Riſſe, und die hohen, ſchaurigen Geſtalten betrachtete. So zeigt uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet und wie milchfarbne Schimmer, ſo unſchuldig wie die Wangen eines Kindes, die fernſten Heere ſeiner ſchweren ungeheuren Welten. Sie gingen durch einen alten

Thorweg, und der Pilger war nicht wenig erstaunt, als er sich nun von lauter seltenen Gewächsen umringt und die Reize des anmuthigsten Gartens unter diesen Trümmern versteckt sah. Ein kleines steinernes Häuschen von neuer Bauart mit großen Fenstern lag dahinter. Dort stand ein alter Mann hinter den breitblättrigen Stauden und band die schwanken Zweige an Stäbchen. Den Pilgrim führte seine Begleiterinn zu ihm und sagte: Hier ist Heinrich, nach dem du mich oft gefragt hast.

Wie sich der Alte zu ihm wandte, glaubte Heinrich den Bergmann vor sich zu sehn. Du siehst den Arzt Sylvester, sagte das Mädchen.

Sylvester freute sich ihn zu sehn und sprach: Es ist eine geraume Zeit her, daß ich deinen Vater eben so jung bei mir sah. Ich ließ es mir damals angelegen seyn, ihn

mit den Schätzen der Vorzeit, mit der kostbaren Hinterlassenschaft einer zu früh abgeschiedenen Welt bekannt zu machen. Ich bemerkte in ihm die Anzeichen eines großen Bildkünstlers, sein Auge regte sich voll Lust, ein wahres Auge, ein schaffendes Werkzeug zu werden; sein Gesicht zeigte von innerer Festigkeit und ausdauerndem Fleiß, aber die gegenwärtige Welt hatte zu tiefe Wurzeln schon bei ihm geschlagen, er wollte nicht Achtung geben auf den Ruf seiner eigensten Natur, die trübe Strenge seines vaterländischen Himmels hatte die zarten Spitzen der edelsten Pflanze in ihm verdorben, er ward ein geschickter Handwerker, und die Begeisterung ist ihm zur Thorheit geworden.

Wohl, versetzte Heinrich, habe ich in ihm oft mit Schmerzen eine stille Wehmuth bemerkt. Er arbeitete unaufhörlich aus Gewohnheit und nicht aus innerer Lust, es

ſcheint ihm etwas zu fehlen, was die friedliche Stille ſeines Lebens, die Bequemlichkeiten ſeines Auskommens, die Freude ſich geehrt und geliebt von ſeinen Mitbürgern zu ſehn, und in allen Stadtangelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, ihm nicht erſetzen kann. Seine Bekannten halten ihn für ſehr glüklich, aber ſie wiſſen nicht, wie lebensſatt er iſt, wie leer ihm oft die Welt vorkommt, wie ſehnlich er ſich hinweg wünſcht, und wie er nicht aus Erwerbluſt, ſondern um dieſe Stimmung zu verſcheuchen, ſo fleißig arbeitet.

Was mich am meiſten wundert, verſetzte Sylveſter, iſt, daß er eure Erziehung ganz in den Händen eurer Mutter gelaſſen hat, und ſorgfältig ſich gehütet, in eure Entwicklung ſich zu miſchen, oder euch zu irgend einem beſtimmten Stande anzuhalten. Ihr habt von Glück zu ſagen, daß ihr habt

aufwachsen dürfen ohne von euren Eltern die mindeste Beschränkung zu leiden, denn die meisten Menschen sind nur Überbleibsel eines vollen Gastmals, daß Menschen von verschiedenen Appetit und Geschmack geplündert haben.

Ich weiß selbst nicht, erwiederte Heinrich, was Erziehung heißt, wenn es nicht das Leben und die Sinnesweise meiner Eltern ist, oder der Unterricht meines Lehrers, des Hofkaplans. Mein Vater scheint mir, bei aller seiner kühlen und durchaus festen Denkungsart, die ihn alle Verhältnisse wie ein Stück Metall und eine künstliche Arbeit ansehn läßt, doch unwillkührlich und ohne es selbst zu wissen, eine stille Ehrfurcht und Gottesfurcht vor allen unbegreiflichen und höhern Erscheinungen zu haben, und daher das Aufblühen eines Kindes mit demüthiger Selbstverleugnung zu betrachten. Ein Geist ist

hier geschäftig, der frisch aus der unendlichen Quelle kommt, und dieses Gefühl der Überlegenheit eines Kindes in den allerhöchsten Dingen, der unwiderstehliche Gedanke einer nähern Führung dieses unschuldigen Wesens, das jezt im Begriff steht, eine so bedenkliche Laufbahn anzutreten, das Gepräge einer wunderbaren Welt, was noch keine irdische Flut unkenntlich gemacht hat, und endlich die Sympathie der Selbst-Erinnerung jener fabelhaften Zeiten, wo die Welt uns heller, freundlicher und seltsamer dünkte, und der Geist der Weißagung fast sichtbar uns begleitete, alles dies hat meinen Vater gewiß zu der andächtigsten und bescheidensten Behandlung vermocht.

Laß uns hieher auf die Rasenbank unter die Blumen setzen, unterbrach ihn der Alte; Cyane wird uns rufen, wenn unser Abendessen bereit ist, und wenn ich euch bit-

ten darf, ſo fahrt fort, mir von eurem frü-
heren Leben etwas zu erzählen. Wir Alten
hören am liebſten von den Kinderjahren re-
den, und es dünkt mich, als ließt ihr mich
den Duft einer Blume einziehn, den ich ſeit
meiner Kindheit nicht wieder eingeathmet
hätte. Nur ſagt mir noch vorher, wie euch
meine Einſiedeley und mein Garten gefällt,
denn dieſe Blumen ſind meine Freundinnen,
mein Herz iſt in dieſem Garten. Ihr ſeht
nichts, was mich nicht liebt, und von mir
nicht zärtlich geliebt wird, ich bin hier mit-
ten unter meinen Kindern und komme mir
vor wie ein alter Baum, aus deſſen Wur-
zeln dieſe muntre Jugend ausgeſchlagen ſei.

Glüklicher Vater, ſagte Heinrich, euer
Garten iſt die Welt. Ruinen ſind die Müt-
ter dieſer blühenden Kinder, die bunte, le-
bendige Schöpfung zieht ihre Nahrung aus
den Trümmern vergangener Zeiten. Aber

mußte die Mutter ſterben, damit die Kinder gedeihen können, und bleibt der Vater zu ewigen Thränen allein an ihrem Grabe ſitzen?

Sylveſter reichte dem ſchluchzenden Jünglinge die Hand, und ſtand auf, um ihm ein eben aufgeblühtes Vergißmeinnicht zu hohlen, das er an einen Cypreſſenzweig band und ihm brachte. Wunderlich rührte der Abendwind die Wipfel der Kiefern, die jenſeits der Ruinen ſtanden, ihr dumpfes Brauſen tönte herüber. Heinrich verbarg ſein Geſicht in Thränen an dem Halſe des guten Sylveſter, und wie er ſich wieder erhob, trat eben der Abendſtern in voller Glorie über den Wald herüber.

Nach einiger Stille fing Sylveſter an: Ich möchte euch wohl in Eiſenach unter euren Geſpielen geſehn haben, eure Eltern, die vortreffliche Landgräfin, die biedern

Nachbarn euers Vaters, und der alte Hofkaplan machen eine ſchöne Geſellſchaft aus. Ihre Geſpräche müſſen frühzeitig auf euch gewirkt haben, beſonders da ihr das einzige Kind wart. Auch ſtell' ich mir die Gegend äußerſt anmuthig und bedeutſam vor.

Ich lerne, verſetzte Heinrich, meine Gegend erſt recht kennen, ſeit ich weg bin und viele andere Gegenden geſehn habe. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Hügel und Berg hat ſeinen beſondern Geſichtskreis, ſeine eigenthümliche Gegend, ſie gehört zu ihm, und ſein Bau, ſeine ganze Beſchaffenheit wird durch ſie erklärt. Nur das Thier und der Menſch können zu allen Gegenden kommen, alle Gegenden ſind die ihrigen. So machen alle zuſammen eine große Weltgegend, einen unendlichen Geſichtskreis aus, deſſen Einfluß auf den Menſchen und das Thier eben ſo ſichtbar iſt, wie der Einfluß

der engeren Umgebung auf die Pflanze. Daher Menſchen die viel gereiſt ſind, Zugvögel und Raubthiere, unter den Übrigen ſich durch beſondern Verſtand und andre wunderbare Gaben auszeichnen. Doch giebt es auch gewiß mehr oder weniger Fähigkeit unter ihnen, von dieſen Weltkreiſen und ihrem mannigfaltigen Inhalt und ihrer Ordnung gerührt und gebildet zu werden. Auch fehlt wohl manchen Menſchen die nöthige Aufmerkſamkeit und Gelaſſenheit, um den Wechſel der Gegenſtände und ihre Zuſammenſtellung erſt gehörig zu betrachten, und dann darüber nachzudenken, und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Oft fühl' ich jezt, wie mein Vaterland meine früheſten Gedanken mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, und ſein Bild eine ſeltſame Andeutung meines Gemüthes geworden iſt, die ich immer mehr errathe, je tiefer ich einſehe,

daß

daß Schickſal und Gemüth Nahmen Eines Begriffes ſind.

Auf mich, ſagte Sylveſter, hat freilich die lebendige Natur, die regſame Überkleidung der Gegend, immer am meiſten gewirkt. Ich bin nicht müde geworden, beſonders die verſchiedene Pflanzennatur auf das ſorgfältigſte zu betrachten. Die Gewächſe ſind ſo die unmittelbarſte Sprache des Bodens, jedes neue Blatt, jede ſonderbare Blume iſt irgend ein Geheimniß, das ſich hervordrängt und das, weil es ſich vor Liebe und Luſt nicht bewegen und nicht zu Worten kommen kann, eine ſtumme, ruhige Pflanze wird. Findet man in der Einſamkeit eine ſolche Blume, iſt es da nicht, als wäre alles umher verklärt und hielten ſich die kleinen befiederten Töne am liebſten in ihrer Nähe auf? Man möchte für Freuden weinen, und abgeſondert von

der Welt nur seine Hände und Füße in die Erde stecken, um Wurzeln zu treiben, und nie diese glükliche Nachbarschaft zu verlassen. Über die ganze trockne Welt ist dieser grüne, geheimnißvolle Teppich der Liebe gezogen. Mit jedem Frühjahr wird er erneuert, und seine seltsame Schrift ist nur dem Geliebten lesbar, wie der Blumenstrauß des Orients; ewig wird er lesen, und sich nicht satt lesen, und täglich neue Bedeutungen, neue entzükende Offenbarungen der liebenden Natur gewahr werden. Dieser unendliche Genuß ist der geheime Reitz, den die Begehung der Erdfläche für mich hat, indem eine jede Gegend andre Räthsel löset, und mich immer mehr errathen läßt, woher der Weg komme und wohin er gehe.

Ja, sagte Heinrich, wir haben von Kinderjahren angefangen zu reden, und von

der Erziehung, weil wir in euren Gärten waren und die eigentliche Offenbarung der Kindheit, die unschuldige Blumenwelt, unmerklich in unser Gedächeniß und auf unsre Lippen die Erinnerung der alten Bekanntschaft brachte. Mein Vater ist auch ein großer Freund des Gartenlebens und die glücklichsten Stunden seines Lebens bringt er unter den Blumen zu. Dies hat auch gewiß seinen Sinn für die Kinder so offen erhalten, da Blumen die Ebenbilder der Kinder sind. Den vollen Reichthum des unendlichen Lebens, die gewaltigen Mächte der spätern Zeit, die Herrlichkeit des Weltendes, und die goldene Zukunft aller Dinge sehen wir hier noch innig in einander verschlungen, aber doch auf das deutlichste und klarste in zarter Verjüngung. Schon treibt die allmächtige Liebe, aber sie zündet noch nicht: es ist keine verzehrende Flamme, es ist ein zerrinnen-

der Duft, und ſo innig die Vereinigung der zärtlichen Seelen auch iſt, ſo iſt ſie doch von keiner heftigen Bewegung und keiner freſſenden Wuth begleitet, wie bei den Thieren. So iſt die Kindheit in der Tiefe zunächſt an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erſcheinungen der zweiten, höheren Kindheit, des wiedergefundenen Paradieſes ſind, und darum ſo wohlthätig auf die Erſtere herunter thäuen.

Es iſt gewiß etwas ſehr geheimnißvolles in den Wolken, ſagte Sylveſter, und eine gewiſſe Bewölkung hat oft einen ganz wunderbaren Einfluß auf uns. Sie ziehen, und ſollen uns mit ihrem kühlen Schatten auf und davon nehmen, und wenn ihre Bildung lieblich und bunt, wie ein ausgehauchter Wunſch unſers Innern iſt, ſo iſt auch ihre Klarheit, das herrliche Licht, was dann auf Erden herrſcht, wie die Vorbedeutung

einer unbekannten, unſäglichen Herrlichkeit. Aber es giebt auch düſtere und ernſte und entſezliche Umwölkungen, in denen alle Schrecken der alten Nacht zu drohen ſcheinen: nie ſcheint ſich der Himmel wieder aufheitern zu wollen, das heitre Blau iſt vertilgt, und ein fahles Kupferroth auf ſchwarzgrauem Grunde weckt Grauen und Angſt in jeder Bruſt. Wenn dann die verderblichen Strahlen herunterzucken und mit höhniſchem Gelächter die ſchmetternden Donnerſchläge hinter drein fallen, ſo werden wir bis ins Innerſte beängſtigt, und wenn in uns dann nicht das erhabne Gefühl unſrer ſittlichen Obermacht entſteht, ſo glauben wir den Schreckniſſen der Hölle, der Gewalt böſer Geiſter überliefert zu ſeyn. Es ſind Nachhalle der alten unmenſchlichen Natur, aber auch weckende Stimmen der höheren Natur, des himmliſchen Gewiſſens in uns.

Das Sterbliche dröhnt in seinen Grundvesten, aber das Unsterbliche fängt heller zu leuchten an, und erkennt sich selbst.

Wann wird es doch, sagte Heinrich, gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Noth und keines Übels mehr im Weltall bedürfen?

Wenn es nur eine Kraft giebt, — die Kraft des Gewissens, — wenn die Natur züchtig und sittlich geworden ist. Es giebt nur Eine Ursache des Übels, — die allgemeine Schwäche, und diese Schwäche ist nichts, als geringe sittliche Empfänglichkeit und Mangel an Reiz der Freiheit.

Macht mir doch die Natur des Gewissens begreiflich.

Wenn ich das könnte, so wäre ich Gott, denn indem man das Gewissen begreift entsteht es. Könnt ihr, mir das Wesen der Dichtkunst begreiflich machen?

Etwas Perſönliches läßt ſich nicht bestimmt abfragen.

Wie viel weniger alſo das Geheimniß der höchſten Untheilbarkeit. Läßt ſich Muſik dem Tauben erklären?

Alſo wäre der Sinn ein Antheil an der neuen durch ihn eröffneten Welt ſelbſt? Man verſtände die Sache nur, wenn man ſie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größern Welten wieder befaßte Welten. Alle Sinne ſind am Ende Ein Sinn. Ein Sinn führt wie Eine Welt allmählig zu allen Welten. Aber alles hat ſeine Zeit und ſeine Weiſe. Nur die Perſon des Weltalls vermag das Verhältniß unſrer Welt einzuſehn. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob wir innerhalb der ſinnlichen Schranken unſers Körpers wirklich unſre Welt mit neuen Welten, unſre Sinne mit neuen Sin-

nen vermehren können, oder ob jeder Zuwachs unſrer Erkenntniß, jede neue erworbene Fähigkeit nur zur Ausbildung unſers gegenwärtigen Weitſenns zu rechnen iſt.

Vielleicht iſt beides Eins, ſagte Heinrich. Ich weiß nur ſo viel, daß für mich die Fabel Geſammtwerkzeug meiner gegenwärtigen Welt iſt. Selbſt das Gewiſſen, dieſe Sinn- und Weltenerzeugende Macht, dieſer Keim aller Perſönlichkeit, erſcheint mir wie der Geiſt des Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen romantiſchen Zuſammenkunft des unendlich veränderlichen Geſammtlebens.

Werther Pilger, verſetzte Sylveſter, das Gewiſſen erſcheint in jeder ernſten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erſcheinung, zu einer Verwandlung des Gewiſſens. Alle Bildung führt zu dem,

was man nicht anders wie Freiheit nennen kann, ohnerachtet damit nicht ein bloßer Begriff, sondern der schaffende Grund alles Daseyns bezeichnet werden soll. Diese Freiheit ist Meisterschaft. Der Meister übt freie Gewalt nach Absicht und in bestimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenstände seiner Kunst sind sein, und stehen in seinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefesselt oder gehemmt. Und gerade diese allumfassende Freiheit, Meisterschaft oder Herrschaft ist das Wesen, der Trieb des Gewissens. In ihm offenbart sich die heilige Eigenthümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Persönlichkeit, und jede Handlung des Meisters ist zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt, — Gottes Wort.

Also ist auch das, was ehemals, wie mich däucht Tugendlehre genannt wurde, nur die

Religion, als Wiſſenſchaft, die ſogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Geſetzordnung, die ſich zur Gottesverehrung verhält, wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Oberwelt bezeichnet, vorſtellt und ſie auf einer gewiſſen Stufe der Bildung vertritt? Die Religion für das Vermögen der Einſicht und des Urtheils? der Richtſpruch, das Geſetz der Auflöſung und Beſtimmung aller möglichen Verhältniſſe eines perſönlichen Weſens?

Allerdings iſt das Gewiſſen, ſagte Sylveſter, der eingebohrne Mittler jedes Menſchen. Es vertritt die Stelle Gottes auf Erden, und iſt daher Vielen das Höchſte und Letzte. Aber wie entfernt war die bisherige Wiſſenſchaft, die man Tugend- oder Sittenlehre nannte, von der reinen Geſtalt dieſes erhabenen, weitumfaſſenden perſönlichen Ge-

dankens. Das Gewiſſen iſt der Menſchen eigenſtes Weſen in voller Verklärung, der himmliſche Urmenſch. Es iſt nicht dies und jenes, es gebietet nicht in allgemeinen Sprüchen, es beſteht nicht aus einzelnen Tugenden. Es giebt nur Eine Tugend, — den reinen, ernſten Willen, der im Augenblick der Entſcheidung unmittelbar ſich entſchließt und wählt. In lebendiger, eigenthümlicher Untheilbarkeit bewohnt es und beſeelt es das zärtliche Sinnbild des menſchlichen Körpers, und vermag alle geiſtigen Gliedmaßen in die wahrhafteſte Thätigkeit zu verſetzen.

O trefflicher Vater! unterbrach ihn Heinrich, mit welcher Freude erfüllt mich das Licht, das aus euren Worten ausgeht! Alſo iſt der wahre Geiſt der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geiſtes der Tugend, und der eigentliche Geiſt der untergeordneten

Dichtkunſt, die Regſamkeit des höchſten, eigenthümlichſten Daſeyns. Eine überraſchende Selbſtheit iſt zwiſchen einem wahrhaften Liede und einer edlen Handlung. Das müßige Gewiſſen in einer glatten nicht widerſtehenden Welt wird zum feſſelnden Geſpräche, zur alleserzählenden Fabel. In den Fluren und Hallen dieſer Urwelt lebt der Dichter, und die Tugend iſt der Geiſt ſeiner irdiſchen Bewegungen und Einflüſſe, ſo wie dieſe die unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menſchen und das wunderbare Widerlicht der höheren Welt iſt, ſo iſt es auch die Fabel. Wie ſicher kann nun der Dichter den Eingebungen ſeiner Begeiſterung, oder, wenn auch er einen höhern überirdiſchen Sinn hat, höhern Weſen folgen, und ſich ſeinem Berufe mit kindlicher Demuth überlaſſen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft mit bezaubernden

Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie ſich die Religion zur Tugend verhält, ſo die Begeiſterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geſchichten der Offenbarung aufbehalten ſind, ſo bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt ſich in wunderbar entſtandene Dichtungen auf mannichfache Weiſe ab. Fabel und Geſchichte begleiten ſich in den innigſten Beziehungen auf den verſchlungenſten Pfaden und in den ſeltſamſten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre ſind Stern-Bilder Eines Umlaufs.

Ihr redet völlig wahr, ſagte Sylveſter, und nun wird es euch wohl begreiflich ſeyn, daß die ganze Natur nur durch den Geiſt der Tugend beſteht, und immer beſtändiger werden ſoll. Er iſt das allzündende allbelebende Licht innerhalb der irdiſchen Umfaſſung. Vom Sternhimmel, dieſem erhabenen

Dom des Steinreichs, bis zu dem krauſen Teppich einer bunten Wieſe, wird alles durch ihn erhalten, durch ihn mit uns verknüpft, und uns verſtändlich gemacht, und durch ihn die unbekannte Bahn der unendlichen Naturgeſchichte bis zur Verklärung fortgeleitet.

Ja und ihr habt vorher ſo ſchön für mich die Tugend an die Religion angeſchloſſen. Alles was die Erfahrung und die irdiſche Wirkſamkeit begreift, macht den Bezirk des Gewiſſens aus, welches dieſe Welt mit höheren Welten verbindet. Bei höhern Sinnen entſteht Religion und was vorher unbegreifliche Nothwendigkeit unſerer innerſten Natur ſchien, ein Allgeſetz ohne beſtimmten Inhalt, wird nun zu einer wunderbaren, einheimiſchen, unendlich mannichfaltigen, und durchaus befriedigenden Welt, zu einer unbegreiflich innigen Gemeinſchaft

aller Seeligen in Gott, und zur vernehmlichen, vergöttenden Gegenwart des allerpersönlichsten Wesens, oder seines Willens, seiner Liebe in unserm tiefsten Selbst.

Die Unschuld eures Herzens macht euch zum Propheten, erwiederte Sylvester: euch wird alles verständlich werden, und die Welt und ihre Geschichte verwandelt sich euch in die heilige Schrift, so wie ihr an der heiligen Schrift das große Beispiel habt, wie in einfachen Worten und Geschichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne. — Mich hat die Beschäftigung mit der Natur dahin geführt, wohin euch die Lust und Begeisterung der Sprache gebracht haben. Kunst und Geschichte haben mich die Natur kennen gelehrt. Meine Eltern wohnten in Sizilien, unweit dem weltberühmten Berge Aetna.

Ein bequemes Haus von vormahliger Bauart, welches verdeckt von uralten Kaſtanienbäumen dicht an den felſigen Ufern des Meeres, die Zierde eines mit mannichfaltigen Gewächſen beſezten Gartens ausmachte, war ihre Wohnung. In der Nähe lagen viele Hütten, in denen ſich Fiſcher, Hirten und Winzer aufhielten. Unſre Kammern und Keller waren mit allem, was das Leben erhält und erhöht, reichlich verſehn, und unſer Hausgeräthe ward durch wohlerdachte Arbeit auch den verborgenen Sinnen angenehm. Es fehlte auch ſonſt nicht an mannichfaltigen Gegenſtänden, deren Betrachtung und Gebrauch das Gemüth über das gewöhnliche Leben und ſeine Bedürfniſſe erhoben, und es zu einem angemeſſenern Zuſtande vorzubereiten, ihm den lautern Genuß ſeiner vollen, eigenthümlichen Natur zu verſprechen und zu gewähren ſchienen. Man

ſah

ſah ſteinerne Menſchen-Bilder, mit Geſchichten bemahlte Gefäße, kleinere Steine mit den deutlichſten Figuren, und andre Geräthſchaften mehr, die aus andern und erfreulicheren Zeiten zurückgeblieben ſeyn mochten. Auch lagen in Fächern übereinander viele Pergamentrollen, auf denen in langen Reihen Buchſtaben die Kenntniſſe und Geſinnungen, die Geſchichten und Gedichte jener Vergangenheit in anmuthigen und künſtlichen Ausdrücken bewahrt ſtanden. Der Ruf meines Vaters, den er ſich als ein geſchickter Sterndeuter zuwege brachte, zog ihm zahlreiche Anfragen und Beſuche, ſelbſt aus entlegneren Ländern zu, und da das Vorwiſſen der Zukunft den Menſchen eine ſehr ſeltne und köſtliche Gabe dünkte, ſo glaubten ſie ihre Mittheilungen gut belohnen zu müſſen, ſo daß mein Vater durch die erhaltenen Geſchenke in den Stand ge-

ſetzt wurde, die Koſten ſeiner bequemen und genußreichen Lebensart hinreichend beſtreiten zu können.

* * * *

Weiter iſt der Verfaſſer nicht in Ausarbeitung dieſes zweiten Theils gekommen. Dieſen nannte er die Erfüllung, ſo wie den erſten Erwartung, weil hier alles aufgelöſt, und erfüllt werden ſollte, was jener hatte ahnden laſſen. Es war die Abſicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch ſechs Romane zu ſchreiben, in denen er ſeine Anſichten der Phyſik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe, ſo wie im Ofterdingen der Poeſie niederlegen wollte. Ohne mein Erinnern wird der unterrichtete Leſer ſehn, daß der Verfaſſer ſich in dieſem

Gedichte nicht genau an die Zeit, oder an die Perſon jenes bekannten Minneſängers gebunden hat, obgleich alles an ihn und ſein Zeitalter erinnern ſoll. Nicht nur für die Freunde des Verfaſſers, ſondern für die Kunſt ſelbſt, iſt es ein unerſetzlicher Verluſt, daß er dieſen Roman nicht hat beendigen können, deſſen Originalität und große Abſicht ſich im zweiten Theile noch mehr als im erſten würde gezeigt haben. Denn es war ihm nicht darum zu thun, dieſe oder jene Begebenheit darzuſtellen, eine Seite der Poeſie aufzufaſſen, und ſie durch Figuren und Geſchichten zu erklären, ſondern er wollte, wie auch ſchon im letzten Kapitel des erſten Theils beſtimmt angedeutet iſt, das eigentliche Weſen der Poeſie ausſprechen und ihre innerſte Abſicht erklären. Darum verwandelt ſich Natur, Hiſtorie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit ſeinen ge-

wöhnlichsten Vorfällen in Poesie, weil diese der Geist ist, der alle Dinge belebt.

Ich will den Versuch machen, so viel es mir aus Gesprächen mit meinem Freunde erinnerlich ist, und so viel ich aus seinen hinterlassenen Papieren ersehen kann, dem Leser einen Begriff von dem Plan und dem Inhalte des zweiten Theiles dieses Werkes zu verschaffen.

Dem Dichter, welcher das Wesen seiner Kunst im Mittelpunkt ergriffen hat, erscheint nichts widersprechend und fremd, ihm sind die Räthsel gelöst, durch die Magie der Fantasie kann er alle Zeitalter und Welten verknüpfen, die Wunder verschwinden und alles verwandelt sich in Wunder: so ist dieses Buch gedichtet, und besonders findet der Leser in dem Mährchen, welches den ersten Theil beschließt, die kühnsten Verknüpfungen; hier sind alle Unterschiede aufgehoben, durch

welche Zeitalter von einander getrennt erſcheinen, und eine Welt der andern als feindſelig begegnet. Durch dieſes Mährchen wollte ſich der Dichter hauptſächlich den Übergang zum zweiten Theile machen, in welchem die Geſchichte unaufhörlich aus dem Gewöhnlichſten in das Wundervollſte überſchweift, und ſich beides gegenſeitig erklärt und ergänzt; der Geiſt, welcher den Prolog in Verſen hält, ſollte nach jedem Kapitel wiederkehren, und dieſe Stimmung, dieſe wunderbare Anſicht der Dinge fortſetzen. Durch dieſes Mittel blieb die unſichtbare Welt mit dieſer ſichtbaren in ewiger Verknüpfung. Dieſer ſprechende Geiſt iſt die Poeſie ſelber, aber zugleich der ſideriſche Menſch, der mit der Umarmung Heinrichs und Mathildens gebohren iſt. In folgendem Gedichte, welches ſeine Stelle im Oſterdingen finden ſollte, hat der Verfaſſer auf die

leichteſte Weiſe den innern Geiſt ſeiner Bücher ausgedrückt:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüſſel aller Kreaturen,
Wenn die, ſo ſingen oder küſſen,
Mehr als die Tiefgelehrten wiſſen,
Wenn ſich die Welt in's freie Leben,
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann ſich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ewgen Weltgeſchichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Weſen fort.

Der Gärtner, welchen Heinrich ſpricht, iſt derſelbe alte Mann, der ſchon einmal Oſterdingens Vater aufgenommen hatte, das junge Mädchen, welche Cyane heißt, iſt

nicht ſein Kind, ſondern die Tochter des Grafen von Hohenzollern, ſie iſt aus dem Morgenlande gekommen, zwar früh, aber doch kann ſie ſich ihrer Heimath erinnern, ſie hat lange in Gebirgen, in welchen ſie von ihrer verſtorbenen Mutter erzogen iſt, ein wunderliches Leben geführt: einen Bruder hat ſie früh verlohren, einmal iſt ſie ſelbſt in einem Grabgewölbe dem Tode ſehr nahe geweſen, aber hier hat ſie ein alter Arzt auf eine ſeltſame Weiſe vom Tode errettet. Sie iſt heiter und freundlich und mit dem Wunderbaren ſehr vertraut. Sie erzählt dem Dichter ſeine eigene Geſchichte, als wenn ſie dieſelbe einſt von ihrer Mutter ſo gehört hätte. — Sie ſchickt ihn nach einem entlegenen Kloſter, deſſen Mönche als eine Art von Geiſterkolonie erſcheinen, alles iſt hier wie eine myſtiſche, magiſche Loge. Sie ſind die Prieſter des heili-

gen Feuers in jungen Gemüthern. Er hört den fernen Geſang der Brüder; in der Kirche ſelbſt hat er eine Viſion. Mit einem alten Mönch ſpricht Heinrich über Tod und Magie, er hat Ahndungen vom Tode und dem Stein der Weiſen; er beſucht den Kloſtergarten und den Kirchhof; über den leztern findet ſich folgendes Gedicht:

Lobt doch unſre ſtillen Feſte,
Unſre Gärten, unſre Zimmer,
Das bequeme Hausgeräthe,
Unſer Hab' und Gut.
Täglich kommen neue Gäſte,
Dieſe früh, die andern ſpäte,
Auf den weiten Heerden immer
Lodert neue Lebens-Glut.

Tauſend zierliche Gefäße
Einſt bethaut mit tauſend Thränen,

Goldne Ringe, Sporen, Schwerdter,
Sind in unserm Schatz:
Viel Kleinodien und Juwelen
Wissen wir in dunkeln Hölen,
Keiner kann den Reichthum zählen,
Zählt' er auch ohn' Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
Der Gestirne Riesengeister,
Wunderlich gesellt,
Holde Frauen, ernste Meister,
Kinder und verlebte Greise
Sitzen hier in Einem Kreise,
Wohnen in der alten Welt.

Keiner wird sich je beschweren,
Keiner wünschen fort zu gehen,
Wer an unsern vollen Tischen
Einmal fröhlich saß.

Klagen ſind nicht mehr zu hören,
Keine Wunder mehr zu ſehen,
Keine Thränen abzuwiſchen;
Ewig läuft das Stundenglas.

Tiefgerührt von heilger Güte
Und verſenkt in ſelges Schauen
Steht der Himmel im Gemüthe,
Wolkenloſes Blau;
Lange fliegende Gewande
Tragen uns durch Frühlingsauen,
Und es weht in dieſem Lande
Nie ein Lüftchen kalt und rauh.

Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wolluſt räthelhafter Spiele,
Wir nur kennen euch.
Wir nur ſind am hohen Ziele,
Bald in Strom uns zu ergießen

Dann in Tropfen zu zerfließen
Und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erſt die Liebe, Leben;
Innig wie die Elemente
Miſchen wir des Daſeyns Fluten,
Brauſend Herz mit Herz.
Lüſtern ſcheiden ſich die Fluten,
Denn der Kampf der Elemente
Iſt der Liebe höchſtes Leben,
Und des Herzens eignes Herz.

Leiſer Wünſche ſüßes Plaudern
Hören wir allein, und ſchauen
Immerdar in ſelge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Kuß.
Alles was wir nur berühren
Wird zu heißen Balſamfrüchten,
Wird zu weichen zarten Brüſten,
Opfer kühner Luſt.

Immer wächst und blühet Verlangen
Am Geliebten festzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu seyn,
Seinem Durste nicht zu wehren,
Sich im Wechsel zu verzehren,
Von einander sich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wollust
Sind wir immerdar versunken,
Seit der wilde trübe Funken
Jener Welt erlosch;
Seit der Hügel sich geschlossen,
Und der Scheiterhaufen sprühte,
Und dem schauernden Gemüthe
Nun das Erdgesicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heilger Wehmuth süße Schauer

Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unſre Gluth.
Wunden giebt's, die ewig ſchmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unſer aller Herzen,
Löſt uns auf in Eine Flut.

Und in dieſer Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weiſe
In den Ozean des Lebens
Tief in Gott hinein;
Und aus ſeinem Herzen fließen
Wir zurück zu unſerm Kreiſe,
Und der Geiſt des höchſten Strebens
Taucht in unſre Wirbel ein.

Schüttelt eure goldnen Ketten
Mit Smaragden und Rubinen,
Und die blanken ſaubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.

Aus des feuchten Abgrunds Betten,
Aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelsroſen auf den Wangen
Schwebt in's bunte Fabelreich.

Könnten doch die Menſchen wiſſen,
Unſre künftigen Genoſſen,
Daß bei allen ihren Freuden
Wir geſchäftig ſind:
Jauchzend würden ſie verſcheiden,
Gern das bleiche Daſeyn miſſen, —
O! die Zeit iſt bald verfloſſen,
Kommt Geliebte doch geſchwind!

Helft uns nur den Erdgeiſt binden,
Lernt den Sinn des Todes faſſen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verſchwinden,
Dein erborgtes Licht verblaſſen,

Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.

Dieses Gedicht war vielleicht wiederum ein Prolog zu einem zweiten Kapitel. Jetzt sollte sich eine ganz neue Periode des Werkes eröffnen, aus dem stillsten Tode sollte sich das höchste Leben hervorthun; er hat unter Todten gelebt und selbst mit ihnen gesprochen, das Buch sollte fast dramatisch werden, und der epische Ton gleichsam nur die einzelnen Szenen verknüpfen und leicht erklären. Heinrich befindet sich plötzlich in dem unruhigen Italien, das von Kriegen zerrüttet wird, er sieht sich als Feldherr an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges spielen in poetischen Farben; er überfällt mit einem flüchtigen Haufen eine feindliche Stadt, hier erscheint als Episode die Liebe eines vornehmen Pisaners zu einem

Florentiniſchen Mädchen. Kriegslieder. "Ein großer Krieg, wie ein Zweikampf, durchaus edel, philoſophiſch, human. Geiſt der alten Chevalerie. Ritterſpiel. Geiſt der bachiſchen Wehmuth. — Die Menſchen müſſen ſich ſelbſt untereinander tödten, das iſt edler als durch das Schickſal fallen. Sie ſuchen den Tod. — Ehre, Ruhm iſt des Kriegers Luſt und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger. Todesluſt iſt Kriegergeiſt. — Auf Erden iſt der Krieg zu Hauſe. Krieg muß auf Erden ſeyn." — In Piſa findet Heinrich den Sohn des Kaiſers Friedrich des Zweiten, der ſein vertrauter Freund wird. Auch nach Loretto kömmt er. Mehrere Lieder ſollten hier folgen.

Von einem Sturm wird der Dichter nach Griechenland verſchlagen. Die alte Welt mit ihren Helden und Kunſtſchätzen erfüllt ſein Gemüth. Er ſpricht mit einem

Grie-

Griechen über die Moral. Alles wird ihm aus jener Zeit gegenwärtig, er lernt die alten Bilder und die alte Geſchichte verſtehn. Geſpräche über die griechiſchen Staatsverfaſſungen; über Mythologie.

Nachdem Heinrich die Heldenzeit und das Alterthum hat verſtehen lernen, kommt er nach dem Morgenlande, nach welchem ſich von Kindheit auf ſeine Sehnſucht gerichtet hatte. Er beſucht Jeruſalem; er lernt orientaliſche Gedichte kennen. Seltſame Begebenheiten mit den Ungläubigen halten ihn in einſamen Gegenden zurück, er findet die Familie des morgenländiſchen Mädchens; (ſ. den 1. Th.) die dortige Lebensweiſe einiger nomadiſchen Stämme. Perſiſche Mährchen. Erinnerungen aus der älteſten Welt. Immer ſollte das Buch unter den verſchiedenſten Begebenheiten denſelben Farben-Charakter behalten, und an die

blaue Blume erinnern: durchaus sollten zugleich die entferntesten und verschiedenartigsten Sagen verknüpft werden, Griechische, orientalische, biblische und christliche, mit Erinnerungen und Andeutungen der Indischen wie der nordischen Mythologie. Die Kreuzzüge. Das Seeleben. Heinrich geht nach Rom. Die Zeit der Römischen Geschichte.

Mit Erfahrungen gesättigt kehrt Heinrich nach Deutschland zurück. Er findet seinen Großvater, einen tiefsinnigen Charakter, Klingsohr ist in seiner Gesellschaft. Abendgespräche mit den beiden.

Heinrich begiebt sich an den Hof Friedrichs, er lernt den Kaiser persönlich kennen. Der Hof sollte eine sehr würdige Erscheinung machen, die Darstellung der besten, größten und wunderbarsten Menschen aus der ganzen Welt versammelt, deren Mittelpunkt der Kaiser selbst ist. Hier erschein

die größte Pracht, und die wahre große Welt. Deutſcher Charakter und Deutſche Geſchichte werden deutlich gemacht. Heinrich ſpricht mit dem Kaiſer über Regierung, über Kaiſerthum, dunkle Reden von Amerika und Oſt-Indien. Die Geſinnungen eines Fürſten. Myſtiſcher Kaiſer. Das Buch de tribus impostoribus.

Nachdem nun Heinrich auf eine neue und größere Weiſe als im erſten Theile, in der Erwartung, wieder um die Natur, Leben und Tod, Krieg, Morgenland, Geſchichte und Poeſie erlebt und erfahren hat, kehrt er wie in eine alte Heimath in ſein Gemüth zurück. Aus dem Verſtändniß der Welt und ſeiner ſelbſt entſteht der Trieb zur Verklärung: die wunderbarſte Mährchenwelt tritt nun ganz nahe, weil das Herz ihrem Verſtändniß völlig geöffnet iſt.

In der Maneſſiſchen Sammlung der

Minnesinger finden wir einen ziemlich unverständlichen Wettgesang des Heinrich von Ofterdingen und Klingsohr mit andern Dichtern: statt dieses Kampfspieles wollte der Verfasser einen andern seltsamen poetischen Streit darstellen, den Kampf des guten und bösen Prinzips in Gesängen der Religion und Irreligion, die unsichtbare Welt der sichtbaren entgegen gestellt. "In bachischer Trunkenheit wetten die Dichter aus Enthusiasmus um den Tod." Wissenschaften werden poetisirt, auch die Mathematik streitet mit. Indianische Pflanzen werden besungen: Indische Mythologie in neuer Verklärung.

Dieses ist der lezte Akt Heinrichs auf Erden, der Übergang zu seiner eignen Verklärung. Dieses ist die Auflösung des ganzen Werks, die Erfüllung des Mährchens, welches den ersten Theil beschließt. Auf die übernatürlichste und zugleich natürlichste

Weiſe wird alles erklärt und vollendet, die Scheidewand zwiſchen Fabel und Wahrheit, zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart iſt eingefallen: Glauben, Fantaſie, Poeſie ſchließen die innerſte Welt auf.

Heinrich kommt in Sophiens Land, in eine Natur, wie ſie ſeyn könnte, in eine allegoriſche, nachdem er mit Klingſohr über einige ſonderbare Zeichen und Ahndungen geſprochen hat. Dieſe erwachen hauptſächlich bei einem alten Liede, welches er zufällig ſingen hört, in welchem ein tiefes Waſſer an einer verborgenen Stelle beſchrieben wird. Durch dieſen Geſang erwachen längſtvergeßene Erinnerungen, er geht nach dem Waſſer und findet einen kleinen goldenen Schlüſſel, welchen ihm vor Zeiten ein Rabe geraubt hatte, und den er niemals hatte wiederfinden können. Dieſen Schlüſſel hatte ihm bald nach Mathildens Tode ein alter Mann ge-

geben, mit dem Bedeuten, er ſolle ihn zum Kaiſer bringen, der würde ihm ſagen, was damit zu thun ſei. Heinrich geht zum Kaiſer, welcher hocherfreut iſt, und ihm eine alte Urkunde giebt, in welcher geſchrieben ſteht, daß der Kaiſer ſie einem Manne zum leſen geben ſollte, welcher ihm einſt einen goldenen Schlüſſel zufällig bringen würde, dieſer Mann würde an einem verborgenen Orte ein altes talismaniſches Kleinod, einen Karfunkel zur Krone finden, zu welchem die Stelle noch leer gelaſſen ſei. Der Ort ſelbſt iſt auch im Pergament beſchrieben. — Nach dieſer Beſchreibung macht ſich Heinrich auf den Weg nach einem Berge, er trifft unterwegs den Fremden, der ihm und ſeinen Eltern zuerſt von der blauen Blume erzählt hatte, er ſpricht mit ihm über die Offenbarung. Er geht in den Berg hinein und Cyane folgt ihm treulich nach.

Bald kommt er in jenes wunderbare Land, in welchem Luft und Waſſer, Blumen und Thiere von ganz verſchiedener Art ſind, als in unſrer irdiſchen Natur. Zugleich verwandelt ſich das Gedicht ſtellenweiſe in ein Schauſpiel. "Menſchen, Thiere, Pflanzen, Steine und Geſtirne, Elemente, Töne, Farben, kommen zuſammen wie Eine Familie, handeln und ſprechen wie Ein Geſchlecht." — "Blumen und Thiere ſprechen über den Menſchen." — "Die Mährchenwelt wird ganz ſichtbar, die wirkliche Welt ſelbſt wird wie ein Mährchen angeſehn." Er findet die blaue Blume, es iſt Mathilde, die ſchläft und den Karfunkel hat, ein kleines Mädchen, ſein und Mathildens Kind, ſitzt bei einem Sarge, und verjüngt ihn. — "Dieſes Kind iſt die Urwelt, die goldne Zeit am Ende." — "Hier iſt die chriſtliche Religion mit der heidniſchen ausgeſöhnt, die Geſchichte

des Orpheus, der Pſyche, und andere wer-
den beſungen." —

Heinrich pflückt die blaue Blume, und erlöſt Mathilden von ihrem Zauber, aber ſie geht ihm wieder verlohren, er erſtarrt im Schmerz und wird ein Stein. "Edda, (die blaue Blume, die Morgenländerinn, Mathilde) opfert ſich an dem Steine, er verwandelt ſich in einen klingenden Baum. Cyane haut den Baum um, und verbrennt ſich mit ihm, er wird ein goldner Widder. Edda, Mathilde muß ihn opfern, er wird wieder ein Menſch. Während dieſer Verwandlungen hat er allerlei wunderliche Geſpräche.

Er iſt glücklich mit Mathilden, die zugleich die Morgenländerinn und Cyane iſt. Das froheſte Feſt des Gemüths wird gefeyert. Alles vorhergehende war Tod. Letzter Traum und Erwachen." Klingsohr kömmt wieder als König von Atlantis. Heinrichs

Mutter ist Fantasie, der Vater ist der Sinn, Schwaning ist der Mond, der Bergmann ist der Antiquar, auch zugleich das Eisen. Kaiser Friedrich ist Arktur. Auch der Graf von Hohenzollern und die Kaufleute kommen wieder." Alles fließt in eine Allegorie zusammen. Cyane bringt dem Kaiser den Stein, aber Heinrich ist nun selbst der Dichter aus jenem Mährchen, welches ihm vordem die Kaufleute erzählten.

Das selige Land leidet nur noch von einer Bezauberung, indem es dem Wechsel der Jahreszeiten unterworfen ist, Heinrich zerstört das Sonnenreich. Mit einem großen Gedicht, wovon nur der Anfang aufgeschrieben ist, sollte das ganze Werk beschlossen werden.

Die Vermählung der Jahreszeiten.

Tief in Gedanken ſtand der neue Monarch. Er gedachte
Jetzt des nächtlichen Traums, und der Erzählungen auch,
Als von der himmliſchen Blume zuerſt er gehört, und getroffen
Still von der Weiſſagung, mächtige Liebe gefühlt.

Noch dünkt ihn, er höre die tief eindringende Stimme,
Eben verließe der Gast erst den geselligen Kreis,
Flüchtige Schimmer des Mondes erhellten die klappernden Fenster,
Und in des Jünglings Brust tobe verzehrende Glut.
Edda, sagte der König, was ist des liebenden Herzens
Innigster Wunsch? was ist ihm der unsäglichste Schmerz?
Sag' es, wir wollen ihm helfen, die Macht ist unser, und herrlich
Werde die Zeit, nun du wieder den Himmel beglückst. —
"Wären die Zeiten nicht so ungesellig, verbände
Zukunft mit Gegenwart und mit Vergangenheit sich,

Schlösse Frühling sich an Herbst, und Sommer an Winter,
Wäre zu spielendem Ernst Jugend mit Alter gepaart:
Dann, mein süßer Gemahl, versiegte die Quelle der Schmerzen,
Aller Empfindungen Wunsch wäre dem Herzen gewährt."
Also die Königin; freudig umschlang sie der schöne Geliebte:
Ausgesprochen fürwahr hast du ein himmlisches Wort,
Was schon längst auf den Lippen der tiefer Fühlenden schwebte,
Aber den deinigen erst rein und gedeihlich entklang.
Führe man schnell den Wagen herbei, wir holen sie selber,
Erstlich die Zeiten des Jahrs, dann auch des Menschengeschlechts. —

Sie fahren zur Sonne, und hohlen zuerſt den Tag, dann zur Nacht, dann nach Norden, um den Winter, alsdann nach Süden, um den Sommer zu finden, von Oſten bringen ſie den Frühling, von Weſten den Herbſt. Dann eilen ſie zur Jugend, dann zum Alter, zur Vergangenheit, wie zur Zukunft. —

Dieſes iſt, was ich dem Leſer aus meinen Erinnerungen, und aus einzelnen Worten und Winken in den Papieren meines Freundes habe geben können. Die Ausarbeitung dieſer großen Aufgabe würde ein bleibendes Denkmal einer neuen Poeſie geweſen ſeyn. Ich habe in dieſer Anzeige lieber trocken und kurz ſeyn wollen, als in die Gefahr gerathen, von meiner Fantaſie etwas hinzuzuſetzen. Vielleicht rührt manchen Leſer das Fragmentariſche dieſer Verſe und Worte ſo wie mich, der nicht mit einer andächtigern

Wehmuth ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Correggio betrachten würde.

L. T.

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererſcheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit ſeinen Farben, ſeinen Strahlen und Wogen, ſeiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerſte Seele athmet es der raſtloſen Geſtirne Rieſenwelt, und ſchwimmt tanzend in ſeiner blauen Flut; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die ſinnige, ſaugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielge-

staltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche

Hoff-

Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen ſchlug die luſtigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu ſeinen Kindern wiederkommen, die mit der Unſchuld Glauben ſeiner harren?

Was quillt auf einmal ſo ahndungevoll unterm Herzen, und verſchluckt der Wehmuth weiche Luſt? Haſt auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältſt du unter deinem Mantel, das mir unſichtbar kräftig an die Seele geht? Köſtlicher Balſam träufſt aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die ſchweren Flügel des Gemüths hebſt du empor. Dunkel und unausſprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernſtes Antlitz ſeh' ich froh erſchrocken, das ſanft und andachtsvoll ſich zu mir neigt, und unter unendlich verſchlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm

und kindisch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied! — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die blässesten jener zahllosen Heere; unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüthes, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: du hast die Nacht mir zum Leben

verkündet, mich zum Menſchen gemacht. Zehre mit Geiſterglut meinen Leib, daß ich luſtig mit dir inniger mich miſche und dann ewig die Brautnacht währe.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdiſchen Gewalt? Unſelige Geſchäftigkeit verzehrt den himmliſchen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemeſſen ward dem Lichte ſeine Zeit; aber zeitlos und raumlos iſt der Nacht Herrſchaft. — Ewig iſt die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! beglücke zu ſelten nicht der Nacht Geweihte in dieſem irdiſchen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich und wiſſen von keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfſt. Sie fühlen dich

nicht in der goldnen Flut der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöhl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wissen nicht, daß du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt, und zum Himmel den Schooß macht; ahnden nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgegentrittst, und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Vote.

5.

Einst da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg; einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hülfe umher-

ſchaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verloſchnen Leben mit unendlicher Sehnſucht hing: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsſchauer, und mit einemmale riß das Band der Geburt, des Lichtes Feſſel. Hin floh die irdiſche Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr, zuſammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt; du Nachtbegeiſterung, Schlummer des Himmels kamſt über mich: die Gegend hob ſich ſacht empor, über der Gegend ſchwebte mein entbundener, neugebohrner Geiſt. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke ſah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit, ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtauſende zogen abwärts in die

Ferne, wie Ungewissen. An Ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum, und erst seitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wann der letzte Morgen seyn wird, wann das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht, wann der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krystallene Woge, die, den kleinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkelm Schooße quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet hat, wer obenstand auf dem Grenzge-

birge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz: wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten, Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößest fröhliches Leben mir ein: aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall um-

ſchaun, wo du mich brauchſt; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdroſſen verfolgen deines künſtlichen Werks ſchönen Zuſammenhang; gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr ſinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaaß und die Regeln des Wunderſpiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der ſchaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannſt du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Faſſen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben ſie mir wieder den zärtlichen Druck und das koſende Wort? Haſt du mit Farben und leichtem Umriß ſie geziert, oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wolluſt, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles,

was uns begeiſtert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankſt du all deine Herrlichkeit. Du verflögeſt in dir ſelbſt, im endloſen Raum zergingeſt du, wenn ſie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdeſt und flammend die Welt zeugteſt. Wahrlich ich war, eh du wareſt: die Mutter ſchickte mit meinen Geſchwiſtern mich, zu bewohnen deine Welt, ſie zu heiligen mit Liebe, daß ſie ein ewig angeſchautes Denkmal werde; zu bepflanzen ſie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften ſie nicht, dieſe göttlichen Gedanken; noch ſind der Spuren unſerer Offenbarung wenig. Einſt zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirſt wie unſer einer, und voll Sehnſucht und Inbrunſt auslöſcheſt und ſtirbſt. In mir fühl' ich deiner Geſchäftigkeit Ende, himmliſche Freiheit, ſelige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Ent-

fernung von unſrer Heimath, deinen Widerſtand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben iſt vergebens. Unverbrennlich ſteht das Kreuz, eine Siegesfahne unſers Geſchlechts.

Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einſt ein Stachel
Der Wolluſt ſeyn.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich ſchaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verliſcht dein Glanz.

Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! ſauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entſchlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balſam und Äther
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Muth,
Und ſterbe die Nächte
In heiliger Glut.

5.

Über der Menſchen weitverbreitete Stämme herrſchte vor Zeiten ein eiſernes Schickſal mit ſtummer Gewalt. Eine dunkle, ſchwere Binde lag um ihre bange Seele;

unendlich war die Erde, der Götter Aufenthalt, und ihre Heimath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvolles Bau. Über des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ursöhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die fröhlichen Menschen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den krystallenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachsend in vollen goldnen Garben; der Liebe heilger

Rausch, ein süßer Dienst der schönsten Göttersfrau. Ein ewig bunkes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme, als das höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es, Ein entsetzliches Traumbild,

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat,
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnißvoll war dieses Unholds Pfad
Deß Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;

Es war der Tod, der dieſes Luſtgelag
Mit Angſt und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeſchieden,
Was hier das Herz in ſüßer Wolluſt regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnſucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beſchieden,
Ohnmächtges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genuſſes
Am Felſen des unendlichen Verdruſſes.

Mit kühnem Geiſt und hoher Sinnenglut
Verſchönte ſich der Menſch die grauſe Larve,
Ein ſanfter Jüngling löſcht das Licht und ruht:
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.

Erinnrung schmilzt in kühler Schattenflut,
So sang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthselt blieb die ewge Nacht,
Das ernste Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt sich. Des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte, hinauf in den freyeren, wüsten Raum strebten die unkindlichen, wachsenden Menschen. Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge. Einsam und leblos stand die Natur. Mit eisernen Ketten band sie die dürre Zahl und das strenge Maaß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüthe des Lebens. Entflohn war der beschwörende Glaube, und die allverwandelnde, alleverschwisternde Himmelsgenossin, die Fantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheimath ver-

flog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüths höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmlisches Zeichen: den Schleyer der Nacht warfen sie über sich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß, in ihn kehrten die Götter zurück, schlummerten ein, um in neuen herrlichern Gestalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet, zu früh reif und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit niegesehenem Angesicht die neue Welt: In der Armuth dichterischer Hütte, ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht.

Des

Des Morgenlands ahndende, blütenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn: zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahndungsseligen Busen der lieblich ernsten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weißagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther, von inniger Liebe wundersam ergriffen, sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpf-

liche Worte und der Bothſchaften ſröhlichſte fielen wie Funken eines göttlichen Geiſtes von ſeinen freundlichen Lippen. Von ferner Küſte, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Paläſtina und ergab ſein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling biſt du, der ſeit langer Zeit
Auf unſern Gräbern ſteht in tiefem Sinnen?
Ein tröſtlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menſchheit freudiges Beginnen.
Was uns geſenkt in tiefe Traurigkeit
Zieht uns mit ſüßer Sehnſucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ewge Leben kund:
Du biſt der Tod und machſt uns erſt geſund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indoſtan, das Herz von ſüßer Liebe trun-

ken, und ſchüttete in feurigen Geſängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tauſend Herzen ſich zu ihm neigten, und die fröhliche Botſchaft tauſendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abſchied ward das köſtliche Leben ein Opfer des tiefen menſchlichen Verfalls: er ſtarb in jungen Jahren, weggeriſſen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und ſeinen zagenden Freunden. Der unſäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebliche Mund. In entſetzlicher Angſt nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken, ſchwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal ſah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe löſende Hand, und er entſchlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleyer über das brauſende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen

weinten die Geliebten; entſiegelt ward das Geheimniß: himmliſche Geiſter hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel ſaßen bei dem Schlummernden, aus ſeinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit erflieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe, ſehn dich noch immer, freudig erſchreckt, auferſtehn, und ſich mit dir; ſehen dich weinen mit ſüßer Inbrunſt an der Mutter ſeligem Buſen, ernſt mit den Freunden wandeln, Worte ſagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen, ſehen dich eilen mit voller Sehn-

ſucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menſchheit, und der goldnen Zukunft unverſieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach in himmliſchem Triumphe, ſie war die Erſte in der neuen Heimath bei dir. Lange Zeiten entfloſſen ſeitdem, und in immer höherem Glanz regte deine neue Schöpfung ſich, und tauſende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnſucht und Treue dir nach, wallen mit dir und der himmliſchen Jungfrau im Reiche der Liebe, dienen im Tempel des himmliſchen Todes, und ſind in Ewigkeit dein.

Gehoben iſt der Stein,
Die Menſchheit iſt erſtanden:
Wir alle bleiben dein,
Und fühlen keine Banden.
Der herbſte Kummer fleucht

Vor deiner goldnen Schaale,
Wenn Erd' und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle,
Die Jungfraun sind zur Stelle,
Um Oel ist keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge schon,
Und rufen uns die Sterne
Mit Menschenzung' und Ton!

Nach dir, Maria, heben
Schon tausend Herzen sich;
In diesem Schattenleben
Verlangten sie nur dich.
Sie hoffen zu genesen
Mit ahndungsvoller Lust,
Drückst du sie, heilges Wesen,
An deine treue Brust.

So Manche, die ſich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieſer Welt entfliehend
Nach dir ſich hingekehrt;
Die hülfreich uns erſchienen
In mancher Noth und Pein:
Wir kommen nun zu ihnen
Um ewig da zu ſeyn.

Nun weint an keinem Grabe,
Für Schmerz, wer liebend glaubt.
Der Liebe ſüße Habe
Wird keinem nicht geraubt.
Die Sehnſucht ihm zu lindern,
Begeiſtert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm ſein Herz bewacht.

Getroſt, das Leben ſchreitet
Zum ewgen Leben hin;

Von innrer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum göldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen,
Und lichte Sterne seyn.

Die Lieb' ist frey gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur Eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht!
Und unser aller Sonne
Ist Gottes Angesicht.

6.

Sehnsucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangestellt:

Was ſoll uns denn das Neue?
O! einſam ſteht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohe Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angeſicht
Die Menſchen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher ſeinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Quaal und Tod verlangten,
Und wenn auch Luſt und Leben ſprach,
Doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott ſelbſt ſich kund gegeben
Und frühem Tod in Liebesmuth

Geweiht ſein ſüßes Leben,
Und Angſt und Schmerz nicht von ſich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnſucht ſehn wir ſie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieſer Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durſt geſtillet.
Wir müſſen nach der Heimath gehn,
Um dieſe heilge Zeit zu ſehn.

Was hält noch unſre Rückkehr auf,
Die Liebſten ruhn ſchon lange.
Ihr Grab ſchließt unſern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu ſuchen haben wir nichts mehr,
Das Herz iſt ſatt, die Welt iſt leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchſtrömt uns ſüßer Schauer;
Mir däucht, aus tiefen Fernen ſcholl

Ein Echo unſrer Trauer.
Die Lieben ſehnen ſich wohl auch,
Und ſandten uns der Sehnſucht Hauch.

Hinunter zu der ſüßen Braut,
Zu Jeſus, dem Geliebten!
Getroſt! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unſre Banden los,
Und ſenkt uns in des Vaters Schooß.

Vermiſchte Gedichte.

I.

An Tieck.

Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verſtoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue,
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang,
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längſt verfallenen Bank

Ein altes Buch mit Gold verſchloſſen,
Und nie gehörte Worte drinn;

Und, wie des Frühlings zarte Sproſſen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es ſitzt, und lieſt, und ſchauet
In den Kryſtall der neuen Welt,
An Gras und Sternen ſich erbauet,
Und dankbar auf die Kniee fällt:

So hebt ſich ſacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann,
Im ſchlichten Rock, und kommt mit heiterm
Geſicht ans fromme Kind heran.

Bekannt doch heimlich ſind die Züge,
So kindlich und ſo wunderbar;
Es ſpielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar ſeltſam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend ſeine Hände,
Es iſt des Buches hoher Geiſt,

Der ihm der sauern Wallfahrt Ende
Und seines Vaters Wohnung weist.

Du kniest auf meinem öden Grabe,
Es öffnet sich der heilge Mund,
Du bist der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg als armer Knabe
Hab' ich ein himmlisch Buch gesehn,
Und konnte nun durch diese Gabe
In alle Kreaturen sehn.

Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel geschehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen stehn.

Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was innre Lust mir offenbart,

Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit ist da, und nicht verborgen
Soll das Mysterium mehr seyn.
In diesem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Friedens Bote sollst du seyn.
Sanft wie die Luft in Harf' und Flöte
Hauch' ich dir meinen Athem ein.

Gott sey mit dir! Geh hin und wasche
Die Augen dir mit Morgenthau.
Sey treu dem Buch und meiner Asche,
Und bade dich im ewgen Blau.

Du wirst das letzte Reich verkünden,
Das tausend Jahre soll bestehn;

Wirst

Wirſt überſchwenglich Weſen finden,
Und Jakob Böhmen wiederſehn.

II.

In ſtiller Treue ſieht man gern ihn walten,
Nicht wie die meiſten, mag er ſinnlos ſchweifen,
Er will die dargebotne Recht' ergreifen
Der beſſern Zukunft, um ſie feſt zu halten.
Reichfarbig wird ſich dieſe Knosp' entfalten,
Das Auge ſich für ferne Welten ſchleifen,
Zum Meiſter wird der treue Lehrling reifen,
Und um ſich her ein neues Reich geſtalten.
Wie fröhlich kann dankbar ein Freund verkünden
Was ſeinem Geiſt ſich längſt vergnüglich zeigte,

Wenn er des Jünglings Wandel ſtill
bedachte,
O! möchte jede Treue Treue finden,
Und daß zu dem der Lilienſtab ſich neigte
Der Luſt und Leben kranken Herzen brachte.

III.

An —

Was paßt, das muß ſich fünden,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt, zuſammen ſeyn.
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was fern iſt, ſich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir, und wende

Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

IV.

Alle Menschen seh' ich leben,
Viele leicht vorüber schweben,
Wenig mühsam vorwärts streben,
Doch nur Einem ist gegeben
Leichtes Streben, schwebend Leben.

Wahrlich, der Genuß zieht Thoren,
An der Zeit sind sie verloren,
Gleichen ganz den Ephemeren
In dem Streit mit Sturm und Wogen

Wird der Weiſe fortgezogen,
Kämpft, um niemals aufzuhören,
Und ſo wird die Zeit betrogen,
Endlich unter's Joch gebogen,
Muß des Weiſen Macht vermehren.

Ruh' iſt Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Ueberfluß,
Doch für uns iſt Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß.

V.

Es färbte ſich die Wieſe grün
Und um die Hecken ſah ichs blühn;
Tagtäglich ſah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in süßem Duft entgegen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Es quoll und trieb nun überall,
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie schienen gern sich zu vereinen,
Daß alles möchte lieblich scheinen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Da dacht' ich: ist ein Geist erwacht,
Der alles so lebendig macht,
Und der mit tausend schönen Waaren
Und Blüthen sich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der lockre Staub wird zum Gesträuch,
Der Baum nimmt thierische Gebehrden,
Das Thier soll gar zum Menschen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Wie ich so stand und bei mir sann,
Ein mächt'ger Trieb in mir begann.
Ein freundlich Mädchen kam gegangen
Und nahm mir jeden Sinn gefangen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Uns barg der Wald vor Sonnenschein.
Das ist der Frühling! fiel mir ein:
Und kurz, ich sah, daß jetzt auf Erden
Die Menschen sollten Götter werden.
Nun wußt' ich wohl, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

VI.

Der Himmel war umzogen,
Es war so trüb' und schwül,
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb sein seltsam Spiel.

Ich schlich in tiefem Sinnen,
Von stillem Gram verzehrt. —
Was soll ich nun beginnen?
Mein Wunsch blieb unerhört.

Wenn Menschen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt' ich zu ihr schweben,
Und fröhlich mit ihr seyn.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär Feld und Staude leer,
So flögen gleich den Winden,
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bey dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Früchte und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrthe sproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor,
Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war so bang zu Muthe,
Da sprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich seine Ruthe
Und sah mich freundlich an.

Warum mußt du dich grämen?
O! weine doch nicht so,
Kannst meine Gerte nehmen,
Dann wirst du wieder froh.

Ich nahm ſie und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und ſtille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich ſo bei mir dachte:
Was ſoll die Ruthe dir?
Schwankt aus den Büſchen ſachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie ſchien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen ſah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold beſtreut.

Ich nahte mich ihr leise
Und traf sie mit den Zweig,
So, wunderbarer Weise
Ward ich unsäglich reich.

Geiſtliche Lieder.

I.

Was wär ich ohne dich geweſen?
Was würd' ich ohne dich nicht ſeyn?
Zu Furcht und Ängſten auserleſen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich ſicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz ſich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorge kund?

Einſam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erſchien' mir nächtlich jeder Tag;

Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bedenkliche Finsterniß.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust.
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frey und voll klopft jede Brust.

Für alle ſeine tauſend Gaben
Bleib' ich ſein demuthvolles Kind,
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur verſammelt ſind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und hohlt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh ſie zu uns ein.
Der Himmel iſt bey uns auf Erden,
Im Glauben ſchauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

Ein alter, ſchwerer Wahn von Sünde
War feſt an unſer Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Luſt zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk ſchien uns Verbrechen,
Der Menſch ein Götterfeind zu ſeyn,

Und ſchien der Himmel uns zu ſprechen,
So ſprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böſes Weſen wohnte drinn;
Und wards in unſerm Geiſte helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eiſern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen feſt;
Furcht vor des Todes Richterſchwerdte
Verſchlang der Hoffnung Überreſt.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menſchenſohn, voll Lieb und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unſerm Innern angefacht.
Nun ſahn wir erſt den Himmel offen,
Als unſer altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt,

Seitdem verſchwand bei uns die Sünde
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum ſchönſten Angebinde
Den Kindern dieſen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber, wie ein ſel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb' und Luſt ergeben,
Bemerkte man den Abſchied kaum

Noch ſteht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von ſeinem Dornenkranze
Und ſeiner Treue weinen wir.
Ein jeder Menſch iſt uns willkommen,
Der ſeine Hand mit uns ergreift,
Und in ſein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieſes reift.

II.

Fern im Oſten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnſucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel ſel'ges Kind,
Schaffend im Geſang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längſt verſtiebte Funken hier zuſammen.

Überall entſpringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu ſtiften,
Taucht er in die Lebensflut;

Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Laſſe ſeine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von ſeinem ewgen Glücke
Sollſt du dich ergriffen ſehn.
Alle Herzen, Geiſter und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreiſt nach ſeinen Händen,
Präge dir ſein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenſchein;
Wirſt du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unſer iſt ſie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erſchreckt,
Hat im Süden und im Norden

Himmelskeime rasch geweckt,
Und so laß im vollen Gottes-Garten,
Treu uns jede Knosp' und Blüthe warten.

III.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten,
Ein süßes Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir, zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb,, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein;
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein.

Was du verlorſt, hat er gefunden;
Du triffſt bey ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was ſeine Hand dir wiedergiebt.

IV.

Unter tauſend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein geschoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen stehn.

V.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laſſ' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treu geſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein,
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſeyn,

Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeſenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe,
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längſt vermißte Brüder
Find' ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

VI.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer jedem bey;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibſt du dennoch treu;
Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſeyn mit dir.
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und ſinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

VI.

Hymne.

Wenige wiſſen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unerſättlichkeit
Und ewigen Durſt.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Iſt den irdiſchen Sinnen Räthſel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens ſog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz ſchmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird eſſen von ſeinem Leibe
Und trinken von ſeinem Blute

Ewiglich.
Wer hat des irdiſchen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann ſagen,
Daß er das Blut verſteht?
Einſt iſt alles Leib,
Ein Leib,
In himmliſchem Blute
Schwimmt das ſelige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleiſch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das ſüße Mahl,
Nie ſättigt die Liebe ſich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann ſie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genoſſene
Inniglicher und näher.

Heißere Wolluſt
Durchbebt die Seele,
Durſtiger und hungriger
Wird das Herz:
Und ſo währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekoſtet,
Alles verließen ſie,
Und ſetzten ſich zu uns
An den Tiſch der Sehnſucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und prieſen die Nahrung
Von Leib und Blut.

VIII.

Weinen muß ich, immer weinen:
Möcht' er einmal nur erſcheinen,
Einmal nur von Ferne mir.
Heilge Wehmuth! ewig währen
Meine Schmerzen, meine Zähren;
Gleich erſtarren möcht' ich hier.

Ewig ſeh ich ihn nur leiden,
Ewig bittend ihn verſcheiden.
O! daß dieſes Herz nicht bricht,
Meine Augen ſich nicht ſchlieſſen,
Ganz in Thränen zu zerflieſſen,
Dieſes Glück verdient' ich nicht.

Weint denn keiner nicht von allen?
Soll ſein Nahme ſo verfallen?
Iſt die Welt auf einmal todt?
Werd' ich nie aus ſeinen Augen

Wieder Lieb' und Leben ſaugen?
Iſt er nun auf ewig todt?

Todt, — was kann, was ſoll das heißen?
O! ſo ſagt mir doch ihr Weiſen,
Sagt mir dieſe Deutung an.
Er iſt ſtumm, und alle ſchweigen,
Keiner kann auf Erden zeigen,
Wo mein Herz ihn finden kann.

Nirgend kann ich hier auf Erden
Jemals wieder glücklich werden,
Alles iſt ein düſtrer Traum.
Ich bin auch mit ihm verſchieden,
Läg' ich doch mit ihm in Frieden
Schon im unterirdſchen Raum.

Du, ſein Vater und der meine,
Sammle du doch mein Gebeine
Zu dem ſeinigen nur bald.

Grün wird bald ſein Hügel ſtehen
Und der Wind darüber wehen,
Und verweſen die Geſtalt.

Wenn ſie ſeine Liebe wüſten,
Alle Menſchen würden Chriſten,
Ließen alles andre ſtehn;
Liebten alle nur den Einen,
Würden alle mit mir weinen
Und in bittrem Weh vergehn.

IX.

Ich ſag' es jedem, daß er lebt
Und auferſtanden iſt,
Daß er in unſrer Mitte ſchwebt
Und ewig bei uns iſt.

Ich ſag' es jedem, jeder ſagt
Es ſeinen Freunden gleich,

Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt ſcheint die Welt dem neuen Sinn
Erſt wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus ſeiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Verſank des Todes Graun,
Und jeder kann nun leicht und hehr
In ſeine Zukunft ſchaun.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf ſeinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen ſchließt,

Vom Wiederſehn, ſpät oder früh,
Wird dieſer Schmerz verſüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein jeder friſcher glühn,
Denn herrlich wird ihm dieſe Saat
In ſchönern Fluren blühn.

Er lebt, und wird nun bei uns ſeyn,
Wenn alles uns verläßt!
Und ſo ſoll dieſer Tag uns ſeyn
Ein Weltverjüngungs-Feſt.

X.

Es giebt ſo bange Zeiten,
Es giebt ſo trüben Muth,
Wo alles ſich von weiten
Geſpenſtiſch zeigen thut.

Es ſchleichen wilde Schrecken
So ängſtlich leiſe her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerſchwer.

Die ſichern Stützen ſchwanken,
Kein Halt der Zuverſicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnſinn ſteht und lockt
Unwiderſtehlich hin.
Der Puls des Lebens ſtocket,
Und ſtumpf iſt jeder Sinn.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angſt und Schmerz?

Geh zu dem Wunderſtamme,
Gieb ſtiller Sehnſucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den ſchweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Und ſchauſt voll Freuden nieder
In das gelobte Land.

XI.

Ich weiß nicht, was ich ſuchen könnte,
Wär jenes liebe Weſen mein,
Wenn er mich ſeine Freude nennte,
Und bei mir wär', als wär' ich ſein.

So Viele gehn umher und ſuchen
Mit wild verzerrtem Angeſicht,
Sie heißen immer ſich die Klugen,
Und kennen dieſen Schatz doch nicht.

Der Eine denkt, er hat's ergriffen,
Und was er hat, ist nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umschiffen,
Nichts als ein Nahme wird sein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze
Und Der nach einem Lorbeerzweig,
Und so wird von verschiednem Glanze
Getäuscht ein jeder, keiner reich.

Hat er sich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb' aus diesem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von ihm denn nichts gelesen,
Kein armes Wort von ihm gehört?
Wie himmlisch gut er uns gewesen,
Und welches Gut er uns bescheert?

Wie er vom Himmel hergekommen,
Der schönsten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von ihm vernommen,
Wie viel durch ihn genesen sind?

Wie er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde sich geleget
Zum Grundstein einer Gottesstadt?

Kann diese Bothschaft euch nicht rühren,
Ist so ein Mensch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch schlug?

Laßt ihr nicht alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunsch Verzicht,
Wollt euer Herz nur ihm bewahren
Wenn er euch seine Huld verspricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du bist mein Leben, meine Welt,
Wenn nichts vom Irdischen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich schadlos hält.

Du giebst mir meine Lieben wieder,
Du bleibst in Ewigkeit mir treu,
Anbetend sinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohnest du mir bei.

XII.

Wo bleibst du Trost der ganzen Welt?
Herberg' ist dir schon längst bestellt.
Verlangend sieht ein jedes dich,
Und öffnet deinem Segen sich.

Geuß, Vater, ihn gewaltig aus,
Gieb ihn aus deinem Arm heraus:

Nur Unſchuld, Lieb' und ſüße Schaam
Hielt ihn, daß er nicht längſt ſchon kam.

Treib ihn von dir in unſern Arm,
Daß er von deinem Hauch noch warm;
In ſchweren Wolken ſammle ihn
Und laß ihn ſo hernieder ziehn.

In kühlen Strömen ſend' ihn her,
In Feuerflammen lodre er,
In Luft und Oel, in Klang und Thau
Durchdring' er unſrer Erde Bau.

So wird der heil'ge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und es iſt blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt ſich, grünt und lebt,
Des Geiſtes voll ein jedes ſtrebt

Den Heiland lieblich zu empfahn
Und beut die vollen Brüst' ihm an.

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar.
Es ist das erste Jahr der Welt,
Die sich dies Kind erst selbst bestellt.

Die Augen sehn den Heiland wohl,
Und doch sind sie des Heilands voll,
Von Blumen wird sein Haupt geschmückt,
Aus denen er selbst holdselig blickt.

Er ist der Stern, er ist die Sonn',
Er ist des ewgen Lebens Bronn,
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schimmert sein kindlich Angesicht.

In allen Dingen sein kindlich Thun.
Seine heiße Liebe wird nimmer ruhn,

Er ſchmiegt ſich ſeiner unbewußt
Unendlich feſt an jede Bruſt.

Ein Gott für uns, ein Kind für ſich
Liebt er uns all' herzinniglich,
Wird unſre Speiſ' und unſer Trank,
Treuſinn iſt ihm der liebſte Dank.

Das Elend wächſt je mehr und mehr,
Ein düſterer Gram bedrückt uns ſehr,
Laß, Vater, den Geliebten gehn,
Mit uns wirſt du ihn wieder ſehn.

XIII.

Wenn in bangen trüben Stunden
Unſer Herz beinah verzagt,
Wenn von Krankheit überwunden
Angſt in unſerm Innern nagt;
Wir der Treugeliebten denken,

Wie sie Gram und Kummer drückt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt:

O! dann neigt sich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah,
Sehnen wir uns dann hinüber
Steht sein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu;
Und wir beten nicht vergebens
Auch für die Geliebten Ruh.

XIV.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt,
Wird vom Verderben nie bestrickt,
Trennung von dir muß ihn betrüben,
Ewig wird er dich brünstig lieben

Und deiner Huld Erinnerung
Bleibt fortan seines Geistes höchster Schwung.

Ich mein' es herzlich gut mit dir,
Was mir gebricht, siehst du in mir.
Laß, süße Mutter, dich erweichen,
Einmal gieb mir ein frohes Zeichen.
Mein ganzes Daseyn ruht in dir,
Nur einen Augenblick sey du bei mir.

Oft, wenn ich träumte, sah ich dich
So schön, so herzensinniglich,
Der kleine Gott auf deinen Armen,
Wollt' des Gespielen sich erbarmen;
Du aber hebst den hehren Blick
Und gingst in tiefe Wolkenpracht zurück;

Was hab' ich, Armer, dir gethan?
Noch bet' ich dich voll Sehnsucht an,
Sind deine heiligen Kapellen

Nicht meines Lebens Ruheſtellen?
Gebenedeite Königinn
Nimm dieſes Herz mit dieſem Leben hin.

Du weißt, geliebte Königinn,
Wie ich ſo ganz dein eigen bin.
Hab' ich nicht ſchon ſeit langen Jahren
Im Stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum meiner noch bewußt,
Sog ich ſchon Milch aus deiner ſelgen Bruſt.

Unzähligmal ſtandſt du bei mir,
Mit Kindesluſt ſah ich nach dir,
Dein Kindlein gab mir ſeine Hände,
Daß es dereinſt mich wieder fände;
Du lächelteſt voll Zärtlichkeit
Und küßteſt mich, o himmelſüße Zeit!

Fern ſteht nun dieſe ſelge Welt,
Gram hat ſich längſt zu mir geſellt,

Betrübt bin ich umher gegangen,
Hab' ich mich denn so schwer vergangen?
Kindlich berühr' ich deinen Saum,
Erwecke mich aus diesem schweren Traum.

Darf nur ein Kind dein Antlitz schaun,
Und deinem Beistand fest vertraun,
So löse doch des Alters Binde,
Und mache mich zu deinem Kinde:
Die Kindesliebe und Kindestreu
Wohnt mir von jener goldnen Zeit noch bei.

XV.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

Die Lehrlinge zu Sais.

1.

Der Lehrling.

Mannichfache Wege gehen die Menſchen. Wer ſie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entſtehen ſehn; Figuren, die zu jener großen Chiffernſchrift zu gehören ſcheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierſchalen, in Wolken, im Schnee, in Kryſtallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Waſſern, im Innern und Äußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der

Menschen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und gestrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilspänen um den Magnet her, und sonderbaren Conjuncturen des Zufalls, erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüssel dieser Wunderschrift, die Sprachlehre derselben, allein die Ahndung will sich selbst in keine feste Formen fügen, und scheint kein höherer Schlüssel werden zu wollen. Ein Alcahest scheint über die Sinne der Menschen ausgegossen zu seyn. Nur augenblicklich scheinen ihre Wünsche, ihre Gedanken sich zu verdichten. So entstehen ihre Ahndungen, aber nach kurzen Zeiten schwimmt alles wieder, wie vorher, vor ihren Blicken.

Von weitem hört' ich sagen: die Unverständlichkeit sey Folge nur des Unverstandes; dieser suche, was er habe, und also niemals weiter finden könnte. Man verstehe die

Sprache

Sprache nicht, weil ſich die Sprache ſelber nicht verſtehe, nicht verſtehen wolle; die ächte Sanſcrit ſprächte, um zu ſprechen, weil Sprechen ihre Luſt und ihr Weſen ſey.

Nicht lange darauf ſprach einer: Keiner Erklärung bedarf die heilige Schrift. Wer wahrhaft ſpricht, iſt des ewigen Lebens voll, und wunderbar verwandt mit ächten Geheimniſſen dünkt uns ſeine Schrift, denn ſie iſt ein Accord aus des Weltalls Symphonie.

Von unſerm Lehrer ſprach gewiß die Stimme, denn er verſteht die Züge zu verſammeln, die überall zerſtreut ſind. Ein eignes Licht entzündet ſich in ſeinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt, und er in unſern Augen ſpäht, ob auch in uns aufgegangen iſt das Geſtirn, das die Figur ſichtbar und verſtändlich macht. Sieht er uns traurig, daß die Nacht nicht

weicht, so tröstet er uns, und verheißt dem ämsigen, treuen Seher künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb die Sinne zu üben, zu beschäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen sah er zu und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im Sande nach. In's Lustmeer sah er ohne Rast, und ward nicht müde seine Klarheit, seine Bewegungen, seine Wolken, seine Lichter zu betrachten. Er sammelte sich Steine, Blumen, Käfer aller Art, und legte sie auf mannichfache Weise sich in Reihen. Auf Menschen und auf Thiere gab er Acht, am Strand des Meeres saß er, suchte Muscheln. Auf sein Gemüth und seine Gedanken lauschte er sorgsam. Er wußte nicht, wohin ihn seine Sehnsucht trieb. Wie er größer ward, strich er umher, besah sich andre Länder, andre Meere, neue Küste, fremde Sterne, unbekannte Pflanzen, Thie-

re, Menſchen, flieg in Höhlen, ſah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drükte Thon in ſonderbare Felſenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemiſcht, gepaart, und alſo ordneten ſich ſelbſt in ihm oft ſeltſame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zuſammentreffungen. Nun ſah er bald nichts mehr allein. — In große bunte Bilder drängten ſich die Wahrnehmungen ſeiner Sinne: er hörte, ſah, taſtete und dachte zugleich Er freute ſich, Fremdlinge zuſammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menſchen, bald die Menſchen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er ſpielte mit den Kräften und Erſcheinungen, er wußte wo und wie er dies und jenes finden, und erſcheinen laſſen konnte,

und griff so selbst in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.

Was nun seitdem aus ihm geworden ist, thut er nicht kund. Er sagt uns, daß wir selbst, von ihm und eigner Lust geführt, entdecken würden, was mit ihm vorgegangen sey. Mehrere von uns sind von ihm gewichen. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück und lernten ein Gewerbe treiben. Einige sind von ihm ausgesendet worden, wir wissen nicht wohin; er suchte sie aus. Von ihnen waren einige nur kurze Zeit erst da, die Andern länger. Eins war ein Kind noch, es war kaum da, so wollte er ihm den Unterricht übergeben. Es hatte große dunkle Augen mit himmelblauem Grunde, wie Lilien glänzte seine Haut, und seine Locken wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt. Die Stimme drang uns allen durch das Herz, wir hätten gern ihm unsere

Blumen, Steine, Federn alles gern geſchenkt. Es lächelte unendlich ernſt, und uns ward ſeltſam wohl mit ihm zu Muthe. Einſt wird es wiederkommen, ſagte der Lehrer, und unter uns wohnen, dann hören die Lehrſtunden auf. — Einen ſchickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig ſah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Kryſtalle ſuchten oder Blumen. In die Ferne ſah er ſchlecht, bunte Reihen gut zu legen wußte er nicht. Er zerbrach alles ſo leicht. Doch hatte keiner einen ſolchen Trieb und ſolche Luſt am Sehn und Hören. Seit einer Zeit, — vorher eh jenes Kind in unſern Kreis trat, — ward er auf einmal heiter und geſchickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht wieder und die Nacht brach ein. Wir waren ſeinetwegen ſehr in Sorgen; auf einmal,

wie des Morgens Dämmerung kam, hörten wir in einem nahen Haine seine Stimme. Er sang ein hohes, frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer sah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder sehen werde. In unsre Mitte trat er bald, und brachte, mit unaussprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unscheinbares Steinchen von seltsamer Gestalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küßte ihn lange, dann sah er uns mit nassen Augen an und legte dieses Steinchen auf einen leeren Platz, der mitten unter andern Steinen lag, gerade wo wie Strahlen viele Reihen sich berührten.

Ich werde dieser Augenblicke nie fortan vergessen. Uns war, als hätten wir im Vorübergehn eine helle Ahndung dieser wunderbaren Welt in unsern Seelen gehabt.

Auch ich bin ungeschickter als die Andern,

und minder gern ſcheinen ſich die Schätze der Natur von mir finden zu laſſen. Doch iſt der Lehrer mir gewogen, und läßt mich in Gedanken ſitzen, wenn die Andern ſuchen gehn. So wie dem Lehrer iſt mir nie geweſen. Mich führt alles in mich ſelbſt zurück. Was einmal die zweite Stimme ſagte, habe ich wohl verſtanden. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in den Sälen, allein mir iſt, als wären ſie nur Bilder, Hüllen, Zierden, verſammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieſes liegt mir immer in Gedanken. Sie ſuch' ich nicht, in ihnen ſuch' ich oft. Es iſt, als ſollten ſie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau ſteht, nach der mein Geiſt ſich ſehnt. Mir hat der Lehrer nie davon geſagt, auch ich kann ihm nichts anvertrauen, ein unverbrüchliches Geheimniß dünkt es mir. Gern hätt ich jenes Kind gefragt, in ſeinen

Zügen fand ich Verwandtſchaft; auch ſchien in ſeiner Nähe mir alles heller innerlich zu werden. Wäre es länger geblieben, ſicherlich hätte ich mehr in mir erfahren. Auch wäre mir am Ende vielleicht der Buſen offen, die Zunge frey geworden. Gern wär' ich auch mit ihm gegangen: Es kam nicht ſo. Wie lang' ich hier noch bleibe, weiß ich nicht. Mir ſcheint es, als blieb' ich immer hier. Kaum wag' ich es mir ſelber zu geſtehen, allein zu innig dringt ſich mir der Glauben auf: einſt find' ich hier, was mich beſtändig rührt; ſie iſt zugegen. Wenn ich mit dieſem Glauben hier umher gehe, ſo tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mir zuſammen, und alle ſind nach Einer Gegend hin gerichtet. Mir wird dann jedes ſo bekannt, ſo lieb; und was mir ſeltſam noch erſchien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgeräth.

Gerade dieſe Fremdheit iſt mir fremd, und darum hat mich immer dieſe Sammlung zugleich entfernt und angezogen. Den Lehrer kann und mag ich nicht begreifen. Er iſt mir juſt ſo unbegreiflich lieb. Ich weiß es, er verſteht mich, er hat nie gegen mein Gefühl und meinen Wunſch geſprochen. Vielmehr will er, daß wir den eignen Weg verfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu dieſen Wohnungen, zu dieſer heiligen Heimath wieder führet. Auch ich will alſo meine Figur beſchreiben, und wenn kein Sterblicher, nach jener Inſchrift dort, den Schleier hebt, ſo müſſen wir Unſterbliche zu werden ſuchen; wer ihn nicht heben will, iſt kein ächter Lehrling zu Sais.

Die Natur.

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menſchen darauf dachten, die mannichfachen Gegenſtände ihrer Sinne mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu bezeichnen und ſich entgegen zu ſetzen. Durch Uebung werden Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtſtrahls vergleichen kann. So hat ſich auch nur allmählich unſer Innres in ſo

mannichfaltige Kräfte zerſpaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch dieſe Zerſpaltung zunehmen. Vielleicht iſt es nur krankhafte Anlage der ſpäteren Menſchen, wenn ſie das Vermögen verlieren, dieſe zerſtreuten Farben ihres Geiſtes wieder zu miſchen und nach Belieben den alten einfachen Naturſtand herzuſtellen, oder neue, mannigfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter ſie ſind, deſto vereinigter, deſto vollſtändiger und perſönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erſcheinung in ſie ein: denn der Natur des Sinnes entſpricht die Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menſchen alles menſchlich, bekannt und geſellig vorkommen, die friſcheſte Eigenthümlichkeit mußte in ihren Anſichten ſichtbar werden, jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorſtellungen mußten mit der ſie umgeben-

den Welt übereinſtimmen, und einen treuen Ausdruck derſelben darſtellen. Wir können daher die Gedanken unſrer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbſtabbildung des damaligen Zuſtandes der irdiſchen Natur betrachten, und beſonders an ihnen, als den ſchicklichſten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß deſſelben, das damalige Verhältniß zu ſeinen Bewohnern, und ſeiner Bewohner zu ihm, beſtimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabenſten Fragen zuerſt ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigten, und daß ſie den Schlüſſel dieſes wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmaſſe der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenſtande eines unbekannten Sinns aufſuchten. Bemerklich iſt hier die gemeinſchaftliche Ahndung deſſelben im Flüſſigen, im Dünnen, Geſtaltloſen.

Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der festen Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlassen. Früh genug stieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Gestalten-Erklärung aus jenen gestaltlosen Kräften und Meeren. Er versuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu lösen, indem er die ersten Anfänge zu festen, gestalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus diesem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenwesen, anziehender und abstoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meynte. Noch früher findet man statt wissenschaftlicher Erklärungen, Mährchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menschen, Götter und Thiere als gemeinschaftliche Werkmeister, und

hört auf die natürlichste Art die Entstehung der Welt beschreiben. Man erfährt wenigstens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Ursprungs derselben, und auch für den Verächter der regellosen Erzeugnisse der Einbildungskraft ist diese Vorstellung bedeutend genug. Die Geschichte der Welt als Menschengeschichte zu behandeln, überall nur menschliche Begebenheiten und Verhältnisse zu finden, ist eine fortwandernde, in den verschiedensten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und scheint an wunderbarer Wirkung, und leichter Ueberzeugung beständig den Vorzug gehabt zu haben. Auch scheint die Zufälligkeit der Natur sich wie von selbst an die Idee menschlicher Persönlichkeit anzuschließen, und letztere am willigsten, als menschliches Wesen verständlich zu werden. Daher ist auch wohl die Dichtkunst das liebste Werkzeug

der eigentlichen Naturfreunde gewesen, und am hellsten ist in Gedichten der Naturgeist erschienen. Wenn man ächte Gedichte liest und hört, so fühlt man einen innern Verstand der Natur sich bewegen, und schwebt, wie der himmlische Leib derselben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforscher und Dichter haben durch Eine Sprache sich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen sammelten und in großen, geordneten Massen aufstellten, haben diese für menschliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu mannichfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zersplittert und gebildet. Wenn diese mehr das Flüssige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, suchten jene mit scharfen Messerschnitten den innern Bau und die Verhältnisse der Glieder zu erforschen. Unter ihren Händen starb die freundliche

Natur, und ließ nur todte, zuckende Reste zurück, dagegen sie vom Dichter, wie durch geistvollen Wein, noch mehr beseelt, die göttlichsten und muntersten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel stieg, tanzte und weißagte, jeden Gast willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verschwendete. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage, und ehrte gern den ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wunderſames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dies und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus fleißig besuchen.

Man

Man ſteht mit der Natur gerade in ſo unbegreiflich verſchiedenen Verhältniſſen, wie mit den Menſchen; und wie ſie ſich dem Kinde kindiſch zeigt, und ſich gefällig ſeinem kindlichen Herzen anſchmiegt, ſo zeigt ſie ſich dem Gotte göttlich, und ſtimmt zu deſſen hohem Geiſte. Man kann nicht ſagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas überſchwengliches zu ſagen, und alles Beſtreben nach Wahrheit in den Reden und Geſprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollſtändig zu begreifen, zur Sehnſucht ſich veredelt, zur zarten, beſcheidnen Sehnſucht, die ſich das fremde, kalte Weſen gern gefallen läßt, wenn ſie nur einſt auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es iſt ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unſerm Innern, aus einem unendlich

tiefen Mittelpunkt sich rings verbreitend. Nun liegt die wundersame sinnliche und unsinnliche Natur rund um uns her, so glauben wir es sey jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Äußerung unsrer Sympathie mit ihr: nur sucht der eine hinter diesen blauen, fernen Gestalten noch eine Heimath, die sie ihm verhalten, eine Geliebte seiner Jugend, Eltern und Geschwister, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meynt, da jenseits warteten unbekannte Herrlichkeiten seiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter versteckt, und streckt verlangend seine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieser herrlichen Umgebung ruhig stehen, und suchen sie nur selbst in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfassen, vergessen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweise die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und

finden sich beseligt in der Beschauung dieses lebendigen, über nächtlichen Tiefen schwebenden Schmucks. So entstehn mannichfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort zur andächtigsten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Eben unter den kindlichen Völkern gabs solche ernste Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indessen andre fröhliche Herzen sich nur auf sie zu Tische baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller, wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor. Dazwischen waren ‚andre sinnigere Seelen,

die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beschäftiget waren, Vorbilder einer edleren Natur zu schaffen. — Sie theilten sich gesellig in das große Werk; die einen suchten die verstummten und verlohrnen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahndungen und Bilder schönerer Geschlechter in Erz und Steine nieder, bauten schönere Felsen zu Wohnungen wieder, brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht; zähmten die ausgelassenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberschwemmungen, und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts, lehrten die Far-

ben zu reitzenden Bildungen sich mischen und ordnen, und Wald und Wiese, Quellen und Felsen wieder zu lieblichen Gärten zusammen zu treten, hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um sie zu entfalten, und in heitern Schwingungen zu bewegen, nahmen sich der armen, verlaßnen, für Menschensitte empfänglichen Thiere an, und säuberten die Wälder von den schädlichen Ungeheuern, diesen Mißgeburten einer entarteten Fantasie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, sie ward sanfter und erquicklicher, und ließ sich willig zur Beförderung der menschlichen Wünsche finden. Allmählich fing ihr Herz wieder an menschlich sich zu regen, ihre Fantasieen wurden heitrer, sie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und so scheint allmählich die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der sie den Menschen

Freundin, Tröſterin, Prieſterin und Wunderthäterin war, als ſie unter ihnen wohnte und ein himmliſcher Umgang die Menſchen zu Unſterblichen machte. Dann werden die Geſtirne die Erde wieder beſuchen, der ſie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinſterung; dann legt die Sonne ihren ſtrengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geſchlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zuſammen. Dann finden ſich die alten verwaiſten Familien, und jeder Tag ſieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt ſich neu erglimmende Aſche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnſtätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geſchichte wird zum Traum einer unendlichen, unabſehlichen Gegenwart.

Wer dieſes Stamms und dieſes Glaubens iſt, und gern auch das ſeinige zu dieſer Entwilderung der Natur beytragen will, geht in den Werkſtätten der Künſtler umher, belauſcht überall die unvermuthet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunſt, wird nimmer müde die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verſchmäht keinen mühſeligen Gang, wenn ſie ihm winkt, und ſollte er auch durch Modergrüfte gehen: er findet ſicher unſägliche Schätze, das Grubenlichtchen ſteht am Ende ſtill, und wer weiß, in welche himmliſche Geheimniſſe ihn dann eine reitzende Bewohnerinn des unterirdiſchen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer ſich ſelbſt einbildet, er kenne ſchon das ſeltſame Reich, und wiſſe mit wenig Worten ſeine Verfaſſung zu ergründen und überall den rechten Weg zu fin-

den. Von ſelbſt geht keinem, der ſos ſich riß und ſich zur Inſel machte, das Verſtändniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menſchen, die nicht wiſſen, was ſie thun, kann dies begegnen. Langer, unabläſſiger Umgang, freie und künſtliche Betrachtung, Aufmerkſamkeit auf leiſe Winke und Züge, ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das ſind die weſentlichen Erforderniſſe eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem ſein Wunſch gedeihen wird. Nicht weiſe ſcheint es, eine Menſchenwelt ohne volle aufgeblühte Menſchheit begreifen und verſtehn zu wollen. Kein Sinn muß ſchlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach ſind, ſo müſſen ſie doch alle angeregt und nicht unterdrückt und erſchlafft ſeyn. So wie man einen künftigen Mahler in dem Knaben ſieht, der alle Wände und

jeden ebenen Sand mit Zeichnungen fülle, und Farben zu Figuren bunt verknüpft, so sieht man einen künftigen Weltweisen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Rast nachspürt, nachträgt, auf alles achtet, jedes merkwürdige zusammenträgt und froh ist, wenn er einer neuen Erscheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meister und Besitzer geworden ist.

Nun dünkt es Einigen, es sey der Mühe gar nicht werth, den endlosen Zerspaltungen der Natur nachzugehn, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinste Korn der festen Körper, nie die einfachste Faser finden werde, weil alle Größe vor und rückwärts sich ins Unendliche verliert, so sey es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zusammensetzungen, neue

Erſcheinungen bis ins Unendliche. Sie ſchienen dann nur ſtill zu ſtehn, wenn unſer Fleiß ermatte, und ſo verſchwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dies zuletzt ein wahrer Wahnſinn, ein feſter Schwindel an der entſetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, ſo weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umſchwung, unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollſten Übermuths, eine unglückſchwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine deſto grauſendere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühlloſigkeit ängſtigen. Wie ein Heiland ſtehe dem armen Menſchengeſchlechte der Tod zur Seite, denn ohne Tod wäre der Wahnſinnigſte am glücklichſten. Gerade jenes Streben nach Er-

gründung dieſes rieſenmäßigen Triebwerks ſey ſchon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel: denn jeder Berg führe ein wachſender Wirbel, der bald ſich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine ſchreckenvolle Nacht mit ſich fortreiſſe. Hier ſey die liſtige Fallgrube des menſchlichen Verſtandes, den die Natur überall als ihren gröſten Feind zu vernichten ſuche. Heil der kindlichen Unwiſſenheit und Schuldloſigkeit der Menſchen, welche ſie die entſetzlichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnſitze herlägen, und jeden Augenblick über ſie hereinzubrechen bereit wären. Nur innre Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menſchen bis jetzo erhalten, indeß könne jener groſſe Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo ſich die ſämmtlichen Menſchen durch einen groſſen gemeinſchaft-

lichen Entschluß aus dieser peinlichen Lage, aus diesem furchtbaren Gefängnisse reißen und durch eine freiwillige Entsagung ihrer hiesigen Besitzthümer auf ewig ihr Geschlecht aus diesem Jammer erlösen, und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten sie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltsamen Vertilgung, oder einer noch entsetzlicheren Ausartung in Thiere, durch stufenweise Zerstörung der Denkorgane, durch Wahnsinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felsen, Stürmen und Wogen müsse nothwendig die Menschen diesen Gegenständen verähnlichen, und diese Verähnlichung, Verwandlung und Auflösung des Göttlichen und Menschlichen in unbändige Kräfte sey der Geist der Natur, dieser fürchterlich verschlingenden Macht: und sey nicht alles, was man sehe, schon ein Raub

des Himmels, eine groſse Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibſel eines ſchrecklichen Mahls?

Wohl, ſagen Muthigere, laßt unſer Geſchlecht einen langſamen, wohldurchdachten Zerſtörungskrieg mit dieſer Natur führen. Mit ſchleichenden Giften müſſen wir ihr beizukommen ſuchen. Der Naturforſcher ſey ein edler Held, der ſich in den geöffneten Abgrund ſtürze, um ſeine Mitbürger zu erretten. Die Künſtler haben ihr ſchon manchen geheimen Streich beygebracht, fahrt nur ſo fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht ſie lüſtern nach ſich ſelbſt. Benutzt jene Zwiſte, um ſie, wie jenen feuerſpeienden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muß ſie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menſchenkindern. Entfernte Brüder ſind zu Ei-

nem Zweck mit uns vereint, das Sternenrad wird das Spinnrad unſers Lebens werden, und dann können wir durch unſere Sklaven ein neues Dſchinniſtan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüſtungen, ihren Tumulten zu ſehn, ſie ſoll an uns ſich ſelbſt verkaufen, und jede Gewaltthat ſoll ihr zur ſchweren Buße werden. In den begeiſternden Gefühlen unſrer Freyheit laßt uns leben und ſterben, hier quillt der Strom, der ſie einſt überſchwemmen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfriſchen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit iſt genug, ſie auf immer zu lähmen und ihren Verheerungen Maaß und Ziel zu ſetzen.

Sie haben recht, ſprechen Mehrere; hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit ſitzen wir und ſpähn; er iſt

der groſse Zauberſpiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung ſich enthüllt, in ihm baden die zarten Geiſter und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern ſtehn wir hier aufgeſchloſſen. Was brauchen wir die trübe Welt der ſichtbaren Dinge mühſam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in dieſem Quell. Hier offenbart ſich der wahre Sinn des groſsen, bunten, verwirrten Schauſpiels; und treten wir von dieſen Blicken voll in die Natur, ſo iſt uns alles wohlbekannt, und ſicher kennen wir jede Geſtalt. Wir brauchen nicht erſt lange nachzuforſchen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande ſind genug um uns zu verſtändigen. So iſt uns alles eine groſse Schrift, wozu wir den Schlüſſel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des groſsen Uhrwerks wiſſen. Nur wir genieſsen die Natur mit vollen

Sinnen, weil ſie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängſtigen und helle Beſonnenheit uns zuverſichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, ſagt ein ernſter Mann zu dieſen. Erkennen ſie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer ſelbſt? Sie ſelbſt verzehren ſich in wilder Gedankenloſigkeit. Sie wiſſen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenſpiel, eine wüſte Fantaſie ihres Traumes iſt. Ja wohl iſt ſie ihnen ein entſetzliches Thier, eine ſeltſame abentheuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Menſch ſieht ohne Schaudern dieſe Brut ſeiner regelloſen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Geſpenſter ſeiner Schwäche ſind. Er fühlt ſich Herr der Welt, ſein Ich ſchwebt mächtig über dieſem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über dieſem endloſen Wechſel erhaben ſchweben. Einklang

ſtrebt

ſtrebt ſein Inneres zu verkünden, zu verbrei-
ten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus
ſtets einiger mit ſich ſelbſt und ſeiner Schö-
pfung um ſich her ſeyn, und mit jedem
Schritte die ewige Allwirkſamkeit einer ho-
hen ſittlichen Weltordnung, der Veſte ſeines
Ichs, immer heller hervortreten ſehn. Der
Sinn der Welt iſt die Vernunft: um derent-
willen iſt ſie da, und wenn ſie erſt der Kampf-
platz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft
iſt, ſo wird ſie einſt zum göttlichen Bilde ih-
rer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren
Kirche werden. Bis dahin ehre ſie der
Menſch, als Sinnbild ſeines Gemüths, das
ſich mit ihm in unbeſtimmbare Stufen ver-
edelt. Wer alſo zur Kenntniß der Natur ge-
langen will, übe ſeinen ſittlichen Sinn, hand-
le und bilde dem edlen Kerne ſeines Innern
gemäß, und wie von ſelbſt wird die Natur
ſich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln iſt

jener groſse und einzige Verſuch, in welchem alle Räthſel der mannichfaltigſten Erſcheinungen ſich löſen. Wer ihn verſteht, und in ſtrengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, iſt ewiger Meiſter der Natur.

Der Lehrling hört mit Bangigkeit die ſich kreuzenden Stimmen. Es ſcheint ihm jede Recht zu haben, und eine ſonderbare Verwirrung bemächtigt ſich ſeines Gemüths. Allmählig legt ſich der innre Aufruhr, und über die dunkeln ſich an einander brechenden Wogen ſcheint ein Geiſt des Friedens heraufzuſchweben, deſſen Ankunft ſich durch neuen Muth und überſchauende Heiterkeit in der Seele des Jünglings ankündigt.

Ein muntrer Geſpiele, dem Roſen und Winden die Schläfe zierten, kam herbeigeſprungen, und ſah ihn in ſich geſenkt ſitzen. Du Grübler, rief er, biſt auf ganz verkehrtem Wege. So wirſt du keine groſsen Fort-

ſchritte machen. Das Beſte iſt überall die Stimmung. Iſt das wohl eine Stimmung der Natur? Du biſt noch jung und fühlſt du nicht das Gebot der Jugend in allen Adern? nicht Liebe und Sehnſucht deine Bruſt erfüllen? Wie kannſt du nur in der Einſamkeit ſitzen? Sitzt die Natur einſam? Den Einſamen flieht Freude und Verlangen: und ohne Verlangen, was nützt dir die Natur? Nur unter Menſchen wird er einheimiſch, der Geiſt, der ſich mit tauſend bunten Farben in alle deine Sinne drängt, der wie eine unſichtbare Geliebte dich umgiebt. Bey unſern Feſten löſt ſich ſeine Zunge, er ſitzt oben an und ſtimmt Lieder des fröhlichſten Lebens an. Du haſt noch nicht geliebt, du Armer; beim erſten Kuß wird eine neue Welt dir aufgethan, mit ihm fährt Leben in tauſend Strahlen in dein entzücktes Herz. Ein Mährchen will ich dir erzählen, horche wohl.

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Maaßen wunderlich. Er grämte sich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still für sich hin, setzte sich einsam, wenn die Andern spielten und fröhlich waren, und hing seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann sprach er immer fort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närrisches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagay und der Gimpel alle Mühe gaben ihn zu zerstreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. Die Gans erzählte Mährchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein grosser dicker Stein machte lächerliche Bocksprünge, die Rose schlich sich

freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Epheu streichelte ihm die sorgenvolle Stirn. Allein der Mißmuth und Ernst waren hartnäckig. Seine Eltern waren sehr betrübt, sie wußten nicht was sie anfangen sollten. Er war gesund und aß, nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen, wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehn. Er war recht bildschön, sah aus wie gemahlt, tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehn, so lieblich war sie. Damals war Rosenblüthe, so hieß sie, dem bildschönen Hyacinth, so hieß er, von Herzen gut, und er hatte sie lieb zum Sterben. Die an-

dern Kinder wußtens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerſt geſagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuſer ihrer Eltern lagen nahe beiſammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an ſeinem Fenſter ſtand und Roſenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäuſefang da vorbeyflieſen, da ſahen ſie die Beiden ſtehn, und lachten und kikerten oft ſo laut, daß ſie es hörten und böſe wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen geſagt, die ſagte es ihrer Freundinn der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; ſo erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging, ſo rieſs von allen Seiten: Roſenblüthchen iſt mein Schätzchen! Nun ärgerte ſich Hyacinth, und mußte doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eidexchen geſchlüpft kam, ſich auf einen war-

men Stein setzte, mit dem Schwänzchen wedelte und sang:

Rosenblüthchen, das gute Kind,
Ist geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter sey Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geschwind;
Merkt sie aber das fremde Gesicht,
Denkt nur an, da erschrickt sie nicht,
Fährt, als merkte sie kein Wort,
Immer nur mit Küssen fort.

Ach! wie bald war die Herrlichkeit vorbey. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erstaunlich weit gereist, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entsetzliche Augenbrauen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und seltsame Figuren hineingewebt. Er setzte sich vor das Haus, das Hyacinths Eltern gehörte. Nun war Hyacinth sehr neugierig, und setzte sich zu ihm und hohlte ihm Brod und Wein. Da that er seinen weißen Bart

von einander und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. So viel man nachher vernahm, so hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erstaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und ist drey Tage dageblieben, und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Rosenblüthchen hat genug den alten Hexenmeister verwünscht, denn Hyacinth ist ganz versessen auf seine Gespräche gewesen, und hat sich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Spriſe zu sich genommen. Endlich hat jener sich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelassen, das kein Mensch lesen konnte. Dieser hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann ist er tiefsinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen. Rosenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn

gethan, denn von der Zeit an hat er sich wenig aus ihr gemacht und ist immer für sich geblieben. Nun begab sichs, daß er einmal nach Hause kam und war wie neugeboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals, und weinte. Ich muß fort in fremde Lande; sagte er, die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müßte, das Buch hat sie ins Feuer geworfen, und hat mich getrieben, zu euch zu gehn und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Rosenblüthchen. Ich hätte sie gern gesprochen, ich weiß nicht, wie mir ist, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen, die Ruhe ist fort, Herz und Liebe mit, ich muß sie suchen gehn. Ich wollte euch gern sagen, wohin, ich weiß selbst nicht, dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleyerte Jung-

frau.. Nach der iſt mein Gemüth entzündet. Lebt wohl. Er riß ſich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergoſſen Thränen, Roſenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun was er konnte, durch Thäler und Wildniſſe, über Berge und Ströme, dem geheimnißvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Iſis) Menſchen und Thiere, Felſen und Bäume. Manche lachten manche ſchwiegen, nirgends erhielt er Beſcheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen ſich ihm in den Weg, es ſtürmte immerfort; dann fand er unabſehliche Sandwüſten, glühenden Staub, und wie er wandelte, ſo veränderte ſich auch ſein Gemüth, die Zeit wurde ihm lang und die innre Unruhe legte ſich, er wurde ſanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leiſen, aber ſtar-

ken Zuge, in den ſein ganzes Gemüth ſich auflöſte. Es lag wie viele Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannichfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener, grüne Büſche lockten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er verſtand ihre Sprache nicht, ſie ſchienen auch nicht zu ſprechen, und doch erfüllten ſie auch ſein Herz mit grünen Farben und kühlem, ſtillem Weſen. Immer höher wuchs jene ſüße Sehnſucht in ihm, und immer breiter und ſaftiger wurden die Blätter, immer lauter und luſtiger die Vögel und Thiere, balſamiſcher die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer ſeine Liebe, die Zeit ging immer ſchneller, als ſähe ſie ſich nahe am Ziele. Eines Tages begegnete er einem kryſtallnen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwiſchen ſchwarzen himmelhohen

Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, sagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnsitz der Isis? Hier herum muß er seyn, und ihr seid vielleicht hier bekannter, als ich. Wir gehn auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geisterfamilie ist auf der Reise und wir bereiten ihr Weg und Quartier; indeß sind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, so wirst du schon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie sie das sagten, boten ihm einen frischen Trunk und gingen weiter. Hyazinth folgte ihrem Rath, frug und frug und kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnsucht, und die süßeste Ban-

gigkeit durchdrang ihn in dieſer Behauſung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmliſchen Wohlgedüften entſchlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligſte führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll ſeltſamer Sachen auf lauter reitzenden Klängen und in abwechſelnden Accorden. Es dünkte ihm alles ſo bekannt und doch in niegeſehener Herrlichkeit, da ſchwand auch der letzte irdiſche Anflug, wie in Luft verzehrt, und er ſtand vor der himmliſchen Jungfrau, da hob er den leichten, glänzenden Schleyer, und Roſenblüthchen ſank in ſeine Arme. Eine ferne Muſik umgab die Geheimniſſe des liebenden Wiederſehns, die Ergieſſungen der Sehnſucht, und ſchloß alles Fremde von dieſem entzückenden Orte aus. Hyacinth lebte nachher noch lange mit Roſenblüthchen unter ſeinen frohen Eltern und Geſpielen, und unzählige

Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menschen so viel Kinder, als sie wollten. —

Die Lehrlinge umarmten sich und gingen fort. Die weiten hallenden Säle standen leer und hell da, und das wunderbare Gespräch in zahllosen Sprachen unter den tausendfaltigen Naturen, die in diesen Sälen zusammengebracht und in mannichfaltigen Ordnungen aufgestellt waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte spielten gegen einander. Sie strebten in ihre Freiheit, in ihre alten Verhältnisse zurück. Wenige standen auf ihrem eigentlichen Platze, und sahen in Ruhe dem mannichfaltigen Treiben um sich her zu. Die Übrigen klagten über entsetzliche Qualen und Schmerzen, und bejammerten das alte, herrliche Leben im Schooße der Natur, wo sie eine gemeinschaftliche Freiheit vereinigte, und jedes

von selbst erhielt, was es bedurfte. O! daß der Mensch, sagten sie, die innre Musik der Natur verstände, und einen Sinn für äussere Harmonie hätte. Aber er weiß ja kaum, daß wir zusammen gehören, und keins ohne das andere bestehen kann. Er kann nichts liegen lassen, tyrannisch trennt er uns und greift in lauter Dissonanzen herum. Wie glücklich könnte er seyn, wenn er mit uns freundlich umginge, und auch in unsern grossen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er sie mit Recht nennt. In jener Zeit verstand er uns, wie wir ihn verstanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat ihn von uns getrennt, er sucht, was wir nicht wissen und ahnden können, und seitdem ist er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr. Er ahndet wohl die unendliche Wollust, den ewigen Genuß in uns, und darum hat er eine so wunderbare Liebe

zu Einigen unter uns. Der Zauber des Goldes, die Geheimniſſe der Farben, die Freuden des Waſſers ſind ihm nicht fremd, in den Antiken ahndet er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die ſüße Leidenſchaft für das Weben der Natur, das Auge für unſre entzückenden Myſterien. Lernt er nur einmal fühlen? Dieſen himmliſchen, dieſen natürlichſten aller Sinne kennt er noch wenig: durch das Gefühl würde die alte, erſehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls iſt ein inneres Licht, was ſich in ſchöner'n, kräftiger'n Farben bricht. Dann gingen die Geſtirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klärer und mannichfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meiſter eines unendlichen Spiels und vergäße alle thörichten Beſtrebungen in einem ewigen, ſich ſelbſt nährenden und immer

wach-

wachſenden Genuſſe. Das Denken iſt nur ein Traum des Fühlens, ein erſtorbenes Fühen, ein blaßgraues, ſchwaches Leben.

Wie ſie ſo ſprachen, ſtrahlte die Sonne durch die hohen Fenſter, und in ein ſanftes Säuſeln verlor ſich der Lärm des Geſprächs; eine unendliche Ahndung durchdrang alle Geſtalten, die lieblichſte Wärme verbreitete ſich über alle, und der wunderbarſte Naturgeſang erhob ſich aus der tiefſten Stille. Man hörte Menſchenſtimmen in der Nähe, die großen Flügelthüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reiſende ſetzten ſich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes. Die reitzende Landſchaft lag in ſchöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor ſich der Blick an blauen Gebirgen hinauf. Freundliche Kinder brachten mannichfaltige Speiſen

und Getränke, und bald begann ein lebhaftes Gespräch unter ihnen.

Auf alles, was der Mensch vornimmt, muß er seine ungetheilte Aufmerksamkeit oder sein Ich richten, sagte endlich der Eine, und wenn er dieses gethan hat, so entstehn bald Gedanken, oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zusammenziehungen und Figurationen einer elastischen Flüssigkeit zu seyn scheinen, auf eine wunderbare Weise in ihm. Sie verbreiten sich von dem Punkte, wo er den Eindruck fest stach, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit, und nehmen sein Ich mit fort. Er kann dieses Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er seine Aufmerksamkeit wieder theilt oder nach Willkühr herumschweifen läßt, denn sie scheinen nichts als Strahlen und Wirkungen,

die jenes Ich nach allen Seiten zu in jenem elaſtiſchen Medium erregt, oder ſeine Brechungen in demſelben, oder überhaupt ein ſeltſames Spiel der Wellen dieſes Meers mit der ſtarren Aufmerkſamkeit zu ſeyn. Höchſt merkwürdig iſt es, daß der Menſch erſt in dieſem Spiele ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine ſpecifiſche Freiheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tiefen Schlafe, als ſey er nun erſt in der Welt zu Hauſe, und verbreite jetzt erſt das Licht des Tages ſich über ſeine innere Welt. Er glaubt es am höchſten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu ſtören, zugleich die gewöhnlichen Geſchäfte der Sinne vernehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beide Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchſichtig, und die Innenwelt mannichfaltig und bedeutungsvoll, und ſo befindet ſich

der Mensch in einem innig lebendigen Zustande zwischen zwey Welten in der vollkommensten Freiheit und dem freudigsten Machtgefühl. Es ist natürlich, daß der Mensch diesen Zustand zu verewigen und ihn über die ganze Summe seiner Eindrücke zu verbreiten sucht; daß er nicht müde wird, diese Associationen beider Welten zu verfolgen, und ihren Gesetzen und ihren Sympathieen und Antipathieen nachzuspüren. Den Inbegriff dessen, was uns rührt, nennt man die Natur, und also steht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Gliedmaßen unsers Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimnißvolle Beziehungen unsers Körpers lassen unbekannte und geheimnißvolle Verhältnisse der Natur vermuthen, und so ist die Natur jene wunderbare Gemeinschaft, in die unser Körper uns einführt, und die wir nach dem Maaße seiner

Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es frägt ſich, ob wir die Natur der Naturen durch dieſe ſpecielle Natur wahrhaft begreifen lernen können, und in wiefern unſre Gedanken und die Intenſität unſrer Aufmerkſamkeit durch dieſelbe beſtimmt werden, oder ſie beſtimmen, und dadurch von der Natur losreißen und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit verderben. Man ſieht wohl, daß dieſe innern Verhältniſſe und Einrichtungen unſers Körpers vor allen Dingen erforſcht werden müſſen, ehe wir dieſe Frage zu beantworten und in die Natur der Dinge zu dringen hoffen können. Es ließe ſich jedoch auch denken, daß wir überhaupt erſt uns mannichfach im Denken müßten geübt haben, ehe wir uns an dem innern Zuſammenhang unſers Körpers verſuchen und ſeinen Verſtand zum Verſtändniß der Natur gebrauchen könnten, und da wäre freylich

nichts natürlicher, als alle mögliche Bewegungen des Denkens hervorzubringen und eine Fertigkeit in diesem Geschäft, so wie eine Leichtigkeit zu erwerben, von Einer zur Andern überzugehen und sie mannichfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende müßte man alle Eindrücke aufmerksam betrachten, das dadurch entstehende Gedankenspiel ebenfalls genau bemerken, und sollten dadurch abermals neue Gedanken entstehn, auch diesen zusehn, um so allmählich ihren Mechanismus zu erfahren und durch eine oftmalige Wiederholung die mit jedem Eindruck beständig verbundnen Bewegungen von den übrigen unterscheiden und behalten zu lernen. Hätte man dann nur erst einige Bewegungen, als Buchstaben der Natur, herausgebracht, so würde das Dechiffriren immer leichter von statten gehn, und die Macht über die Gedankenerzeugung und

Bewegung den Beobachter in Stand ſetzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck, Naturgedanken hervorzubringen und Naturcompoſitionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es iſt wohl viel gewagt, ſagte ein Anderer, ſo aus den äuſſerlichen Kräften und Erſcheinungen der Natur ſie zuſammen ſetzen zu wollen, und ſie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar geſtalteten Fall, bald für eine Zweyheit oder Dreyheit, oder für irgend eine andere ſeltſamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daß ſie das Erzeugniß eines unbegreiflichen Einverſtändniſſes unendlich verſchiedner Weſen wäre, das wunderbare Band der Geiſterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laß es gewagt ſeyn, ſprach ein Dritter; je willkührlicher das Netz gewebt iſt, das

der kühne Fischer auswirft, desto glücklicher ist der Fang. Man ermuntre nur jeden, seinen Gang so weit als möglich fortzusetzen, und jeder sey willkommen, der mit einer neuen Fantasie die Dinge überspinnt. Glaubst du nicht, daß es gerade die gut ausgeführten Systeme seyn werden, aus denen der künftige Geograph der Natur die Data zu seiner großen Naturkarte nimmt? Sie wird er vergleichen, und diese Vergleichung wird uns das sonderbare Land erst kennen lehren. Die Erkenntniß der Natur wird aber noch himmelweit von ihrer Auslegung verschieden seyn. Der eigentliche Chiffrirer wird vielleicht dahin kommen, mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erscheinungen in Bewegung zu setzen, er wird auf der Natur, wie auf einem großen Instrument fantasiren können, und doch wird er die Natur nicht

verſtehn. Dies iſt die Gabe des Naturhiſtorikers, des Zeitenſehers, der vertraut mit der Geſchichte der Natur, und bekannt mit der Welt, dieſem höheren Schauplatz der Naturgeſchichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt und weißagend verkündigt. Noch iſt dieſes Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Geſandte haben einzelne Worte dieſer höchſten Wiſſenſchaft fallen laſſen, und es iſt nur zu verwundern, daß die ahndungsvollen Geiſter ſich dieſe Ahndung haben entgehn laſſen und die Natur zur einförmigen Maſchine, ohne Vorzeit und Zukunft, erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geſchichte und die Natur, dieſes einzige Ganze, womit der Menſch ſich vergleichen kann, ſollte nicht ſo gut wie der Menſch in einer Geſchichte begriffen ſeyn, oder welches eins iſt, einen Geiſt haben? die Natur wäre nicht die Natur, wenn ſie keinen Geiſt hätte,

nicht jenes einzige Gegenbild der Menſchheit nicht die unentbehrliche Antwort dieſer geheimnißvollen Frage, oder die Frage zu dieſer unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur den Menſchen ſeyn kann, begann ein ſchöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen ſagen, daß ſich die Menſchheit in ihnen in der vollkommenſten Auflöſung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen ſeinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles findet ſie in der Natur. Ihnen allein bleibt die Seele derſelben nicht fremd, und ſie ſuchen in ihrem Umgang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umſonſt. Für ſie hat die Natur alle Abwechſelungen eines unendlichen Gemüths, und mehr als der geiſtvollſte, lebendigſte Menſch überraſcht ſie durch ſinnreiche

Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarrerien. Der unerschöpfliche Reichthum ihrer Fantasie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufsuchen. Alles weiß sie zu verschönern, zu beleben, zu bestätigen. und wenn auch im Einzelnen ein bewußtloser, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrschen scheint, so sieht doch das tiefer sehende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menschlichen Herzen im Zusammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind ist eine Luftbewegung, die manche äußere Ursachen haben kann, aber ist er dem einsamen, sehnsuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorüberfauft, von geliebten Gegenden herweht und mit tausend dunkeln, wehmüthigen Lauten den stillen Schmerz In einen tiefen melodischen Seufzer der ganzen Natur aufzulösen scheint? Fühlt

nicht ſo auch im jungen, beſcheidnen Grün der Frühlingswieſen der junge Liebende ſeine ganze blumenſchwangre Seele mit entzückender Wahrheit ausgeſprochen, und iſt je die Üppigkeit einer nach ſüßer Auflöſung in goldnen Wein lüſternen Seele köſtlicher und erwecklicher erſchienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die ſich unter den breiten Blättern halb verſtecke? Man beſchuldigt die Dichter der Übertreibung, und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache gleichſam nur zu gute, ja man begnügt ſich ohne tiefere Unterſuchung, ihrer Fantaſie jene wunderliche Natur zuzuſchreiben, die manches ſieht und hört, was andere nicht hören und ſehen, und die in einem lieblichen Wahnſinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben ſchaltet und waltet; aber mir ſcheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener

Sprache zu ahnden und mit der Fantaſie nur ſo zu ſpielen, wie ein Kind mit dem Zauberſtabe ſeines Vaters ſpielt. Sie wiſſen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan ſind, welche Welten ihnen gehorchen müſſen. Iſt es denn nicht wahr, daß Steine und Wälder der Muſik gehorchen und, von ihr gezähmt, ſich jedem Willen wie Hausthiere fügen? — Blühen nicht wirklich die ſchönſten Blumen um die Geliebte und freuen ſich ſie zu ſchmücken? Wird für ſie der Himmel nicht heiter und das Meer nicht eben? — Drükt nicht die ganze Natur ſo gut, wie das Geſicht, und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zuſtand eines jeden der höheren, wunderbaren Weſen aus, die wir Menſchen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmüthig

in seine Wellen hinabschaue, und die Gedanken in seinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein lustiges Kind oder ein Wilder die Thiere verstehn. — Ob jemand die Steine und Gestirne schon verstand, weiß ich nicht, aber gewiß muß dieser ein erhabnes Wesen gewesen seyn. In jenen Statuen, die aus einer untergegangenen Zeit der Herrlichkeit des Menschengeschlechts übrig geblieben sind, leuchtet allein so ein tiefer Geist, so ein seltsames Verständniß der Steinwelt hervor, und überzieht den sinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachsen scheint. Das Erhabne wirkt versteinernd, und so dürften wir uns nicht über das Erhabne der Natur und seine Wirkungen wundern, oder nicht wissen, wo es zu suchen sey. Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu

Stein geworden seyn? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menschen?

Über diese Rede war der, welcher zuerst gesprochen hatte, in tiefe Betrachtung gesunken, die fernen Berge wurden buntgefärbt, und der Abend legte sich mit süßer Vertraulichkeit über die Gegend. Nach einer langen Stille hörte man ihn sagen: Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entstehen lassen. Bey dieser Unternehmung muß man sich bloß von der göttlichen Sehnsucht nach Wesen, die uns gleich sind, und den nothwendigen Bedingungen dieselben zu vernehmen, bestimmen lassen, denn wahrhaftig die ganze Natur ist nur als Werkzeug und Medium des Einverständnisses vernünftiger Wesen begreiflich. Der denkende Mensch kehrt zur ursprünglichen Function seines Daseyns, zur schaffenden Betrachtung, zu jenem Punk-

te zurück, wo Hervorbringen und Wissen in der wundervollsten Wechselverbindung standen, zu jenem schöpferischen Moment des eigentlichen Genusses, des innern Selbstempfängnisses. Wenn er nun ganz in die Beschauung dieser Urerscheinung versinkt, so entfaltet sich vor ihm in neu entstehenden Zeiten und Räumen, wie ein unermeßliches Schauspiel, die Erzeugungsgeschichte der Natur, und jeder feste Punkt, der sich in der unendlichen Flüssigkeit ansetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die sorgfältige Beschreibung dieser innern Weltgeschichte ist die wahre Theorie der Natur; durch den Zusammenhang seiner Gedankenwelt in sich, und ihre Harmonie mit dem Universum, bildet sich von selbst ein Gedankensystem zur getreuen Abbildung und Formel des Universums. Aber die Kunst des ruhigen

gen Beschauens, der schöpferischen Weltbetrachtung ist schwer, unaufhörliches ernstes Nachdenken und strenge Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beifall der mühescheuenden Zeitgenossen, sondern nur eine Freude des Wissens und Wachens, eine innigere Berührung des Universums seyn.

Ja, sagte der Zweite, nichts ist so bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Ueberall scheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts sind alle Naturkräfte thätig, und so repräsentirt und verwandelt sie sich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüthen und Früchte zusammen, und ist mitten in der Zeit gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß, in welche eigne Art von Ferne sie ebenfalls wirkt und ob nicht dieses Naturſystem nur eine Sonne ist im

Universo, die durch Bande an dasselbe geknüpft ist, durch ein Licht und einen Zug und Einflüsse, die zunächst in unserm Geiste sich deutlicher vernehmen lassen, und aus ihm heraus den Geist des Universums über diese Natur ausgießen, und den Geist dieser Natur an andere Natursysteme vertheilen.

Wenn der Denker, sprach der Dritte, mit Recht als Künstler den thätigen Weg betritt, und durch eine geschickte Anwendung seiner geistigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, räthselhaft scheinende Figur zu reduciren sucht, ja man möchte sagen die Natur tanzt, und mit Worten die Linien der Bewegungen nachschreibt, so muß der Liebhaber der Natur dieses kühne Unternehmen bewundern, und sich auch über das Gedeihen dieser menschlichen Anlage freuen. Billig stellt der Künstler die Thätigkeit oben an, denn sein Wesen ist Thun und Hervor-

bringen mit Wiſſen und Willen, und ſeine Kunſt iſt, ſein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf ſeine Art nachbilden zu können, und darum wird das Princip ſeiner Welt Thätigkeit, und ſeine Welt ſeine Kunſt. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit ſichtbar, und nur der gedankenloſe Menſch wirft die unleſerlichen, wunderlich gemiſchten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Prieſter dieſe neue, erhabene Meßkunſt auf den Altar zu der magnetiſchen Nadel, die ſich nie verirrt, und zahlloſe Schiffe auf dem pfadloſen Ozean zu bewohnten Küſten und den Häfen des Vaterlandes zurück führte. Außer dem Denker giebt es aber noch andre Freunde des Wiſſens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugethan, und alſo ohne Beruf zu dieſer Kunſt, lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im

Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige ſind geſchäftig und nehmen im Vertrauen auf die Allgegenwart und die innige Verwandtſchaft der Natur, mithin auch im Voraus von der Unvollſtändigkeit und der Continuität alles Einzelnen überzeugt, irgend eine Erſcheinung mit Sorgfalt auf, und halten den in tauſend Geſtalten ſich verwandelnden Geiſt derſelben mit ſtetem Blicke feſt, und gehn dann an dieſem Faden durch alle Schlupfwinkel der geheimen Werkſtätte, um eine vollſtändige Verzeichnung dieſer labyrinthiſchen Gänge entwerfen zu können. Sind ſie mit dieſer mühſeligen Arbeit fertig, ſo iſt auch unvermerkt ein höherer Geiſt über ſie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte zu reden und jedem Suchenden ſeinen Weg vorzuſchreiben. Unermeßlicher Nutzen ſegnet ihre mühſame

Arbeit, und der Grundriß ihrer Karte wird auf eine überraſchende Weiſe mit dem Syſteme des Denkers übereinſtimmen, und ſie werden dieſem zum Troſt gleichſam den lebendigen Beweis ſeiner abſtrakten Sätze unwillkührlich geführt haben. Die Müßigſten unter ihnen erwarten kindlich von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunſt verehrter Weſen die ihnen nützliche Kenntniß der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerkſamkeit in dieſem kurzen Leben nicht Geſchäften widmen, und dem Dienſte der Liebe entziehn. Durch frommes Betragen ſuchen ſie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzutheilen, unbekümmert um das große Schauſpiel der Kräfte, ruhig ihrem Schickſale in dieſem Reiche der Macht ergeben, weil das innige Bewußtſeyn ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Weſen ſie erfüllt, und die Natur ſie nur als Abbild und Eigenthum derſelben rührt. Was brau-

chen dieſe glücklichen Seelen zu wiſſen, die das beſte Theil erwählt haben, und als reine Flammen der Liebe in dieſer irdiſchen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf umhergetriebenen Schiffen, als Zeichen des überſtrömenden himmliſchen Feuers lodern? Oft erfahren dieſe liebenden Kinder in ſeligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimniſſen der Natur, und thun ſie in unbewußter Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forſcher, um jedes Kleinod zu ſammeln, was ſie in ihrer Unſchuld und Freude haben fallen laſſen, ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dichter und ſucht durch ſeine Geſänge dieſe Liebe, dieſen Keim des goldnen Alters, in andre Zeiten und Länder zu verpflanzen.

Wem regt ſich nicht, rief der Jüngling mit funkelndem Auge, das Herz in hüpfender Luſt, wenn ihm das innerſte Leben der Natur in ſeiner ganzen Fülle in das Ge-

müth kommt! wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen als Liebe und Wolluſt hat, ſich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflöſender Dunſt, und er bebend in ſüßer Angſt in den dunkeln lockenden Schoos der Natur verſinkt, die arme Perſönlichkeit in den überſchlagenden Wogen der Luſt ſich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verſchluckender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was iſt die überall erſcheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren ſüße Frucht in wollüſtigen Tropfen herunterthaut. Das Waſſer, dieſes erſtgeborne Kind luſtiger Verſchmelzungen, kann ſeinen wollüſtigen Urſprung nicht verläugnen und zeigt ſich, als Element der Liebe und der Miſchung mit himmliſcher Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weiſen im Waſſer den

Urſprung der Dinge geſucht, und wahrlich ſie haben von einem höhern Waſſer, als dem Meer- und Quellwaſſer geſprochen. In jenem offenbaret ſich nur das Urflüſſige, wie es im flüſſigen Metall zum Vorſchein kommt, und darum mögen die Menſchen es immer auch nur göttlich verehren. Wie wenige haben ſich noch in die Geheimniſſe des Flüſſigen vertieft und manchem iſt dieſe Ahndung des höchſten Genuſſes und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durſte offenbaret ſich dieſe Weltſeele, dieſe gewaltige Sehnſucht nach dem Zerfließen. Die Berauſchten fühlen nur zu gut dieſe überirdiſche Wonne des Flüſſigen, und am Ende ſind alle angenehme Empfindungen in uns mannichfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewäſſer in uns. Selbſt der Schlaf iſt nichts als die Flut jenes unſichtbaren Weltmeers, und das Erwachen das Eintre-

ten der Ebbe. Wie viele Menſchen ſtehn an den berauſchenden Flüſſen und hören nicht das Wiegenlied dieſer mütterlichen Gewäſſer, und genießen nicht das entzückende Spiel ſeiner unendlichen Wellen! Wie dieſe Wellen, lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, dieſen ſchwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden, liebten und erzeugten ſich die Geſchlechter der Menſchen in ewigen Spielen; wurden beſucht von den Kindern des Himmels und erſt in jener großen Begebenheit, welche heilige Sagen die Sündflut nennen, ging dieſe blühende Welt unter; ein feindliches Weſen ſchlug die Erde nieder, und einige Menſchen blieben geſchwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge in der fremden Welt zurück. Wie ſeltſam, daß gerade die heiligſten und reitzendſten Erſcheinungen der Natur in den Händen ſo todter Menſchen ſind, als die

Scheidekünſtler zu ſeyn pflegen! ſie, die den ſchöpferiſchen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniß der Liebenden, Myſterien der höhern Menſchheit ſeyn ſollten, würden mit Schaamloſigkeit und ſinnlos von rohen Geiſtern hervorgerufen, die nie wiſſen werden, welche Wunder ihre Gläſer umſchließen. Nur Dichter ſollten mit dem Flüſſigen umgehn, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkſtätten wären Tempel und mit neuer Liebe würden die Menſchen ihre Flamme und ihre Flüſſe verehren und ſich ihrer rühmen. Wie glüklich würden die Städte ſich wieder dünken, die das Meer oder ein großer Strom beſpült, und jede Quelle würde wieder die Freiſtätte der Liebe und der Aufenthalt der erfahrnen und geiſtreichen Menſchen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Waſſer, und jeder

Strom verſpricht ihnen, in die bunte Ferne, in ſchönere Gegenden ſie zu führen. Es iſt nicht blos Wiederſchein, daß der Himmel im Waſſer liegt, es iſt eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarſchaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die unermeßliche Höhe will, ſo verſinkt die glückliche Liebe gern in die endloſe Tiefe. Aber es iſt umſonſt, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgeborner lernt nicht ſehen, und wenn man ihm noch ſo viel von Farben und Lichtern und fernen Geſtalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein innres naturerzeugendes und abſonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von ſelbſt, überall die Natur an allem erkennt und unterſcheidet und mit angeborner Zeugungsluſt, in inniger mannichfaltiger Verwandtſchaft mit allen Kör-

pern, durch das Medium der Empfindung, sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Naturſinn hat, der genießt die Natur, indem er sie studirt, und freut sich ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, ihrer Unerschöpflichkeit im Genusse, und bedarf nicht, daß man ihn mit unnützen Worten in seinen Genüssen störe. Ihm dünkt vielmehr, daß man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug von ihr reden; nicht ungestört und aufmerksam genug sie beschauen kann. Er fühlt sich in ihr, wie am Busen seiner züchtigen Braut und vertraut auch nur dieser seine erlangten Einsichten in süßen vertraulichen Stunden. Glücklich preis' ich diesen Sohn, diesen Liebling der Natur, dem sie verstattet sie in ihrer Zweyheit, als erzeugende und

gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewigdauernde Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüsse, eine Kette der Wollust und seine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus seyn.

Unter dieser Rede hatte sich der Lehrer mit seinen Lehrlingen der Gesellschaft genähert. Die Reisenden standen auf und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. Eine erfrischende Kühlung verbreitete sich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen. Der Lehrer ließ einen jener seltnen leuchtenden Steine bringen, die man Karfunkel nennt, und ein hellrothes, kräftiges Licht goß sich über die verschiednen Gestalten und Kleidungen aus. Es entspann sich bald eine freundliche Mittheilung unter ihnen. Wäh-

rend eine Muſik aus der Ferne ſich hören ließ und eine kühlende Flamme aus Kryſtallſchaalen in die Lippen der Sprechenden hineinloderte, erzählten die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reiſen. Voll Sehnſucht und Wißbegierde hatten ſie ſich aufgemacht, um die Spuren jenes verloren gegangenen Urvolks zu ſuchen, deſſen entartete und verwilderte Reſte die heutige Menſchheit zu ſeyn ſchiene, deſſen hoher Bildung ſie noch die wichtigſten und unentbehrlichſten Kenntniſſe und Werkzeuge zu danken hat. Vorzüglich hatte ſie jene heilige Sprache gelockt, die das glänzende Band jener königlichen Menſchen mit überirdiſchen Gegenden und Bewohnern geweſen war, und von der einige Worte, nach dem Verlaut mannichfaltiger Sagen, noch im Beſitz einiger glücklichen Weiſen unter unſern Vorfah-

ren gewesen seyn mögen. Ihre Aussprache war ein wunderbarer Gesang, dessen unwiderstehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindrangen und sie zerlegten. Jeder ihrer Namen schien das Loosungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit schöpferischer Gewalt erregten diese Schwingungen alle Bilder der Welterscheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht sagen, daß das Leben des Universums ein ewiges tausendstimmiges Gespräch sey; denn in ihrem Sprechen schienen alle Kräfte, alle Arten der Thätigkeit auf das Unbegreiflichste vereinigt zu seyn. Die Trümmer dieser Sprache, wenigstens alle Nachrichten von ihr, aufzusuchen, war ein Hauptzweck ihrer Reise gewesen, und der Ruf des Alterthums hatte sie auch nach Sais gezogen. Sie hofften hier von den erfahrnen Vorstehern des Tempel-

archivs wichtige Nachrichten zu erhalten, und vielleicht in den groſsen Sammlungen aller Art ſelbſt Aufſchlüſſe zu finden. Sie baten den Lehrer um die Erlaubniß, eine Nacht im Tempel ſchlafen, und ſeinen Lehrſtunden einige Tage beiwohnen zu dürfen. Sie erhielten was ſie wünſchten, und freuten ſich innig, wie der Lehrer aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen, ihre Erzählungen mit mannichfaltigen Bemerkungen begleitete, und eine Reihe lehrreicher und anmuthiger Geſchichten und Beſchreibungen vor ihnen entwickelte. Endlich kam er auch auf das Geſchäft ſeines Alters, den unterſchiednen Naturſinn in jungen Gemüthern zu erwecken, zu üben, zu ſchärfen, und ihn mit den andern Anlagen zu höheren Blüthen und Früchten zu verknüpfen.

Ein Verkündiger der Natur zu seyn, ist ein schönes und heiliges Amt, sagte der Lehrer. Nicht der bloße Umfang und Zusammenhang der Kenntnisse, nicht die Gabe, diese Kenntnisse leicht und rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen, und die eigenthümlichen fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauschen, selbst nicht die Geschicklichkeit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerscheinungen in leicht faßliche und treffend beleuchtete Gemählde zu ordnen, die entweder durch den Reitz der Zusammenstellung und den Reichthum des Inhalts die Sinne spannen und befriedigen, oder den Geist durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dies macht noch nicht das ächte Erforderniß eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas anders zu thun ist, als um die Natur, dem ist es vielleicht

genug, aber wer eine innige Sehnsucht nach der Natur spürt, wer in ihr alles sucht, und gleichsam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Thuns ist, der wird nur den für seinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr spricht, dessen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die sich wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen. Die ursprünglich günstige Anlage eines solchen natürlichen Gemüths muß durch unabläßigen Fleiß von Jugend auf, durch Einsamkeit und Stillschweigen, weil vieles Reden sich nicht mit der steten Aufmerksamkeit verträgt, die ein solcher anwenden muß, durch kindliches, bescheidnes Wesen und unermüdliche Geduld unterstützt und ausgebildet seyn. Die Zeit läßt sich nicht bestimmen,

wie bald einer ihrer Geheimnisse theilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erst im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forscher wird nie alt, jeder ewige Trieb ist außer dem Gebiete der Lebenszeit, und je mehr die äußere Hülle verwittert, desto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern. Auch haftet diese Gabe nicht an äußerer Schönheit, oder Kraft, oder Einsicht, oder irgend einem menschlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geschlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsstriche hat es Menschen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen ausersehn und durch inneres Empfängniß beglückt waren. Oft schienen diese Menschen einfältiger und ungeschickter zu seyn, als Andere, und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des großen

Haufens. Es iſt ſogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverſtändniß bey großer Beredſamkeit, Klugheit, und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn, und ein ſchlichtes Weſen hervorbringt oder begleitet. In den Werkſtätten der Handwerker und Künſtler, und da, wo die Menſchen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur ſind, als da iſt beim Ackerbau, bey der Schiffahrt, bey der Viehzucht, bey den Erzgruben, und ſo bey vielen andern Gewerben, ſcheint die Entwickelung dieſes Sinns am leichteſten und öfterſten ſtatt zu finden. Wenn jede Kunſt in der Erkenntniß der Mittel, einen geſuchten Zweck zu erreichen, eine beſtimmte Wirkung und Erſcheinung hervorzubringen, und in der Fertigkeit, dieſe

Mittel zu wählen und anzuwenden, beſteht, ſo muß derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverſtändniß mehreren Menſchen gemein zu machen, dieſe Anlage in den Menſchen vorzüglich zu entwikeln, und zu pflegen, zuerſt auf die natürlichen Anläſſe dieſer Entwicklung ſorgfältig zu achten und die Grundzüge dieſer Kunſt der Natur abzulernen ſuchen. Mit Hülfe dieſer erlangten Einſichten wird er ſich ein Syſtem der Anwendung dieſer Mittel bey jedem gegebenen Individuum, auf Verſuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, ſich dieſes Syſtem bis zur andern Natur aneignen, und dann mit Enthuſiasmus ſein belohnendes Geſchäft anfangen. Nur dieſen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andre bloße Naturaliſt nur zufällig und

ſympathetiſch, wie ein Naturerzeugniß ſelbſt, den Sinn für die Natur erwecken wird.

Fragmente
vermischten Inhalts.

I.

Alles, was man denkt, denke selbst, ist ein Denkproblem. —

Die abstrakten Wörter sind die Gasarten unter den Wörtern, das Unsichtbare. —

Geistvoll ist das, worin sich der Geist unaufhörlich offenbart, wenigstens oft von neuem in veränderter Gestalt wieder erscheint. Nicht bloß etwa nur Einmal, so im Anfang, wie bei vielen philosophischen Systemen. —

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieses oder jenes Gedankens, herrschend ist, da ist auch Progressivi-

tät. Sehr viele Gelehrte beſitzen dieſen Hang nicht. Sie haben ſchließen und folgern gelernt, wie ein Schuſter das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder ſich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bei vielen währt dieſer Hang nur eine Zeitlang. Er wächſt und nimmt ab, ſehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Syſtems, das ſie nur ſuchten, um der Mühe des Nachdenkens überhoben zu ſeyn. —

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt, ſich ſeines tranſcendentalen Selbſt zu bemächtigen, das Ich ſeines Ich's zugleich zu ſeyn. Um ſo weniger befremdlich iſt der Mangel an vollſtändigem Sinn und Verſtand für Andre. Ohne vollendetes Selbſtverſtändniß wird man nie andre wahrhaft verſtehen lernen. —

Vor der Abstraktion ist alles eins, aber ein Chaos; nach der Abstraktion ist wieder alles vereinigt, aber diese Vereinigung ist eine freye Verbindung selbstständiger, selbstbestimmter Wesen. Aus einem Haufen ist eine Gesellschaft geworden, das Chaos ist in eine mannichfaltige Welt verwandelt. —

Die Erfahrung ist die Probe des Rationalen, und so umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet sich gegenseitig in der rationalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philosophen, jedoch mit Selbstbescheidung der Nothwendigkeit dieses Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematisch die Beantwortung der Frage seyn dürfte: "Ob

die Theorie für die Anwendung, oder die Anwendung um der Theorie willen sey? —

Je bornirter ein System ist, desto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das System der Materialisten, die Lehre des Helvetius und auch Locke's den meisten Beifall unter dieser Klasse erhalten. So wird Kant jezt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden. —

In den ersten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieses Fundes stieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieses Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jezt sehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein ungewöhnlicher Grad von Leben des Verstandes. Man mußte Genie und Scharfsinn aufbieten, um mittelst des neuen Werkzeuges neue Verhältnisse zu finden. Die Anwendung desselben auf die eigenthümlichsten, interessan-

testen, und allgemeinsten Seiten der Menschheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen, und die Aufmerksamkeit aller guten Köpfe auf sich ziehn. So entstanden die gnomischen Massen, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern so hoch geschäzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unsre jezigen genialischen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schicksal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles so gemein wäre, wie jezt Sittensprüche, und neue, erhabenere Entdeckungen den rastlosen Geist der Menschen beschäftigten. —

Der ächte Gewinst bei Fichte und Kant ist in der Methode, in der Regularisation des Genie's. —

Aus Fichte's Voraussetzung der Logik, und seiner Annahme Eines allgemein geltenden Gedankens, folgt seine ganze Philosophie nothwendig. Angewandte Logik ist die

Wissenschaftslehre. Daß die Philosophie mit einem trivialen Gedanken anfängt, gehört zu ihrem Wesen, sie nimmt mit einem Hauch ihren Anfang. Die Wissenschafts-Lehre ist nichts anders als ein Beweis der Realität der Logik, ihrer Zusammenstimmung mit der übrigen Natur, und völlig der Mathematik analogen Rücksicht, ihrer Entdeckungen und Berichtigungen, und dessen, was sie leisten kann. —

Der Geist ist die sanktionirende, aussprechende, rechtskräftig machende Macht. Das sprechende Glied ist das klügste, und dünkt es sich zu seyn; so der Geist. —

Der Wissenstrieb ist aus Geheimniß und Wissen wundenbar gemische oder zusammengesetzt. —

Die gewöhnliche Logik ist die Grammatik der höhern Sprache, oder des Denkens; sie enthält bloß die Verhältnisse der Be-

griffe unter einander, die Mechanik des Denkens, die reine Physiologie der Begriffe. Die logischen Begriffe verhalten sich aber zu einander, wie die Worte ohne Gedanken. — Die Logik beschäftigt sich bloß mit dem todten Körper der Denklehre. — Die Metaphysik ist die reine Dynamik des Denkens, sie handelt von den ursprünglichen Denkkräften, sie beschäftigt sich mit der bloßen Seele der Denklehre. Die metaphysischen Begriffe verhalten sich zu einander, wie Gedanken ohne Worte. Oft wunderte man sich über die beharrliche Unvollendung beider Wissenschaften, jede trieb ihr Wesen für sich und es fehlte überall, es wollte nie recht in keiner passen. Gleich von Anfang suchte man sie zu vereinigen, da alles in ihnen auf Verwandtschaft deutete; aber jeder Versuch mißlang, da eine von beiden immer dabei litt und ihren wesentlichen Karakter einbüßte.

Es blieb bei metaphyſiſcher Logik und logiſcher Metaphyſik, aber keine war, was ſie ſeyn ſollte. Der Phyſiologie und Pſychologie, der Mechanik und Chemie erging es nicht beſſer. In der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts entſtand hier eine neue heftigere Entzündung als je, die feindlichen Maſſen thürmten ſich ſtärker als zeither gegen einander auf, die Gährung war übermäßig, es erfolgten mächtige Exploſionen. Jetzt behaupten einige, es habe ſich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es ſey ein Keim der Vereinigung entſtanden, der allmählich wachſen und alles zu Einer untheilbaren Geſtalt aſſimiliren werde; dieſes Prinzip des ewigen Friedens dringe unwiderſtehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wiſſenſchaft und Ein Geiſt, wie Ein Prophet und Ein Gott ſeyn. —

Der rohe, discursive Denker ist der Scholastiker. Der ächte Scholastiker ist ein mystischer Subtilist; aus logischen Atomen baut er sein Weltall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunststück an ihre Stelle zu setzen. Sein Ziel ist ein unendliches Automat. Ihm entgegengesetzt ist der rohe, intuitive Dichter: dieser ist ein mystischer Makrolog; er haßt Regel und feste Gestalt; ein wildes, gewaltthätiges Leben herrscht ihrer in der Natur; alles ist belebt, kein Gesetz, Willkühr und Wunder überall. Er ist bloß dynamisch. So regt sich der philosophische Geist zuerst in völlig getrennten Massen. Auf der zweyten Stufe der Kultur fangen diese Massen an sich zu berühren, mannichfaltig genug; so wie in der Vereinigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beschränkte entsteht, so entstehen auch hier Eklektiker ohne Zahl; die Zeit der Mißver-

ſtändniſſe beginnt. Der Beſchränkteſte iſt auf dieſer Stufe der bedeutendſte, der reinſte Philoſoph der zweyten Stufe. Dieſe Klaſſe iſt ganz auf die wirkliche, gegenwärtige Welt, im ſtrengſten Sinne, eingeſchränkt. Die Philoſophen der erſten Klaſſe ſehen mit Verachtung auf dieſe zweyte herab, ſie ſagen ſie ſey alles nur ein wenig, und mithin nichts, ſie halten ihre Anſichten für Folgen der Schwäche, für Inconſequentismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweite Klaſſe wieder die erſte, und giebt ihr Schwärmerey Schuld, die bis zum Wahnwitz abſurd ſey. Wenn von einer Seite Scholaſtiker und Alchymiſten gänzlich geſpalten, die Eklektiker hingegen Eins zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt doch auf dem Revers alles gerade umgekehrt. Jene ſind im Weſentlichen indirekt eines Sinnes, nemlich über die abſolute Unabhängigkeit und unendliche Tendenz der Medita-

tion, ſie gehen beyde vom Abſoluten aus: dagegen die Bornirten im Weſentlichen mit ſich ſelbſt uneins, und nur im Abgeleiteten übereinſtimmend ſind. Jene ſind unendlich, aber einförmig, dieſe beſchränkt, aber mannichfaltig; jene haben das Genie, dieſe das Talent; jene die Ideen, dieſe die Handgriffe; jene ſind Köpfe ohne Hände, dieſe Hände ohne Köpfe. Die dritte Stufe erſteigt der Künſtler, der Werkzeug und Genie zugleich iſt. Er findet, daß jene urſprüngliche Trennung der abſoluten philoſophiſchen Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung ſeines eignen Weſens ſey, deren Beſtehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht: er findet, daß ſo heterogen auch dieſe Thätigkeiten ſind, ſich doch ein Vermögen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehn, nach Gefallen ſeine Polarität zu verändern. Er entdeckt alſo in

ihnen nothwendige Glieder seines Geistes; er merkt, daß beide in einem gemeinsamen Princip vereinigt seyn müssen. Er schließt daraus, daß der Eklekticismus nichts als das Resultat des unvollständigen mangelhaften Gebrauchs dieses Vermögens sey. Es wird ihm mehr als wahrscheinlich, daß der Grund dieser Unvollständigkeit die Schwäche der productiven Imagination sey, die es nicht vermöge, sich im Moment des Uebergehens von einem Gliede zum andern schwebend zu erhalten und anzuschauen. Die vollständige Darstellung des durch diese Handlung zum Bewußtseyn erhobenen ächt geistigen Lebens ist die Philosophie κατ' ἐξοχήν: hier entsteht jene lebendige Reflexion, die sich bey sorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich gestalteten geistigen Universo von selbst ausdehnt; der Kern und der

Keim einer alles befaſſenden Organiſation. Es iſt der Anfang einer wahrhaften Selbſtdurchdringung des Geiſtes, die nie endigt. —

Sophiſten ſind Leute, die aufmerkſam auf die Schwächen der Philoſophen und die Kunſtfehler, dieſelben zu ihrem Vortheil, oder überhaupt zu gewiſſen unphiloſophiſchen, unwürdigen Zweken zu benutzen ſuchen. Dieſe haben alſo eigentlich nichts mit der Philoſophie zu thun. Sind ſie aus Grundſatz unphiloſophiſch, ſo ſind ſie als Feinde der Philoſophie zu betrachten und als Feinde zu behandeln. Die gefährlichſte Klaſſe derſelben ſind die Skeptiker aus reinem Haß der Philoſophie. Die übrigen Skeptiker ſind zum Theil ſehr achtungswerth, ſie ſind die Vorläufer der dritten Periode. Sie haben ächt philoſophiſche Unterſcheidungsgabe, und es fehlt ihnen nur an geiſtiger Potenz;

sie haben die gehörige Capacität, aber nicht die selbst incitirende Kraft; sie fühlen das Unzugängliche der bisherigen Systeme, keins vivificirt sie ganz; sie haben ächten Geschmack, aber es mangelt die nöthige Energie der productiven Imagination. Sie müssen polemisch seyn. Alle Eklektiker sind Skeptiker im Grunde, je mehr sie umfassen, desto skeptischer. — diese letztere Bemerkung wird durch die Thatsache bestätigt, daß die größten und besten zeitherigen Gelehrten am Ende ihres Lebens am wenigsten zu wissen bekannten. —

Philosophiren ist dephlegmatisiren, vivificiren. Man hat bisher in der Untersuchung der Philosophie die Philosophie erst todt geschlagen, und dann zergliedert und aufgelöst. Man glaubte, die Bestandtheile des caput mortuum wären die Bestandtheile der Philosophie. Aber immer schlug jeder

Verſuch der Reduction, oder der Wiederzuſammenſetzung, fehl. Erſt in den neuſten Zeiten hat man die Philoſophie lebendig zu beobachten angefangen, und es könnte wohl kommen, daß man ſo die Kunſt erhielte, Philoſophieen zu machen.

Das Kriterium der Anwendbarkeit iſt das Merkmal der logiſchen Nützlichkeit. Es giebt logiſche Philiſter und logiſche Künſtler. Ein andres Kriterium der Art iſt das Merkmal der Mittheilbarkeit, die Philoſophie muß ſich lernen laſſen. Noch ein ſolches Kriterium ſchließt das Axiom in ſich: die Philoſophie muß nichts anticonventionelles enthalten, ſie muß mit der herrſchenden Religion, den herrſchenden Sitten, Meinungen u. ſ. w. übereinkommen. Ein ähnliches Axiom verlangt: die Philoſophie darf ſchlechterdings nicht die Grenzen der ſinnlichen Erkenntniß überſchreiten. Ein Ande-

res: sie darf sich nicht mit der Poesie gemein machen; noch ein andres: sie muß nicht à la portée von gewöhnlichen Menschen seyn, eine eigne Sprache führen, bloß in Hörsälen zu Hause seyn. Nein, sagt ein andres, umgekehrt, sie muß amüsant, beim Handwerker und Bauer zu Hause, recht gemein und bequem, immer bey der Hand, zu allen Dingen zu brauchen seyn, sie muß keine Religion haben und über die Moralisten die Achsel zucken, zu allem Ja sagen und noch dazu ein recht umständliches Ja, von allem etwas verstehn u. s. w. So prägt jeder in seine Bestellung den liebsten Wunsch seines Herzens, die Forderungen seiner Natur, seinen eigenen Charakter, und man braucht nur jemandes Philosophie zu wissen, um ihn hinlänglich kennen zu lernen. Manche verändern ihre Philosophie wie ihre Dienstbothen und Wünsche. Am Ende haf-

sen sie alle Act davon und wählen zum letztenmal, aber auf immer. Nun glauben sie von der Philosophie los zu seyn, und sind mehr, als je, in den Händen dieses Dämons, der sie nun gut füttert und pflegt, um sie zu einem schmackhaftern Bissen für sich zuzurichten. Eine andre gutmüthige Heerde bleibt vor diesen Anfechtungen bewahrt. Sie wagen es nie, diesen Proteus zu fassen und fest zu halten, weil sie ihn ignoriren. Die Klügeren darunter meinen, Proteus sey eine Fabel müßiger Köpfe, sie haben ihn nie gesehn und empfunden; und läugnen ihn bestimmt: desto bessere Unterthanen sind sie für ihn. —

Der ächte philosophische Act ist Selbsttödtung, dies ist der reale Anfang aller Philosophie, dahin geht alles Bedürfniß des philosophischen Jüngers, und nur dieser Act

entspricht allen Bedingungen und Merkmalen der transcendentalen Handlung. —

Die Philosophie ist, wie alle synthetische Wissenschaften, wie die Mathematik, willkührlich. Sie ist eine ideale, selbsterfundene Methode, das Innere zu beobachten, zu ordnen, u. s. w. —

Fichte's Ausführung seiner Idee ist wohl der beste Beweis des Idealismus. Was ich will, das kann ich. Bei dem Menschen ist kein Ding unmöglich. —

Die Philosophie ist eine Selbstscheidungs- und Verbindungs-Kunst, eine Selbstspezifications- und Generations-Kunst. —

Die Analysis ist die Divinations- oder die Erfindungs-Kunst auf Regeln gebracht. —

Alle Ideen sind verwandt. Das Air de famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Eltern-Individuen divinizen können. Jede Fa-

milie entſteht aus zwei Principien, die Eins ſind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie iſt eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menſchheit. —

Die Philoſophie iſt von Grund aus antihiſtoriſch, ſie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, ſie iſt die Wiſſenſchaft des allgemeinen Divinations-Sinns, ſie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bei der Geſchichte umgekehrt der Fall iſt. —

Synthetiſche Gedanken ſind aſſoclirende Gedanken. Ihre Betrachtung führt auf die natürlichen Affinitäten und Sippſchaften der Gedanken. Gedanken müſſen doch wohl im Reiche der Gedanken am beſten Beſcheid wiſſen. —

Der Sinn der Sokratie iſt, daß die Philoſophie überall, oder nirgend ſey, und daß man mit leichter Mühe ſich überall orientiſ-

ren und das finden könne, was man ſuche. Sokratie iſt die Kunſt, von jedem gegebnen Orte aus den Stand der Wahrheit zu finden, und ſo die Verhältniſſe des Gegebenen zur Wahrheit genau zu beſtimmen. —

Die Philoſophie iſt eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hauſe zu ſeyn. —

Aller wirklicher Anfang iſt ein zweiter Moment, alles was da iſt, erſcheint, iſt und erſcheint nur unter einer Vorausſetzung, ſein individueller Grund, ſein abſolutes Selbſt geht ihm voraus, muß wenigſtens vor ihm gedacht werden. —

Der Anfang des Ich iſt blos idealiſch. Wenn es angefangen hätte, ſo hätte es ſo anfangen müſſen. Der Anfang iſt ſchon ein ſpäterer Begriff, der Anfang entſteht ſpäter als das Ich; darum kann das Ich nicht angefangen haben. Wir ſehn daraus, daß wir hier im Gebiet der Kunſt ſind, aber dieſe

künſtliche Suppoſition iſt die Grundlage einer Wiſſenſchaft, die allemal aus künſtlichen Factis ſpringt. —

Ich — Nicht-Ich, der höchſte Satz aller Wiſſenſchaft und Kunſt. —

Eigentlich iſt der Kriticismus, (die Erſchöpfungs-Methode, welche die Umkehrungs-Methode mit begreift) diejenige Lehre, die uns beim Studium der Natur auf uns ſelbſt, auf innre Beobachtung und Verſuche, und beim Studium unſrer Selbſt auf die Außenwelt, auf äußere Beobachtungen und Verſuche verweiſt; philoſophiſch betrachtet die fruchtbarſte aller Indicationen. — Sie läßt uns die Natur, oder Außenwelt, als ein menſchliches Weſen ahnden, ſie zeigt, daß wir alles nur ſo verſtehn können und ſollen, wie wir uns ſelbſt und unſre Geliebten, uns und euch, verſtehn. — Jezt ſehn wir die wahren Bande der Verknüpfung von

Subjekt und Objekt; sehn, daß es auch eine Außenwelt in uns giebt, die mit unserm Innern in einer analogen Verbindung, wie die Außenwelt außer uns mit unserm Äußern steht, und jene und diese so verbunden sind, wie unser Innres und Äußres; daß wir also nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen können, wie nur durch Sensationen das Äußere und die Körper der Natur. —

Philosophismus ist ein höheres Analogon des Organismus. Der Organismus wird durch den Philosophismus completirt, und umgekehrt. Beide symbolisiren sich einander. —

Die wahre Philosophie ist durchaus realistischer Idealismus oder Spinozismus, sie beruht auf höherem Glauben. Glauben ist vom Idealismus unabtrennlich. —

Fichte's Nicht-Ich ist die Einheit aller Reize, das schlechthin Reizende, und eben darum eine assimilirte ewig Unbekannte. Nur Leben reizt, und nur Leben kann nicht genossen werden. —

Der Unterschied zwischen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunctionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in sich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn ist also nichts, als logische Entzündung oder Verlöschung, Schwärmerey oder Philisterey. Jene hinterläßt gewöhnlich einen scheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben ist, als durch eine abnehmende Reihe von Incitamenten, Zwangsmitteln. Diese geht oft in eine trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revolutionssymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltsamer Mittel

vertrieben werden können. Beide Dispositionen können nur durch chronische, streng befolgte Kuren verändert werden. —

Irrthum und Vorurtheil sind Lasten, indirekt reizende Mittel für den Selbstthätigen, jeder Last Gewachsenen. Für den Schwachen sind sie positiv schwächende Mittel. —

Wahrhafte Darstellung des Irrthums ist indirekte Darstellung der Wahrheit. Wahrhafte Darstellung der Wahrheit ist allein wahrhaft. Wahrhafte Darstellung des Irrthums ist zum Theil selbst Irrthum. Entgegengesetzte irrige Darstellung des Irrthums giebt Wahrheit. —

Um eine Wahrheit recht kennen zu lernen, muß man sie auch polemisirt haben. —

Unwahrheit hat von einem höhern Gesichtspunkt noch eine viel schlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie ist der Grund einer falschen Welt, Grund einer unauflöslichen

lichen Kette von Verirrungen und Verwicke-lungen. Unwahrheit ist die Quelle alles Bösen und Üblen. —

Die freie Generations-Methode der Wahrheit kann noch sehr erweitert und simplificirt, überhaupt verbessert werden. — Man muß die Wahrheit überall vergegenwärtigen, überall repräsentiren können. —

Es giebt keine Philosophie in concreto. Philosophie ist wie der Stein der Weisen, die Quadratur des Zirkels u. s. w. eine bloße nothwendige Aufgabe der Scientifiker, das Ideal der Wissenschaft überhaupt. Fichte's Wissenschafts-Lehre ist die Beschreibung dieses Ideals. Es giebt, als concrete Wissenschaften, nur Mathematik und Physik. Philosophie ist die Intelligenz selbst; vollendete Philosophie ist vollendete Intelligenz.

Die Idee der Philosophie ist eine mysteriöse Tradition. Philosophie ist überhaupt

die Aufgabe zu wiſſen. Es iſt eine unbeſtimmte Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, ein Myſticismus des Wiſſenstriebes überhaupt, gleichſam der Geiſt der Wiſſenſchaften, mithin undarſtellbar, als im Bilde oder in der Anwendung, in der vollkommnen Darſtellung einer ſpeciellen Wiſſenſchaft. Da nun alle Wiſſenſchaften zuſammen hängen, wird die Philoſophie nie vollendet. Erſt im vollſtändigen Syſtem aller Wiſſenſchaften wird die Philoſophie recht ſichtbar ſeyn. —

Wir denken uns Gott perſönlich, wie wir uns ſelbſt perſönlich denken. Gott iſt gerade ſo perſönlich und individuell, wie wir, denn unſer ſogenanntes Ich iſt nicht unſer wahres Ich, ſondern nur ſein Abglanz. —

Es giebt gewiſſe Dichtungen in uns, die einen ganz andern Charakter als die übrigen zu haben ſcheinen, denn ſie ſind vom Gefühle der Nothwendigkeit begleitet, und

doch ist schlechterdings kein äußerer Grund zu ihnen vorhanden. Es dünkt dem Menschen, als sei er in einem Gespräche begriffen, und irgend ein unbekanntes, geistiges Wesen veranlasse ihn auf eine wunderbare Weise zur Entwickelung der evidentesten Gedanken. Dieses Wesen muß ein höheres Wesen seyn, weil es sich mit ihm auf eine Art in Beziehung setzt, die keinem, an Erscheinungen gebundenen Wesen, möglich ist. Es muß ein homogenes Wesen seyn, weil es ihn wie ein geistiges Wesen behandelt, und ihn nur zur seltensten Selbstthätigkeit auffordert. Dieses Ich höherer Art verhält sich zum Menschen, wie der Mensch zur Natur, oder der Weise zum Kinde. Der Mensch sehnt sich, ihm gleich zu werden, wie er das Nicht-Ich sich gleich zu machen sucht. — Darthun läßt sich dieses Faktum nicht, jeder muß es selbst erfahren. Es ist ein

Factum höherer Art, das nur der höhere Mensch antreffen wird: die Menschen aber sollen streben, es in sich zu veranlassen. — Philosophiren ist eine Selbstbesprechung obiger Art, eine eigentliche Selbstoffenbarung, Erregung des wirklichen Ich durch das Idealische Ich. Philosophiren ist der Grund aller andern Offenbarungen; der Entschluß zu philosophiren ist eine Aufforderung an das wirkliche Ich, daß es sich besinnen, erwachen und Geist seyn solle. Ohne Philosophie keine ächte Moralität, und ohne Moralität keine Philosophie. —

Jede Aufmerksamkeit auf Ein Objekt, oder, (welches eins ist) jede bestimmte Richtung, bringt ein reales Verhältniß hervor, denn mit dieser Unterscheidung empfinden wir zugleich die nun zu präponderiren anfangende Anziehungskraft jenes Objekts, oder die inviduelle Strebekraft, welche, in-

dem wir uns ihr überlassen und ihre Empfindung nicht wieder verlieren, sondern sie fest im Auge behalten, uns glüklich zu dem ersehnten Ziel unsers Verlangens bringt. — Ächtes Gesammt-Philosophiren ist also ein gemeinschaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bei welchem man sich wechselsweise im vordersten Posten ablöset, auf dem die meiste Anstrengung gegen das antagonistische Element, worinn man fliegt, vonnöthen ist. Man folgt der Sonne, und reißt sich von der Stelle los, die nach Gesetzen der Umschwingung unsers Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird. (Sterben ist ein ächt philosophischer Akt.) —

In jedem System, Gedanken-Individuo, das nun ein Aggregat oder Product u. s. w. seyn kann, ist Eine Idee, Eine Bemerkung, oder sind mehrere vorzüglich gediehen und haben die

andern erſtickt, oder ſind allein übrig geblieben Im geiſtigen Natur-Syſtem muß man ſie überall zuſammen ſuchen, jedem ſeinen eigenthümlichen Boden, ſein Klima, ſeine beſte Pflege, ſeine eigenthümliche Nachbarſchaft geben, um ein Ideen-Paradies zu bilden, dies iſt das ächte Syſtem. Das Paradies war das Ideal des Erdbodens, und die Frage, wo es liegt, iſt nicht unbedeutend. — Es iſt gleichſam über die ganze Erde verſtreut, und daher ſo unkenntlich geworden, ſeine zerſtreuten Züge ſollen vereinigt, ſein Skelett ſoll ausgefüllt werden, dies iſt die Regeneration des Paradieſes.

Zur Welt ſuchen wir den Entwurf: dieſer Entwurf ſind wir ſelbſt. Was ſind Wir? Perſonificirte, allmächtige Punkte. Die Ausführung, als Bild des Entwurfs, muß ihm aber auch in der Freythätigkeit und Selbſtbeziehung gleich ſeyn, und umgekehrt. Das

Leben oder das Weſen des Geiſtes beſtehet alſo in Zeugung, Gebährung und Erziehung ſeines Gleichen. Nur in ſo fern der Menſch alſo mit ſich ſelbſt eine glückliche Ehe führt, und eine ſchöne Familie ausmacht, iſt er überhaupt Ehe- und Familienfähig. —

Man muß ſich nie geſtehen, daß man ſich ſelbſt liebt. Das Geheimniß dieſes Geſtändniſſes iſt das Lebens-Prinzip der allein wahren und ewigen Liebe. Der erſte Kuß in dieſem Verſtändniſſe iſt das Prinzip der Philoſophie, der Urſprung einer neuen Welt, der Anfang der abſoluten Zeitrechnung, die Vollziehung eines unendlich wachſenden Selbſtbundes. Wem gefiele nicht eine Philoſophie, deren Keim ein erſter Kuß iſt? Liebe populariſirt die Perſonalität, ſie macht Individualitäten mittheilbar und verſtändlich.

II.

Alles, was dem sich bildenden Menschen noch schwer dünkt, das sollte er gerade mit seinen Kräften versuchen, um es mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit heben und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. —

Der Idealismus ist nichts als ächter Empirismus. —

Die höhere Philosophie behandelt die Ehe von Natur und Geist. —

Die Philosophie kann kein Brod backen, aber sie kann uns Gott, Freiheit und Unsterblichkeit verschaffen. Welche ist nun praktischer: Philosophie oder Ökonomie? (Verschaffen ist machen; machen drückt nichts anders aus.) —

Wir wissen etwas nur in so fern wir es

ausdrücken, d. i. machen können. Je fertiger und mannichfaltiger wir etwas produciren, ausführen können, desto besser wissen wir es. Wir wissen es vollkommen, wenn wir es überall, und auf alle Art mittheilen, erregen können, einen individuellen Ausdruck desselben in jedem Organ bewirken können. —

Die Bezeichnung durch Töne und Striche ist eine bewundernswürdige Abstraction. Vier Buchstaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Universums, wie anschaulich die Concentricität der Geisterwelt! Die Sprachlehre ist die Dynamik des Geisterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Freyheit Nationen. —

Unser sämmtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müs-

sen durch entgegengesetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erscheinen.

In jeder Berührung entsteht eine Sulstanz, deren Wirkung so lange, als die Berührung dauert. Dies ist der Grund aller synthetischen Modificationen des Individuums. Es giebt aber einseitige und wechselseitige Berührungen. Jene begründen diese. —

Wir stehen in Verhältnissen mit allen Theilen des Universums, so wie mit Zukunft und Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unsrer Aufmerksamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig und wirksam werden soll. Eine ächte Methodik dieses Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längst gewünschte Erfindungskunst seyn; es dürfte wohl mehr noch als diese seyn. Der Mensch verfährt stündlich nach ihren Gesetzen, und die Möglichkeit,

dieſelben durch genialiſche Selbſtbeobachtung zu finden, iſt unzweifelhaft. —

Werkzeuge armiren den Menſchen. Man kann wohl ſagen, der Menſch verſteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur ſeiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang iſt da. So liegt das Princip eines Kriegsſchiffes in der Idee des Schiffbaumeiſters, der durch Menſchenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien dieſen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieſes ſich gleichſam zu einer ungeheuern Maſchine macht. So erfordert die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Maſſen von Materien, und der Menſch iſt alſo, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer. —

Wie kann ein Menſch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in

sich trage? Was ich verstehn soll, muß sich in mir organisch entwickeln; und was ich zu lernen scheine, ist nur Nahrung, Incitament des Organismus. —

Eine Definition ist ein realer oder generirender Name. Ein gewöhnlicher Name ist nur eine Nota. — Schembamphorasch, Name des Namens. Die regle Definition ist ein Zauberwort. Jede Idee hat eine Skale von Namen; der oberste ist absolut und unnennbar; die Namen werden nach der Mitte zu gemeiner, und gehen endlich in antithetische Namen über, von denen der höchste wieder namenlos ist. —

In sich zurückgehen bedeutet bei uns, von der Außenwelt abstrahiren. Bei den Geistern heißt analogisch das irdische Leben eine innere Betrachtung, ein in sich Hineingehn, ein immanentes Wirken. So entspringt das irdische Leben aus einer ur-

ſprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehen, Sammeln in ſich ſelbſt, das ſo frey iſt, als unſre Reflexion. Umgekehrt entſpringt das geiſtige Leben in dieſer Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geiſt entfaltet ſich wiederum, geht aus ſich ſelbſt wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in dieſem Moment ſagt er zum erſtenmal Ich. Man ſieht hier, wie relativ das Herausgehn und Hineingehn iſt. Was wir Hineingehn nennen, iſt eigentlich Herausgehn, eine Wiederannahme der anfänglichen Geſtalt. —

Jede Hineinſteigung, der Blick in's Innere, iſt zugleich Aufſteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Äußern. —

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen. —

Wir ſind auf einer Miſſion: zur Bildung der Erde ſind wir berufen. —

Wenn uns ein Geiſt erſchiene, ſo würden wir uns ſogleich unſrer eignen Geiſtigkeit bemächtigen: wir würden inſpirirt ſeyn durch uns und den Geiſt zugleich. Ohne Inſpiration keine Geiſtererſcheinung. Inſpiration iſt Erſcheinung und Gegenerſcheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich. —

Der Menſch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an ſein Daſeyn. Vor der Hand giebts kein andres Mittel der Geiſterwirkungen auf dieſer Welt. Daher iſt es Pflicht an die Verſtorbenen zu denken. Es iſt der einzige Weg in Gemeinſchaft mit ihnen zu bleiben. Gott ſelbſt iſt auf keine andre Weiſe bei uns wirkſam als durch den Glauben. —

Eine allzugroße Dienſtfertigkeit der Organe würde dem irdiſchen Daſeyn gefährlich

werden. Der Geist in seinem jetzigen Zustande würde eine zerstörende Anwendung davon machen. Eine gewisse Schwere des Organs hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie sie sich für die irdische Welt schickt. Es ist unvollkommener Zustand desselben, daß ihn diese Mitwirkung so ausschließlich an diese Welt bindet. Daher ist sie ihrem Prinzip nach terminirt. —

Sinn ist ein Werkzeug, ein Mittel. Ein absoluter Sinn wäre Mittel und Zweck zugleich. So ist jedes Ding das Mittel selbst es kennen zu lernen, es zu erfahren oder auf dasselbe zu wirken. Um also eine Sache vollständig zu empfinden und kennen zu lernen, müßte ich sie zu meinem Sinne und Gegenstande zugleich machen, ich müßte sie beleben, sie zum absoluten Sinn machen. — Wenn ich dies aber nicht vollständig könnte

oder wollte, so müßte ich mir einen Theil derselben, und zwar einen individuellen, ihr ganz eigenthümlichen Theil, ein Glied zum Sinne machen. Was entstände hier? Ich bekäme eine zugleich mittelbare und unmittelbare, repräsentative und nicht repräsentative, vollkommene und unvollkommene, eigene und nicht eigene, kurz, antithetisch-synthetische Erkenntniß und Erfahrung von dem Dinge. Das Glied, oder der Sinn würde zugleich Glied oder Nicht-Glied seyn, weil ich es durch meine Belebung auf gewisse Weise vom Ganzen abgesondert hätte. — Nenne ich dieses Welt, so würde ich ein integrantes Glied der Welt in mir, und das Uebrige außer mir haben. Ich würde mir in theoretischer Hinsicht, in Rücksicht dieses Sinns, als abhängig und unter dem Einflusse der Welt erscheinen. Ich würde mich ferner, im Betreff dieses Sinns, zu einer Mitwirkung

als

als Mitglied, genöthigt ſehen; denn ſonſt würde ich meine Abſicht bey der Belebung nur unvollſtändig erreichen. Ich würde meinen Sinn oder Körper theils durch ſich ſelbſt, theils durch die Idee des Ganzen, durch ſeinen Geiſt, die Weltſeele beſtimmt finden, und zwar beides als unzertrennlich vereinigt, ſo daß man genau weder das eine noch das andere ausſchließend ſagen könnte. Mein Körper würde mir nicht ſpecifiſch vom Ganzen verſchieden, ſondern nur als eine Variation deſſelben vorkommen. Meine Erkenntniß des Ganzen würde alſo den Charakter der Analogie haben, dieſe würde ſich aber auf das innigſte und unmittelbarſte auf die directe und abſolute Erkenntniß des Gliedes beziehn. Beide zuſammen machten eine antithetiſch-ſynthetiſche Erkenntniß aus. Sie wäre unmittelbar, und mittelſt des Unmittelbaren mittelbar, real

und ſymboliſch zugleich. Alle Analogie iſt ſymboliſch. — Ich finde meinen Körper durch ſich und die Weltſeele zugleich beſtimmt und wirkſam. Mein Körper iſt ein kleines Ganzes, und hat alſo auch eine beſondre Seele; denn ich nenne Seele, wodurch Alles zu Einem Ganzen wird, das individuelle Princip. — — Was die Belebung des beſondern Gliedes betrifft, ſo finde ich mich in dieſer Hinſicht bloß durch mich ſelbſt, und zwar mittelbar durch die allgemeine Belebung beſtimmt. Die Belebung ſelbſt aber betreffend, ſo iſt ſie nichts anders, als eine Zueignung, eine Identiſication. Ich kann etwas nur erfahren, in ſo fern ich es in mir aufnehme; es iſt alſo eine Alienation meiner ſelbſt und eine Zueignung oder Verwandlung einer andern Subſtanz in die meinige zugleich: das neue Product iſt von den beiden Factoren verſchieden, es iſt aus beiden gemiſcht. Ich

vernehme nun jede Veränderung der zugeeigneten Subſtanz als die meinige und eine fremde zugleich; als die meinige, in ſo fern ich ſie überhaupt vernehme; als eine fremde, in wie fern ich ſie ſo oder ſo beſtimmt vernehme. Jeder Action in jenem entſpricht eine gleichzeitige Action in mir, die Action des Vernehmens. Jeder Beſchaffenheit dort entſpricht eine vernehmende Erkenntniß-Beſchaffenheit in mir. Ich unterſcheide ſo viel Erkenntniß-Kräfte in mir, als es wirkende Kräfte dort giebt. Hier entſtehen eben die ſonderbaren Widerſprüche in uns, über uns ſelbſt. Wir würden ohne dieſe Beſeelung keine ſolche Unterſcheidungen in uns machen. So entſtehen nur dieſe Kräfte in uns mittelſt dieſer Beſeelung — Ich ſelbſt weiß mich, wie ich mich will, und will mich, wie ich mich weiß, weil ich meinen Willen will, weil ich abſolut will. In mir iſt alſo

Wiſſen und Willen vollkommen vereinigt. — Indem ich meinen Willen, meine That, beſonders noch vernehmen will, merke ich, daß ich auch einen Willen haben, etwas thun kann, ohne daß ich darum weiß; ferner, daß ich etwas wiſſen kann und weiß, ohne daß ich es gewollt habe. —

Das willkührlichſte Vorurtheil iſt, daß dem Menſchen das Vermögen außer ſich zu ſeyn, mit Bewußtſeyn jenſeits der Sinne zu ſeyn, verſagt ſey. Der Menſch vermag in jedem Augenblicke ein überſinnliches Weſen zu ſeyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freylich iſt die Beſonnenheit, Sichſelbſtfindung, in dieſem Zuſtande ſehr ſchwer, da er ſo unaufhörlich, ſo nothwendig mit dem Wechſel unſrer übrigen Zuſtände verbunden iſt. Je mehr wir uns aber dieſes Zuſtandes bewußt zu ſeyn vermögen, deſto lebendiger, mächtiger, genü-

gender iſt die Ueberzeugung, die daraus entſteht; der Glaube an ächte Offenbarungen des Geiſtes. Es iſt kein Schauen, Hören, Fühlen; es iſt aus allen dreyen zuſammengeſetzt, mehr als alles Dreyes; eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Anſicht meines wahrhafteſten, eigenſten Lebens. Die Gedanken verwandeln ſich in Geſetze, die Wünſche in Erfüllungen. Für den Schwachen iſt das Factum dieſes Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erſcheinung beſonders beym Anblick mancher menſchlichen Geſtalten und Geſichter, vorzüglich bey der Erblickung mancher Augen, mancher Mienen, mancher Bewegungen, beym Hören gewiſſer Worte, beym Leſen gewiſſer Stellen, bey gewiſſen Hinſichten auf Leben, Welt und Schickſal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereigniſſe, beſonders Jahrs- und Tageszeiten, liefern uns ſolche

Erfahrungen. Gewiſſe Stimmungen ſind vorzüglich ſolchen Offenbarungen günſtig. Die meiſten ſind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigſten bleibend. Hier iſt viel Unterſchied zwiſchen den Menſchen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andere mehr Verſtand für dieſelbe. Der letzte wird immer in ihrem ſanften Lichte bleiben, wenn der erſte nur abwechſelnde Erleuchtungen, aber hellere und mannichfaltigere hat. Dieſes Vermögen iſt ebenfalls empfänglich für Krankheit, die entweder Überfluß an Sinn und Mangel an Verſtand, oder Überfluß an Verſtand und Mangel an Sinn bezeichnet. —

Je mehr ſich unſre Sinne verfeinern, deſto fähiger werden ſie zur Unterſcheidung der Individuen. Der höchſte Sinn wäre die höchſte Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entſpräche das Talent der Fi-

zirung des Individuums, deſſen Fertigkeit und Energie relativ iſt. Wenn der Wille ſich in Beziehung auf dieſen Sinn äußert, ſo entſtehen die Leidenſchaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meiſterſchaft im Spiel ſeiner eignen Rolle verdankt man der Richtung dieſes Sinns auf ſich ſelbſt bey herrſchender Vernunft. —

Kunſt unſern Willen total zu realiſiren. Wir müſſen den Körper wie die Seele in unſre Gewalt bekommen. Der Körper iſt das Werkzeug zur Bildung und Modification der Welt; wir müſſen alſo unſern Körper zum allfähigen Organ auszubilden ſuchen. Modification unſers Werkzeugs iſt Modification der Welt. —

Sonderbar, daß das Innre der Menſchen nur ſo dürftig betrachtet und ſo geiſtlos behandelt worden iſt. Die ſogenannte Pſychologie gehört auch zu den Larven, die

die Stellen im Heiligthum eingenommen haben, wo ächte Götterbilder stehn sollten. Wie wenig hat man noch die Physik für das Gemüth, und das Gemüth für die Aussenwelt benutzt. Verstand, Phantasie, Vernunft, dies sind die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Uebergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzusuchen und ihren geselligen Verhältnissen nachzuspüren. Wer weiß, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorstehn. —

Wir haben zwei Systeme von Sinnen, die, so verschieden sie auch erscheinen, doch auf das innigste mit einander verwebt sind. Ein System heißt der Körper, Eins die Seele. Jenes steht in der Abhängigkeit von äußern Reizen, deren Inbegriff wir die Na-

tur, oder die äuſſere Welt nennen. Dieſes ſteht urſprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innerer Reize, den wir den Geiſt nennen, oder die Geiſterwelt. Gewöhnlich ſteht dieſes letztere Syſtem in einem Aſſociations-Nexus mit dem andern Syſtem und wird von dieſem afficirt. Dennoch ſind häufige Spuren eines umgekehrten Verhältniſſes anzutreffen, und man bemerkt bald, daß beide Syſteme eigentlich in einem vollkommenen Wechſelverhältniß ſtehn ſollten, in welchem jedes von ſeiner Welt afficirt, einen Einklang, keinen Einton bildete. Kurz, beide Welten, ſo wie beide Syſteme ſollen eine freye Harmonie, keine Disharmonie oder Monotonie bilden. Der Übergang von Monotonie zur Harmonie, wird freilich durch Disharmonie gehn, und nur am Ende wird eine Harmonie entſtehn. In der Periode der

Magie dient der Körper der Seele, oder der Geisterwelt. —

Iſt unſer Körper ſelbſt nichts, als eine gemeinſchaftliche Centralwirkung unſrer Sinne, haben wir Herrſchaft über die Sinne, vermögen wir ſie beliebig in Thätigkeit zu verſetzen, ſie gemeinſchaftlich zu centriren, ſo hängt es ja nur von uns ab, uns einen Körper zu geben, welchen wir wollen. Ja, ſind unſre Sinne nichts anders, als Modificationen des Denkorgans, des abſoluten Elements, ſo werden wir mit der Herrſchaft über dieſes Element auch unſre Sinne nach Gefallen modifiziren und dirigiren können. — Der Mahler hat ſo einigermaßen ſchon das Auge, der Muſiker das Ohr, der Poet die Einbildungskraft, das Sprachorgan und die Empfindungen, (oder vielmehr ſchon mehrere Organe zugleich, deren Wirkungen er vereinigt auf das Sprachorgan hinlenkt), der Philoſoph

das absolute Organ in seiner Gewalt, und wirkt durch sie beliebig, stellt durch sie Geisterwelt dar. Genie ist nichts, als Geist in diesem thätigen Gebrauch der Organe. Bisher haben wir nur einzeln Genie gehabt, der Geist soll aber total Genie werden. —

Auf dieselbe Art, wie wir die Bewegungen des Denkorgans zur Sprache bringen, wie wir sie in Geberden äußern, in Handlungen ausprägen, wie wir uns überhaupt willkührlich bewegen und aufhalten, unsre Bewegungen vereinigen und vereinzeln, auf eben dieselbe Art müssen wir auch die innern Organe unsers Körpers hemmen, vereinigen und vereinzeln lernen. Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Scham, der Freude, der Fantasie u. s. w. sind

Indicationen genug. Überdem hat man genugsam Beispiele von Menschen, die eine willkührliche Herrschaft über einzelne, gewöhnlich der Willkühr entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder sein eigner Arzt seyn, und sich ein vollständiges, sicheres und genaues Gefühl seines Körpers erwerben können, dann wird der Mensch erst wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht im Stande sogar seyn, verlohrne Glieder zu restauriren, sich bloß durch seinen Willen zu tödten, und dadurch erst wahre Aufschlüsse über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geisterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beseelen; er wird seine Sinne zwingen, ihm die Gestalt zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichsten Sinne in seiner Welt leben können. Dann wird er vermögend seyn, sich von seinem Körper zu

trennen, wenn er es für gut findet, er wird sehen, hören und fühlen, was, wie und in welcher Verbindung er will. —

Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die Empfindsamen ihren Verstand, die Leute von Verstand ihr Herz. Kein Akt ist gewöhnlicher in uns, als der Annihilisationsakt. Eben so gewöhnlich ist der Positionsakt. Wir setzen und nehmen etwas willkührlich so an, weil wir es wollen. Nicht aus bewußtem Eigensinn, denn hier wird wirklich mit Hinsicht auf unsern Willen etwas festgesetzt, sondern aus instinktartigem Eigensinn, der ebenfalls in der Trägheit seinen Grund hat. Es ist ein äußerst bequemes Verfahren, sich aller Mühe des Forschens zu überheben und allem innern und äußern Streit und Zwiespalt ein Ende zu machen. Es ist eine Art von Zauberei, durch die wir

die Welt umher nach unſrer Bequemlichkeit und Laune beſtellen. —

Glaube iſt ſchon eine Willkühr, Empfindungen in uns hervorzubringen; wir können und ſollen dieſes Vermögen, dieſe Fertigkeit noch unendlich vermehren und ausbilden. — Wenn wir blind, taub und fühllos wären, unſre Seele hingegen vollkommen offen, ſo wäre unſer Geiſt was uns jezt die äußere Welt iſt, und die innere Welt würde mit uns in eben dem Verhältniſſe ſtehn, in welchem wir uns jezt mit der äußern befinden, und wer weiß, ob wir einen Unterſchied gewahr würden, wenn wir beide Zuſtände vergleichen könnten. Wir würden manches fühlen, wofür uns nur der Sinn fehlte, z. B. Licht, Schall u. ſ. w. Wir würden nur Veränderungen hervorbringen können, die Gedanken ähnlich wären, und wir würden ein Beſtreben fühlen, uns jene Sinne zu

verſchaffen, die wir jezt äußere Sinne nennen. Vielleicht, daß wir nach und nach, durch mannichfache Beſtrebungen Augen, Ohren u. ſ. w. hervorbringen könnten, weil dann unſer Körper ſo in unſrer Gewalt ſtände, ſo einen Theil unſrer innern Welt ausmachte, wie jezt unſre Seele. Unſer Körper dürfte ebenfalls nicht ſo abſolut ſinnlos ſeyn, ſo wenig wie unſre Seele. Wer weiß, ob er nicht in ſo fern nur ſinnlos erſchiene, weil er einen Theil unſer ſelbſt ausmachte, und die innre Selbſtſcheidung, wodurch der Körper erſt ſehend, hörend und fühlend für unſer Bewußtſeyn würde, (unbeſchadet des Fortgangs und der Einwirkung der übrigen Welt, — jene Operation, wodurch wir uns auf mannichfaltige Art ſelbſt vernähmen) ſehr ſchwierig würde. Hier würde auch ein abſolut praktiſches und empiriſches Ich entſtehn. —

Durch Glauben armirt, verſtärkt man ſeine Kraft, ſeine Reitzbarkeit. Sollte Reitzbarkeit nichts als fortdauernde Action, geſpannte, permanente, ſich ſelbſt erhaltende Kraft ſeyn? Das Phänomen der Reitzbarkeit iſt Krampf. Alle Kraftäußerung iſt vorüberſchwindend. Bleibende Kraft iſt Stoff. Alle Kraft erſcheint nur im Übergehn. —

Wir ſollen nicht bloß Menſchen, wir ſollen auch mehr als Menſchen ſeyn. Menſch iſt überhaupt ſo viel als Univerſum. Es iſt nichts Beſtimmtes. Es kann und ſoll etwas Beſtimmtes und Unbeſtimmtes zugleich ſeyn. —

Alles, was der Menſch macht, iſt ein Menſch; oder (was das nehmliche iſt) ein Beſtandtheil des Menſchen, ein menſchliches Weſen. —

Wir ſind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, daß wir träumen. —

Unſer

Unſer Leben iſt kein Traum, aber es ſoll und wird vielleicht einer werden. —

Der Traum belehrt uns auf eine merkwürdige Weiſe von der Leichtigkeit unſrer Seele, in jedes Object einzudringen, ſich in jedes ſogleich zu verwandeln. —

Der Buſen iſt die in Geheimnißſtand erhobene Bruſt, die moraliſirte Bruſt. Ein geſtorbener Menſch iſt ein in abſoluten Geheimnißſtand erhobener Menſch. —

Das Äußere iſt ein in Geheimnißzuſtand erhobenes Innere. Vielleicht auch umgekehrt. —

Es iſt gewiß, daß eine Meinung ſehr viel gewinnt, ſobald ich weiß, daß irgend jemand davon überzeugt iſt, ſie wahrhaft annimmt. Freilich muß es auf eine Art ſeyn, deren Urſache nicht gleich in die Augen fällt. Die Autorität hat Gewicht, denn ſie macht eine Meinung myſtiſch, reizend. Geheim-

niſſe, ſind Armaturen, Condenſatoren des Divinations-, des Erkenntniß-Vermögens. —

Eine wahrhafte Liebe zu einer lebloſen Sache iſt wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu ſich ſelbſt. Wenn der Menſch erſt ein wahrhaftes innerliches Du hat, ſo entſteht ein höchſt geiſtiger und ſinnlicher Umgang und die höchſte Leidenſchaft iſt möglich. Genie iſt vielleicht nichts als Reſultat eines ſolchen innerlichen Pluralis. Die Geheimniſſe dieſes Umgangs ſind noch ſehr unbeleuchtet. —

Wünſche und Begehrungen ſind Flügel. Es giebt Wünſche und Begehrungen, die ſo wenig dem Zuſtande unſers irdiſchen Lebens angemeſſen ſind, daß wir ſicher auf einen Zuſtand ſchließen können, wo ſie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das ſie heben wird, und auf Inſeln, wo ſie ſich niederlaſſen können. —

Sollte es nicht ein Vermögen in uns geben, das dieselbe Rolle hier spielte, wie die Veste außer uns, der Äther, jene unsichtbare sichtbare Materie, der Stein der Weisen, der überall und nirgend, alles und nichts ist? Instinct oder Genie heißen wir sie, sie ist überall vorher; sie ist die Fülle der Zukunft, die Zeitenfülle überhaupt, das in der Zeit, was der Stein der Weisen im Raum ist: Vernunft, Fantasie, Verstand und Sinn sind nur ihre einzelnen Functionen. —

Genie ist gleichsam Seele der Seele, ein Verhältniß zwischen Seele und Geist. Man kann das Substrat oder Schema des Genie's füglich Idol nennen; das Idol ist ein Analogen des Menschen. —

Mit Instinct hat der Mensch angefangen, mit Instinct soll der Mensch endigen. Instinct ist das Genie im Paradiese, vor der Periode der Selbstabsonderung (Selbst-

erkenntniß). Der Mensch soll sich selbzweien, und nicht allein das, sondern auch selbdreien, u. s. w. —

Was ist die Natur? Ein encyklopädischer, systematischer Index, oder Plan unsers Geistes. Warum wollen wir uns mit dem bloßen Verzeichniß unsrer Schätze begnügen? Laßt sie uns selbst betrachten, und sie mannichfaltig bearbeiten und benutzen. Das Factum, das uns drückt, ist die Trägheit unsers Geistes. Durch Erweiterung und Bildung unsrer Thätigkeit werden wir uns selbst in das Factum verwandeln. Alles scheint auf uns hereinzuströmen, weil wir nicht hinaus strömen. Wir sind negativ, weil wir wollen; je positiver wir werden, desto negativer wird die Welt um uns her, bis am Ende keine Negation mehr seyn wird, sondern wir Alles in Allem sind. — Gott will Götter. —

Die Geisterwelt ist uns in der That

ſchon aufgeſchloſſen, ſie iſt immer offenbar. Würden wir plötzlich ſo elaſtiſch, als es nöthig wäre, ſo ſähen wir uns mitten in ihr. Unſer jetziger mangelhafter Zuſtand macht immer eine Heilmethode nöthig, ſie beſtand ehemals in Faſten und moraliſchen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die ſtärkende Methode nöthig. —

Alles, was wir erfahren, iſt eine Mittheilung; ſo iſt die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geiſtes. Die Zeit iſt nicht mehr, wo der Geiſt Gottes verſtändlich war, der Sinn der Welt iſt verlohren gegangen, wir ſind beim Buchſtaben ſtehen geblieben und haben das Erſcheinende über der Erſcheinung vergeſſen. — Ehemals war alles Geiſtererſcheinung, jetzt ſehen wir nichts als todte Wiederholung, die wir nicht verſtehn. Die Bedeutung der Hieroglyphe

fehlt. Wir leben noch von der Frucht beſſerer Zeiten. —

Eine ächt ſynthetiſche Perſon iſt eine Perſon, die mehrere Perſonen zugleich iſt, ein Genius. Jede Perſon iſt der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Perſonen zertheilt, doch auch Eine zu ſeyn. Die ächte Analyſe der Perſon als ſolche bringt Perſonen hervor; die Perſon kann nur in Perſonen ſich vereinzeln, ſich zertheilen und zerſetzen. Eine Perſon iſt eine Harmonie, keine Miſchung, keine Bewegung, keine Subſtanz, wie die Seele, Geiſt und Perſon ſind Eins. (Kraft und Urſache.) —

Wenn ihr die Gedanken nicht mittelbar (und zufällig) vernehmbar machen könnt, ſo macht doch umgekehrt die äußern Dinge unmittelbar (und willkührlich) vernehmbar, welches eben ſo viel iſt, als: wenn ihr die Gedanken nicht zu äußern Dingen

machen könnt, ſo macht die äußern Dinge zu Gedanken. Könnt ihr einen Gedanken nicht zur ſelbſtſtändigen, ſich von euch abſondernden, und nun euch fremd, d. h. äußerlich vorkommenden Seele machen, ſo verfahrt umgekehrt mit den äußerlichen Dingen und verwandelt ſie in Gedanken. Beide Operationen ſind idealiſtiſch, wer ſie beide vollkommen in ſeiner Gewalt hat, iſt der magiſche Idealiſt. Sollte nicht die Vollkommenheit jeder von dieſen beiden Operationen von der andern abhängig ſeyn? —

Alle Ueberzeugung iſt unabhängig von der Naturwahrheit; ſie bezieht ſich auf die magiſche, oder die Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, in ſo fern ſie Wunderwahrheit wird. Aller Beweis fußt auf Ueberzeugung, und iſt mithin nur ein Nothbehelf im Zuſtande des Mangels an durchgängiger Wunder-

wahrheit. Alle Naturwahrheiten beruhen demnach ebenfalls auf Wunderwahrheiten. —

Das Beſte am Brownſchen Syſtem iſt die große Zuverſicht, mit der Brown ſein Syſtem als allgemein geltend hinſtellt: es muß, es ſoll ſo ſeyn, Erfahrung und Natur mag ſagen, was ſie will. Darin liegt denn doch das Weſentliche jedes Syſtems, ſeine wirklich geltende Kraft: das Browniſche Syſtem wird dadurch zum ächten Syſtem für die Brownianer; dagegen läßt ſich mit Grunde nichts mehr erinnern. Je größer der Magus, deſto willkührlicher ſein Verfahren, ſein Spruch, ſeine Mittel. Jeder thut nach ſeiner eignen Art Wunder. —

Wer mit dem Meißel mahlen, muſiciren u. ſ. w. kurz zaubern könnte, bedürfte des Meißels nicht; der Meißel wäre ein Ueberfluß. —

Alle Bezauberung geſchieht durch par-

tielle Identification mit dem Bezauberten, den ich ſo zwingen kann, eine Sache ſo zu ſehn, zu glauben, zu fühlen, wie ich will. —

Der Zauberer iſt Poet. Der Prophet verhält ſich zum Zauberer, wie der Mann von Geſchmack zum Dichter. —

Vielleicht kann man mittelſt eines dem Schachſpiel ähnlichen Spiels Gedankenconſtructionen zu Stande bringen. Das chemalige logiſche Disputirſpiel glich ganz einem Brettſpiel. —

Die Magie iſt von Philoſophie u. ſ. w. ganz verſchieden und bildet eine Welt, eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt für ſich. —

Alle Erfahrung iſt Magie und nur magiſch erklärbar. — Der Empirismus endigt mit einer einzigen Idee, wie der Rationalismus mit einer einzigen Erfahrung anfängt. —

Der thätige Gebrauch der Organe iſt

nichts als magiſches, wunderthätiges Denken, oder willkührlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille iſt nichts als magiſches kräftiges Denkvermögen. —

Vielleicht iſt Denken eine zu ſchnelle, zu ungeheure Kraft, um wirkſam zu ſeyn, oder die Dinge ſind zu gute Leiter der Denkkraft. —

Der phyſiſche Magus weiß die Natur zu beleben und willkührlich, wie ſeinen Leib zu behandeln. —

Wer rechten Sinn für den Zufall hat, der kann alles Zufällige zur Beſtimmung eines unbekannten Zufalls benutzen; er kann das Schickſal mit gleichem Glück in den Stellungen der Geſtirne, als in Sandkörnern, Vogelflug und Figuren ſuchen. —

Sollte ein König, der zugleich moraliſches Genie iſt, nicht von ſelbſt unſterblich ſeyn? — Allmählige Vermehrung des innern

Reines iſt die Hauptſorge des Künſtlers der Unſterblichkeit. Mit welchem Recht kann man hier nicht ſagen, auch darin haben die Dichter auf eine ſonderbare Weiſe wahrgeſagt, daß die Muſen allein Unſterblichkeit geben. Dadurch tritt der Stand eines Gelehrten in eine höhere Region. —

Gefährliche Gedanken. Nähern ſich etwa manche Gedanken der magiſchen Gränze? Werden manche ipso facto wahr? —

Der größte Zauberer würde der ſeyn, der ſich zugleich ſo bezaubern könnte, daß ihm ſeine Zaubereien wie fremde, ſelbſtmächtige Erſcheinungen vorkämen. Könnte dies nicht mit uns wirklich der Fall ſeyn? —

III.

Wunder ſtehn mit naturgeſetzlichen Wirkungen in Wechſel: ſie beſchränken einander gegenſeitig, und machen zuſammen ein Ganzes aus. Sie ſind vereinigt, indem ſie ſich gegenſeitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit und umgekehrt. —

Die Natur iſt das Ideal. Das wahre Ideal iſt möglich, wirklich und nothwendig zugleich. —

Die Phyſik iſt nichts als die Lehre von der Phantaſie. —

Die Natur iſt eine verſteinerte Zauberſtadt. —

Unſre neuern Phyſiker arbeiten in's Groſſe, ſprechen vom Bau des Univerſums, und darüber wird nichts fertig, kein wahrer Schritt gethan. Entweder zaubern, oder handwerksmäßig, mit Nachdenken und Geiſt arbeiten. —

Es müßte unterſucht werden, ob ſich nicht die Natur mit wachſender Kultur weſentlich verändert hat. —

Iſt die Natur immer geſetzmäßig geweſen, und wird ſie immer geſetzmäßig bleiben? —

Man kann ſagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menſchen in Rückſicht auf Organiſation ſey; man kann ſagen, daß ſie unter ihm, und er das höchſte Weſen ſey. — Sie ſcheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verſtand und ihre Phantaſie ſcheinen ſich zu den unſrigen zu verhalten, wie unſer Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geſchloſſenen Körper, als einen Baum anſehen, an welchem wir die Blüthenknoſpen ſind. — Naturen ſind ſolche Weſen, bey denen das Ganze den Gliedern dient, bei denen die

Glieder Zwecke an sich, selbstständig sind: Personen hingegen, wo das umgekehrte Verhältniß statt findet. Wo beide wechselsweise sich necessitiren und jedes oder vielmehr keins Zweck an sich ist, diese sind Mittelwesen zwischen Natur und Person. Dies sind die Extreme, die durch verschiede Mittelglieder zusammen hängen. —

Die Welt ist Resultat eines unendlichen Mißverständnisses, und unsre eigne innere Pluralität ist der Grund der Weltanschauung. —

Überall wird eine Kraft oder Action transitorisch sichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewissen eintretenden Bedingungen (Berührungen) sich zu offenbaren, wirksam zu werden scheint. Diese mystische Kraft scheint die Kraft der Lust und Unlust zu seyn, deren begeisternde Wirkungen wir so ausge-

zeichnet in den wollüſtigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenſchaft beſitzt, hat auch eine Grenze dieſer Eigenſchaft, einen Eigenſchafts-Punkt, wo ſie ſenſibel wird, wo ſie entſteht, erſcheint. Die Eigenſchaft iſt das weibliche Prinzip, das Subjekt, der Reiz iſt das männliche Prinzip, das Objekt. —

Alle Anziehung geſchieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirkſame, Wirkliche, Senſible iſt ſchon ſubaltern, Reſultat einer Antitheſe, einer Zerſetzung. Das Ächte, Wahrhafte iſt nicht ſenſibel. Subjekt und Objekt ſind alſo auch ſchon Antitheſen. —

Trieb und Raum haben viel Ähnlichkeit. Jeder Körper iſt ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum iſt ein

Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum, iſt eine Seele. —

Der Raum ein Niederſchlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Foſſils durch die Natur und Individualität ſeines Planeten, deſſen Natur und Individualität durch die ſeines Syſtems, deſſen Natur und Individualität durch die ſeiner Milchſtraße, und ſo fort, beſtimmt iſt; ſo verhält es ſich auch mit dem Menſchen, wenn wir unter Menſchheit das Vernunftproduct oder Weſen im Weltganzen verſtehen; die Natur und Individualität der Menſchheit, dieſes Planeten, iſt durch die ſeines Syſtems, und ſo fort, beſtimmt. Wir ſind nur in dieſer Welt dieſe beſchränkten Weſen, doch nicht für immer beſchränkt. —

Aechte Producte müſſen das Producirende

de wider produciren. Aus dem Erzeugten entſteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft iſt organiſche Elaſticität. —

Gefühl iſt gebildete (organiſirte) Bewegung. — Empfindung iſt das dem Verſtande aſſimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloßer Leiter der Sollicitation iſt, den die Sollicitation nicht weckt. Der abſolute Nichtleiter der Sollicitation iſt wieder todt zu nennen. So ſehen wir, daß das ſenſible Leben an ſich ein Halbzuſtand iſt, worin wir die Körper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterſchied zwiſchen Leben und Tod, daß es ein abſolut poſitives und negatives Leben, die beide nicht ſenſibel ſind, giebt, daß Leben und Tod relative Begriffe ſind. Leben mit menſchlicher, thieriſcher und Pflanzen-Organi-

ſation iſt etwas höheres, ſo wie gewöhnlicher Tod Trennungsproceß von Leben und Organiſation. Leben ohne Organiſation, und Organiſation ohne Leben ſind etwas ſehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beide beſtimmt und beide wechſelſeitig potenzirt, beiden höhere Bedeutung giebt, auf dieſe kömmt es an. —

Leben iſt, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung, und der graduellen Negation fähig. Bricht es ſich auch wie dieſes in Farben? Der Nutritions-Proceß iſt nicht Urſache, ſondern Folge vom Leben. —

Licht iſt Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, fähret es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, iſt rein, einfach. —

Jeder durchſichtige Körper iſt in einem

höhern Zuſtande, er ſcheint eine Art des Bewußtſeyns zu haben. —

Die ſpecifiſche Schwere der Erde iſt beinahe die des Diamants. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Erde ein Diamant innerlich iſt, welches auch aus andern Gründen ſehr wahrſcheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze iſt ein Halbthier, daher ſie zum Theil in der Erde, der groſſen Pflanze, zum Theil in der Luft lebt. — Die Erde iſt das große Nahrungsmittel der Luft. Die Luft iſt ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickſtoffs und Oxygene in der Luft iſt durchaus animaliſch, nicht bloß chemiſch. —

Das Leben der Pflanzen iſt, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieſes ein unaufhörliches Eſſen und Befruchten. Wie das Weib das höchſte

sichtbare Nahrungsmittel ist, das den Uebergang vom Körper zur Seele macht, so sind auch die Geschlechtstheile die höchsten äußern Organe, die den Uebergang von sichtbaren und unsichtbaren Organen machen. —

Die Bäume scheinen unter allen Pflanzen die edelsten, weil ihre unzähligen Individuen so sehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichsam schon Pflanzen auf Pflanzen sind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantasie u. s. w. Es giebt unter Thieren und Pflanzen Natur-Caricaturen. Im Thierreiche war die Natur am witzigsten, hier ist sie durchaus humoristisch. — Die Stein- und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantasie. In der Menschenwelt zeigt sich die vernünftige Natur, mit Phantasie und Witz geschmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blu-

men. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrschaft. —

Vernunftlosigkeit gehört in den Charakter des Thieres. Sichtbare Unvernunft ist Charakter des Thierkörpers, der Charakter des Menschenkörpers sichtbare Vernünftigkeit. —

Der Mensch ist diejenige Substanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polarisirt. Die Welt des Menschen ist Welt, ist so mannichfach, als er mannichfach ist. Die Welt der Thiere ist schon viel ärmer und so herunter. —

Die Denkorgane sind die Weltzeugungs-, die Naturgeschlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel ist die Seele des Sternsystems, und dieses sein Körper. —

Alles angenehme Gefühl ist Friction; al

les angenehme Gefühl reizt die Seele zur positiven Mitwirkung. —

Wer bey Erklärung des Organismus keine Rücksicht auf die Seele nimmt und das geheimnißvolle Band zwischen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen.

Leben ist vielleicht nichts anders, als das Resultat dieser Vereinigung, die Action dieser Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunst, Eines Geistes seyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Producte der weiblichen Natur und des männlichen Geistes, und die Thiere die Producte der männlichen Natur und des weiblichen Geistes seyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur?

Ein Kind iſt eine ſichtbar gewordene Liebe. — Wir ſelbſt ſind ein ſichtbar gewordener Keim der Liebe zwiſchen Natur und Geiſt oder Kunſt.

Sprechen und hören iſt befruchten und empfangen. —

Anſchauen iſt ein elaſtiſcher Genuß. Das Bedürfniß eines Gegenſtandes iſt ſchon Reſultat einer Berührung in Diſtanz. —

Die Menſchheit iſt der höhere Sinn unſers Planeten, der Stern, der dieſes Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geiſt ſtrebt, den Reiz zu abſorbiren, ihn reizt das Fremdartige. Verwandlung des Fremden in ein Eignes, Zueignung iſt alſo das unaufhörliche Geſchäft des Geiſtes. Einſt ſoll kein Reiz und kein Fremdes mehr ſeyn, der Geiſt ſoll ſich ſelbſt fremd und reizend ſeyn, oder abſichtlich machen können.

Jetzt ist der Geist aus Instinct Geist, ein Naturgeist, er soll ein Vernunftgeist, aus Besonnenheit und durch Kunst Geist seyn. —

Der menschliche Geist kann die äußern Symptome und ihre Compositionen approximando nachmachen, er muß also Analogie mit den Bestandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frei, so kann auch nichts gezwungen seyn, als der Geist. Nur ein Geist kann wozu gezwungen werden. Was sich also zwingen läßt, ist Geist, in so fern es sich zwingen läßt. —

Leben ist eine Krankheit des Geistes, ein leidenschaftliches Thun. —

Dem Geiste ist Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiste her. —

Mit der Welt entsteht die Begierde. Ein Hang zum Zerfließen, oder die Schwere. —

Luftvernichtung iſt Herſtellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geiſt ſind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts. —

Freiheit und Unſterblichkeit gehört wie Raum und Zeit zuſammen; wie Welt und Ewigkeit gleichſam Raum und Zeit ausfüllen, ſo füllt Allmacht und Allgegenwart jene beiden Sphären. Gott iſt die Sphäre der Tugend. (Zur Allmacht gehört Allwiſſenheit.) — Die Seele iſt ein conſonirter Körper. Vocale hießen bei den Hebräern Buchſtaben-Seelen. —

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung ſteht, ſo die Seele mit dem Geiſte. Beide Bahnen laufen vom Menſchen aus und endigen in Gott. Beide Weltumſegler begegnen ſich in correſpondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müſſen auf Mittel den-

keit, trotz der Entfernung, beisammen zu bleiben, und zugleich gemeinschaftlich beide Reisen zu machen.

Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung in der Natur. — —

Zum Experimentiren gehört Natur-Genie, d. i. wunderartige Fähigkeit den Sinn der Natur zu treffen, und in ihrem Geiste zu handeln. Der ächte Beobachter ist Künstler; er ahndet das Bedeutende, und weiß aus dem seltsamen, vorüberstreichenden Gemisch von Erscheinungen die wichtigen heraus zu fühlen. —

Eine ganz eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebst dem deutlichsten Verstande und dem ruhigsten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erst eine ganze Nation Leiden-

ſchaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort ſeine Naturforſcher und Laboratorien hat, dann wird man erſt Fortſchritte auf dieſer koloſſaliſchen Bahn machen, die mit ihr im Verhältniß ſtehn. —

Wir leben in einem Thiere als paraſithiſche Thiere. Die Conſtitution dieſes Thiers beſtimmt die unſrige, et vice versa. Die Bedingungs-Verhältniſſe der atmoſphäriſchen Beſtandtheile ſind vielleicht ſehr mit den Bedingungs-Verhältniſſen derſelben Beſtandtheile im organiſchen Körper übereinſtimmend. —

Die atmoſphäriſche Luft iſt kryſtalliniſcher Beſchaffenheit. —

Es kann oft regnen, ohne daß ein Tropfen herunter kömmt. Bei heftigem Winde ſind die Tropfen klein, wegen der ſchnellen Verdunſtung. Dieſe Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft, oder von

ihrer wenigen Verschluckungsfähigkeit, oder von dem Daseyn eines niederschlagenden Mittels in großer Menge: daher die gemeine Meinung eines starken, darauf folgenden Regens. Wind befördert die Capacität der Luft für das Wasser, er befördert die Verdunstung und daher kein Regen zur selben Zeit. Kälte vermehrt auch die Capacität der Luft, daher man oft sagt, es sei zu kalt zum Regnen. —

Sollte man nicht Gährung der Verbrennung entgegen setzen können, positive und negative Flamme? —

Sollten die ätherischen Öle die Pflanzenseelen seyn, und darinn auch der Unterschied der Weine, u. s. w. liegen? —

Galvanismus zwischen zwei, drei und mehreren Menschen, vermöge der Metalle. —

Sieht man etwa jeden Körper nur so

weit, als er sich selbst sieht, und man sich selbst sieht? —

Das Licht ist unstreitig galvanisches Produkt, bei ihm ist offenbar actio in distans. Die Luft ist Leiter dieser Action. Spiegelnde Körper sind Nichtleiter leitender Flächen. —

Unser Denken ist schlechterdings nur eine Galvanisation, eine Berührung des irdischen Geistes, der geistigen Atmosphäre, durch einen himmlischen, überirdischen Geist. Alles Denken u. s. w. ist also an sich schon eine Enmpraxis im höheren Sinn. Die Denklehre entspricht der Meteorologie. —

Alle Actionen, selbst die des Denkens, werden auf die actio in distans zurückgeführt werden. —

Seele und Körper wirken galvanisch auf einander, wenigstens auf eine analoge Art, deren Gesetze aber in einer höhern Region liegen. —

Der Geist galvanisirt die Seele, mittelst der gröbern Sinne, seine Selbstthätigkeit ist Galvanismus, Selbstberührung en trois. —

Wenn unser körperliches Leben ein Verbrennen ist, so ist auch wohl unser geistiges eine Combustion; (oder ist dies gerade umgekehrt?) der Tod also vielleicht eine Veränderung der Capacität. —

Die Seele desoxydirt. Daher manche Langeweile und selbst körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bei gestörtem Denken (Empfinden.). Sollte Denken oxydiren, Empfinden desoxydiren? —

Wenn alles Anschießen, Festwerden und Verdichten mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet ist, so macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müßiggehn und die Absonderung kalt.

und es lassen sich überhaupt manche Phäno-mene der Seele hieraus erklären. —

Ritters Ansicht der Entstehung und Ver-schwindung der Stoffe giebt auch Licht über den Tod. Wer weiß, wo wir in dem Au-genblicke anschießen, indem wir hier ver-schwinden? Muß denn auf allen Weltkör-pern einerlei Art der Erzeugung seyn? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahr-scheinlich, daß es die Sonne seyn könnte, wo wir wieder abgesetzt werden. — —

Die Natur ist Feindin ewiger Besitzun-gen. Sie zerstört nach festen Gesetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merk-male der Formation. Allen Geschlechtern gehört die Erde; jeder hat Anspruch auf al-les. Die frühern dürfen diesem Primogeni-turzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erlischt zu bestimmten Zei-ten. Die Amelioration und Deterioration

ſtehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum iſt, wodurch ich nur die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, ſo kann ich durch den Verluſt dieſes Eigenthums nicht mich ſelbſt einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieſer Fürſtenſchule, und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitſchüler nachfolgen. —

Der Sitz der Seele iſt da, wo ſich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo ſie ſich durchdringen, iſt er in jedem Punkte der Durchdringung. —

Sollte die Seele ebenfalls ein künſtliches oder zufälliges Produkt ſeyn? Auch der Sitz der Seele, iſt er willkührlich oder zufällig? —

Der Sitz der Seele iſt bald hier, bald da, bald an mehrern Orten zugleich; er iſt veränderlich, und ſo auch der Sitz ihrer

Hauvt-

Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenſchaften kennen lernt. —

Schmerz und Angſt bezeichnen die träumenden Glieder der Seele, körperliche Luſt und Unluſt ſind Traumprodukte; die Seele iſt nur zum Theil wach: wo ſie träumt, wie z. B. in den unwillkührlichen Organen, (wohin in gewiſſer Hinſicht der ganze Körper gehört) empfindet ſie Luſt und Unluſt. Schmerz und Kitzel ſind Senſationen der gebundenen Seele. —

Schlaf iſt ein vermiſchter Zuſtand des Körpers und der Seele, im Schlafe iſt Körper und Seele chemiſch verbunden. Im Schlafe iſt die Seele durch den Körper gleichmäßig vertheilt, der Menſch iſt neutraliſirt. Wachen iſt ein getheilter, polariſcher Zuſtand; im Wachen iſt die Seele punctirt, localiſirt. — Schlaf iſt Seelenverdauung, der Körper verdaut die Seele. (Entziehung des

Seelenreitzes.) Wachen ist Einwirkungsstand des Seelenreitzes, der Körper genießt die Seele. Im Schlafe sind die Bande des Systems locker, im Wachen angezogen. —

Der Trieb unsrer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben ist eine erzwungene Oxydation. —

Die Flamme ist thierischer Natur. —

Es giebt vier Arten von Flammen: 1) diejenigen, deren Excremente die unorganischen Naturen sind; 2) deren Excremente Pflanzen, 3) deren Excremente Thiere, 4) deren Excremente Menschen sind. Je höher die Flamme, je künstlicher, desto complicirter, gebildeter das Excrement. Alles Fressen ist ein Assimilations-Proceß, Verbindungs-, Generations-Proceß. Die Flamme ist das Gefräßige κατ' ἐξοχήν.

Wasser ist eine nasse Flamme. —

Je lebhafter das zu Freſſende widerſteht, deſto lebhafter wird die Flamme des Genußmomentes ſeyn. Anwendung auf das Oxygen. Das Weib iſt unſer Oxygen. —

Traurigkeit iſt Symptom, eine Stimmung der Secretion. Freude Symptom des Genuſſes, der Nutrition. —

Sollte Kälte wirklich die Muskeln ſtärken, ſo müßte Witz, Scherz und Leichtſinn auch wohl die geiſtigen Muskeln ſtärken und erfriſchen, und ſo wäre die Vermiſchung des Luſtigen und Ernſthaften, die Verwebung des Lächerlichen mit dem Heiligen vielleicht eine ſehr wohlthätige und heilſame Verbindung. —

Das Weinen iſt eine ſthenische Kriſis, das Rührende iſt das Gegentheil des Lächerlichen. Das Rührende fängt mit Abſpannung an und ſpannt plötzlich; das Rührende oder das Eindringende dringt ſchnell ein, ehe

man Zeit hat, ſich zu faſſen, es iſt eine Überſättigung, ein Weichwerden, Zerfließen, Schmelzen. Das Lachen iſt ein Abſonderungs-, dieſes ein Einſchluckungs-Proceß; jenes ein Flüchtigwerden (daher die Kälte des Lächerlichen), dies ein Gerinnen, Starrwerden, daher die Wärme. Weinen und lachen mit ihren Modificationen gehören ſo zum Seelenleben, wie eſſen und ſecerniren zum körperlichen Leben. Weinen iſt das Syſtem der Arterien, Lachen das der Venen. —

Klarer Verſtand mit warmer Phantaſie verſchwiſtert, iſt die ächte Geſundheit-bringende Seelenkoſt. Der Verſtand thut lauter vorhergeſehene beſtimmte Schritte. —

Iſt denken auch abſondern? Dann iſt empfinden vielleicht freſſen. Selbſtdenken iſt vielleicht ein Lebensproceß, Freß- und Abſonderungs-Proceß zugleich; Denken und Empfinden zugleich. —

Der Baum kann mir zur blühenden Flamme, der Menſch zur ſprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden. —

Sinn und Kraft ſind in einer beſtimmten Sphäre polar. Was jenen erhöht, vermindert dieſe, und was dieſe vermehrt, ſtumpft jenen ab. Der ganze menſchliche Körper beſteht aus Sinn und Kraft, und ihren Organen Nerv und Muskel —

Der Menſch muß nicht allein an ſtärkere Reitze, ſondern auch an ſchnellere Abwechſelungen gewöhnt werden. Dieſe beiden Geſichtspuncte gehören in die Kunſtlehre der Unſterblichkeit. —

Je mannichfacher der Reitz, deſto ſchwächere Reitzbarkeit für den einzelnen Reitz. Anwendung auf die Phyſik. Es ſoll aber einſt höchſte Mannichfaltigkeit und höchſte Energie vereinigt ſeyn. Anwendung auf Phyſik. Der höchſte Reitz verlangt die ge-

ringſte Reißbarkeit, ſo wie die höchſte Reißbarkeit den geringſten Reiß verlangt. Jedes Individuum hat ſein beſtimmtes Maaß oder Geſundheits-Verhältniß, unter oder über dieſem Maaß ſind ſeine Krankheiten. Das wäre das vollkommen geſunde Individuum, deſſen Geſundheits-Sphäre auch die Sphäre der Kräfte mit inbegriffe, ſo wie dasjenige Volk am gebildetſten ſeyn würde, deſſen Proſa, Rede, Geſpräch die ganze Sphäre der Poeſie und des Geſanges mit einſchlöſſe, wo kein Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa wäre. —

Willkührliche Glieder ſind Sinne im ſtrengeren Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbeſſerung des Menſchengeſchlechtes, der Graderhöhung der Menſchheit. Bildung und Vermehrung der Seele iſt das wichtigſte und erſte Unternehmen. Äußere

Reize haben wir ſchon in unſrer Hand, und mit ihnen die Reizbarkeit; es kommt nun vorzüglich auf Vermehrung und Bildung der Senſibilität, und zwar auf die Weiſe an, daß die Reizbarkeit und der äußere Reiz nicht dabey leiden und vernachläßigt werden, denn ſonſt webt man ein ſehr zerreißbares Gewebe. Die Sinne im ſtrengeren Sinn ſind viel animirter, als die übrigen Organe; der übrige Körper ſoll ihnen nachfolgen und ſie ſollen zugleich mehr animirt werden, und ſo ins Unendliche. Der übrige Körper ſoll auch immer willkührlicher werden, ſo wie ſie es ſind. Vielleicht entſteht aus der Disproportion der Sinne und des übrigen Körpers die Nothwendigkeit des Schlafs. Der Schlaf muß die Folgen der übermäßigen Reizung der Sinne für den übrigen Körper wieder gut machen. Der Schlaf iſt nur den Planeten-Bewohnern ei-

gen. Einſt wird der Menſch beſtändig zugleich ſchlafen und wachen. Der größte Theil unſers Körpers, unſrer Menſchheit ſelbſt, ſchläft noch tiefen Schlummer. —

Die Sinne ſind an den Thieren, was Blätter und Blüthen an den Pflanzen ſind. Die Blüthen ſind Allegorieen des Bewußtſeyns, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung iſt der Zweck dieſer höheren Blüthe, eine höhere Erhaltung: bey den Menſchen iſt es das Organ der Unſterblichkeit, einer progreſſiven Fortpflanzung der Perſonalität. —

Unſre Sinne ſind höhere Thiere. Aus ihnen entſteht ein noch höherer Animalismus. —

Nerven ſind höhere Wurzeln der Sinne. —

Das Ideal einer vollkommenen Geſundheit iſt bloß wiſſenſchaftlich intereſſant.

Krankheit gehört zur Individualisirung. Es gilt hier, wie auch bey den menschlichen Gemüthern gerade das, was in der bildenden Kunst von dem Doryphorus oder dem Canon gilt. —

Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zu Leiden ist der Mensch gebohren. Je hülfloser, desto empfänglicher für Moral und Religion. —

Vergänglichkeit, Gebrechlichkeit, ist der Charakter der mit Geist verbundenen Natur. Es zeugt von der Thätigkeit und Universalität, von der erhabenen Personalität des Geistes. —

Alles ist von selbst ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ist gerade ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit ist ein Zeichen (sit venia verbis) geistloser Wesen. Die

Vollendung iſt die Syntheſis von Ewigkeit und Zeitlichkeit. —

Es hat von jeher nur Eine Krankheit, mithin auch nur Eine Univerſal-Arzney gegeben. Mit der Senſibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur. Es iſt damit Freiheit, Willkühr in die Natur gebracht, und damit Sünde, Verſtoß gegen den Willen der Natur, die Urſache alles Uebels. Es giebt nur ſolche Muskelkrankheiten, die aus Nervendespotismus entſtehn. Der ſittliche Menſch muß auch eine freie Natur haben, eine gegenſtrebende, eine zu erziehende, eine eigenthümliche Natur. —

Krankheiten, beſonders langwierige, ſind Lehrjahre der Lebenskunſt und der Gemüthsbildung. Man muß ſie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen ſuchen. Iſt denn nicht das Leben des gebildeten Menſchen eine beſtändige Aufforderung zum Lernen? Der

gebildete Menſch lebt durchaus für die Zukunft, ſein Leben iſt Kampf, ſeine Erhaltung und ſein Zweck Wiſſenſchaft und Kunſt. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, ſondern in Jahren u. ſ. w. zu leben, deſto edler wird man. Die haſtige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geiſtes geht in große, ruhige, einfache und vielumfaſſende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet ſich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, dieſe Grundveſten unſers Daſeyns. — Jede Bedrängniß der Natur iſt eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Liebe iſt durchaus Krankheit, daher die wunderbare Bedeutung des Chriſtenthums. —

Auch die Inoculation des Todes wird in einer künftigen allgemeinen Therapie nicht fehlen; ſo wie manche Krankheiten unter den

Erziehungs-Methoden ſtehn, und von den Pädagogen dazu die Heilkunde requiriret werden wird. —

Die Seele iſt unter allen Giften das ſtärkſte. Sie iſt der durchdringlichſte, diffuſibelſte Reitz; alle Seelenwirkungen ſind daher bei Local-Übeln und entzündlichen Krankheiten höchſt ſchädlich. —

Jede Heilung iſt ein muſikaliſches Problem, die Heilung eine muſikaliſche Auflöſung. Je kürzer und dennoch vollſtändiger die Auflöſung, deſto größer das muſikaliſche Talent des Arztes. —

Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kuriren können? —

Jedes ſpezifiſche Organ z. B. Leber, Gallenblaſe, Nieren, Magen, Drüſen u. ſ. w. erhält zuvörderſt ſich ſelbſt, bereitet ſich ſelbſt. Seine Abſonderungen hangen von dieſem eigenthümlichen Nahrungsprozeſſe ab. Jedes

dieſer Gefäße iſt eine lebendige Concretion eines ſpecifiſchen Grades der Miſchung ſeiner Beſtandtheile. --

Polypen, wildes Fleiſch, Krebs, Brand, ſind vollkommene Schmarotzerthiere oder Thierpflanzen, ſie wachſen, ſie werden erzeugt, ſie zeugen, ſie haben ihre Organiſation, ſie ſecerniren, ſie eſſen. —

Je geiſtvoller, gebildeter ein Menſch iſt, deſto perſönlicher ſind ſeine Glieder, z. B. ſeine Augen, ſeine Hand, ſeine Finger, u. ſ. w. —

Unſre Lippen haben oft viel Ähnlichkeit mit den beiden Irrlichtern in Goethe's Märchen. Die Augen ſind das höhere Geſchwiſterpaar der Lippen, ſie ſchließen und öffnen eine heiligere Grotte, als der Mund iſt: die Ohren ſind die Schlange, die das begierig verſchluckt, was die Irrlichter fallen laſſen. Mund und Augen haben eine ähnli-

che Form. Die Wimpern ſind die Lippen, der Apfel die Zunge und der Gaumen, und der Stern die Kehle. Die Naſe iſt die Stirn des Mundes, und die Stirn die Naſe der Augen. Jedes Auge hat ſein Kinn am Wangenknochen. —

Es giebt nur Einen Tempel in der Welt und das iſt der menſchliche Körper. Nichts iſt heiliger als dieſe hohe Geſtalt. Das Bücken vor Menſchen iſt eine Huldigung dieſer Offenbarung im Fleiſch. — Man berühret den Himmel, wenn man einen Menſchenleib betaſtet. —

Der Menſch iſt eine Sonne, ſeine Sinne ſind die Planeten. — —

Der Menſch hat immer ſymboliſche Philoſophie ſeines Weſens in ſeinen Werken und ſeinem Thun und Laſſen ausgedrückt. Er verkündigt ſich und ſein Evangelium der Natur, er iſt der Meſſias der Natur. —

Die Hand wird beim Mahler Sitz eines Inſtinkts, ſo auch beim Muſiker, der Fuß beim Tänzer, das Geſicht beim Schauſpieler, u. ſ. w. —

Wie der Mahler mit ganz andern Augen, als der gemeine Menſch, die ſichtbaren Gegenſtände ſieht, ſo erfähret auch der Dichter die Begebenheiten der äußern und innern Welt auf eine ſehr verſchiedene Weiſe vom gewöhnlichen Menſchen. Nirgend aber iſt es auffallender, daß es nur der Geiſt iſt, der die Gegenſtände, die Veränderungen des Stoffes poetiſirt, und daß das Schöne, der Gegenſtand der Kunſt, uns nicht gegeben wird, oder in den Erſcheinungen ſchon fertig liegt, als in der Muſik. Alle Töne, die die Natur hervorbringt, ſind rauh und geiſtlos, nur der muſikaliſchen Seele dünkt oft das Rauſchen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Geſang der Nachtigall, das

Plätschern des Bachs melodisch und bedeutsam. Der Musiker nimmt das Wesen seiner Kunst aus sich, auch nicht der leiseste Verdacht von Nachahmung kann ihn treffen. Dem Mahler scheint die sichtbare Natur überall vorzuarbeiten, durchaus sein unerreichbares Muster zu seyn: eigentlich ist aber die Kunst des Mahlers so unabhängig, so ganz a priori entstanden, als die Kunst des Musikers. Der Mahler bedient sich nur einer unendlich schwereren Zeichensprache, als der Musiker, der Mahler mahlt eigentlich mit dem Auge: seine Kunst ist die Kunst regelmäßig und schön zu sehen. Sehen ist hier ganz aktiv, durchaus bildende Thätigkeit. Sein Bild ist nur seine Chiffer, sein Ausdruck, sein Werkzeug der Reproduktion. Man vergleiche mit dieser künstlichen Chiffer die Note. Die mannichfaltige Bewegung der Finger, der Füße und des Mundes

dürfte

dürfte der Muſiker noch eher dem Bilde des Mahlers entgegen ſtellen. Der Muſiker hört eigentlich auch activ, er hört heraus. Freilich iſt dieſer umgekehrte Gebrauch der Sinne den Meiſten ein Geheimniß, aber jeder Künſtler wird es ſich mehr oder minder deutlich bewußt ſeyn. Faſt jeder Menſch iſt in geringem Grade ſchon Künſtler, er ſieht in der That heraus und nicht herein, er fühlt heraus und nicht herein. Der Hauptunterſchied iſt der: der Künſtler hat den Keim des ſelbſtbildenden Lebens in ſeinen Organen belebt, die Reizbarkeit derſelben für den Geiſt erhöht, und iſt mithin im Stande, Ideen nach Belieben, ohne äuſſere Sollicitation, durch ſie heraus zu ſtrömen, ſie als Werkzeuge zu beliebigen Modificationen der wirklichen Welt zu gebrauchen; dagegen ſie beim Nicht-Künſtler nur durch Hinzutritt einer äußern Sollicitation anſprechen, und der

Geiſt, wie die träge Materie, unter den Grundgeſetzen der Mechanik, (daß alle Veränderungen eine äußere Urſache vorausſetzen, und Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich ſeyn müſſen) zu ſtehn, oder ſich dieſem Zwange zu unterwerfen ſcheint. Tröſtlich iſt es wenigſtens zu wiſſen, daß dieſes mechaniſche Verhalten dem Geiſte unnatürlich, und, wie alle geiſtige Unnatur, zeitlich ſey. —

Sollten die Geberden wirklich grammatiſch, ſymboliſch, oder ausdrucksvoll ſeyn? Ich glaube nicht, daß ſie es ſeyn ſollen, aber ſie würden es ſeyn, wenn ſie natürlich im idealiſchen Sinne, Producte der idealiſchen Aſſociation der innern und äußern Gliedmaßen ſind. Sie gehören zum Reſſort der Tanzkunſt. —

Jedes Kunſtwerk hat ein Ideal a priori, eine Nothwendigkeit bey ſich, da zu ſeyn. —

Man ſollte plaſtiſche Kunſtwerke nie ohne Muſik ſehen, muſikaliſche Kunſtwerke hingegen nur in ſchön decorirten Sälen hören. —

Die Sculptur und die Muſik ſind ſich, als entgegengeſetzte Härten, gegenüber. Die Mahlerei macht ſchon den Uebergang. Die Sculptur iſt das gebildete Starre. Die Muſik das gebildete Flüſſige. —

Es giebt beſondre Arten von Seelen und Geiſtern, die Bäume, Landſchaften, Steine, Gemählde bewohnen. Eine Landſchaft muß man als Dryade und Oreade anſehn. Eine Landſchaft ſoll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landſchaft iſt ein idealiſcher Körper für eine beſondere Art des Geiſtes. —

Es ſind nicht die bunten Farben, die luſtigen Töne, und die warme Luft, die uns im Frühling ſo begeiſtern, es iſt der ſtille weißagende Geiſt unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des ge-

deihlichen Daseyns so mannichfältiger Naturen, die Ahndung höherer ewiger Blüthen und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der gesellig sich entfaltenden Welt. —

Jede künstliche Gestalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben und Ansprüche und Hoffnungen des Lebens. Die Gallerien sind Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Historiker, der Philosoph und der Künstler der künftigen Welt ist hier einheimisch, er bildet sich hier und lebt für diese Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt ist, wer nicht findet was er sucht, der gehe in die Bücher- und Künstlerwelt, in die Natur, diese ewige Antike und Modeine zu gleich, und lebe in dieser Ecclesia pressa der bessern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie schlummern, aber weißagenden, vielbedeutenden Schlummer.

Einſt kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der beſſern Welt, wie Pygmalion, ſeine um ſich geſchaffene und verſammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwachen, und ſeine lange Treue und Liebe erwiedern ſieht. — —

Jungfrau iſt ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, die nicht mehr wahrhaftes Kind iſt, iſt nicht mehr Jungfrau. (Nicht alle Kinder ſind Kinder.) —

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunct eines Paradieſes. —

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen, abſoluten Discant, im Mittelpunct an, und ſteigt die Scala herunter; die Betrachtung unſrer ſelbſt fängt mit dem unendlichen, abſoluten Baß an, der Peripherie, und ſteigt die Scala aufwärts. Abſolute Vereinigung des Baſſes und Discantes,

das iſt die Syſtole und Diaſtole des göttlichen Lebens. —

Die Natur iſt eine Aeolsharfe, ein muſikaliſches Inſtrument, deſſen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns ſind.

Unſre Seele muß Luft ſeyn, weil ſie von Muſik weiß, und daran Gefallen hat. Ton iſt Luftſubſtanz, Luftſeele, die fortpflanzende Luftbewegung iſt eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entſteht der Ton von neuem. —

Jedes Inſtrument iſt ein eigenthümlich im Großen conſonirtes Tonſyſtem. Moll-Inſtrumente, Dur-Inſtrumente; jedes hat ſeinen eigenen Grund-Vocal. Die menſchliche Stimme iſt gleichſam das Princip und Ideal der Inſtrumental-Muſik. Klingt überhaupt eigentlich der Körper oder die Luft? Iſt nicht das elaſtiſche Fluidum der Vocal, und der Körper der Conſonant? Die Luft die

Sonne, und die Körper die Planeten? Jenes die erſte Stimme, dieſe die zweyte? — — Alle Methode iſt Rhythmus: hat man den Rhytmus in der Gewalt, ſo hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Menſch hat ſeinen individuellen Rhythmus. Die Algebra iſt die Poeſie. Rhythmiſcher Sinn iſt Genie. —

Die Muſik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Geiſt frei, unbeſtimmt angeregt wird, dies thut ihm ſo wohl, ſo bekannt und vaterländiſch, er iſt auf dieſe kurzen Augenblicke in ſeiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt ſich in ihm, Hoffnung und Sehnſucht. Unſre Sprache war zu Anfang viel muſikaliſcher, ſie hat ſich nur nach und nach ſo proſairt, ſo entönt; ſie iſt jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man dieſes ſchöne Wort ſo erniedrigen will; ſie

muß wieder Geſang werden. Die Conſonanten verwandeln den Ton in Schall. —

Unſere Sprache iſt entweder mechaniſch, atomiſtiſch, oder dynamiſch. Die ächt poetiſche Sprache ſoll aber organiſch, lebendig ſeyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehrere Ideen mit Einem Schlage zu treffen! —

Die Conſonanten ſind die Fingerſetzungen, und ihre Folge und Abwechſelung gehört zur Applicatur; die Vocale ſind die tönenden Saiten oder Luftſtäbe; die Lunge iſt der bewegte Bogen. Die mehreren Saiten auf einem Inſtrumente ſind nur zur Bequemlichkeit, es ſind nur Abreviaturen. —

Die Dialecte und Pronunciationen werden durch Conſonanten und Vocale im Großen gebildet. Lippenſprache, Gaumen, Kehle, Zunge, Zähne, Naſe u. ſ. w. Manche Sprache wird aus dem o, o, a, i, geſpro-

chen. Es hat jeder Menſch ſeinen Hauptvo-cal. Es iſt damit wie in der Muſik, jedes muſikaliſche Stück hat ſeinen Grundton, auch ſein Thema. —

Nicht jedes Wort iſt ein vollkommenes Wort: die Worte ſind theils Vocale, theils Conſonanten, geltende und mitgeltende Worte. —

Was man nicht direkt zerlegen kann, muß man indirekt oder idealiſch zerlegen, d. h. zur Sprache zu bringen ſuchen; dann zerlegt man die Erſcheinung, den Ausdruck, und findet die Beſtandtheile und ihr Ver-hältniß. —

Die Seele ſtrebt bey jedem Begriffe nach einem generiſch-intuitiven Worte, da-her ihr Etymologiſiren. Sie verſteht einen Begriff, wenn ſie ihn fertig machen und auf alle Weiſe behandeln, wenn ſie ihn zu Geiſt und zu Materie machen kann. Das Univer-

ſaliſiren oder Philoſophiſtiſiren eines ſpecifiſchen Begriffs oder Bildes iſt nichts als ein Aetheriſiren, ein Verluſtigen, Vergeiſtigen eines Specifcums oder Individuums. Es giebt auch einen entgegengeſetzten Proceß. —

Sprache in der zweyten Potenz, z. B. Fabel, iſt Ausdruck eines ganzen Gedankens, und gehört in die Hieroglyphiſik der zweyten Potenz, in die Ton- und Schriftbildersprache. Sie hat poetiſche Verdienſte und iſt nicht rhetoriſch, ſubaltern, wenn ſie ein vollkommener Ausdruck, wenn ſie euphoniſch, richtig und präcis iſt, wenn ſie gleichſam ein Ausdruck, mit um des Ausdrucks willen iſt, wenn ſie wenigſtens nicht als Mittel erſcheint, ſondern an ſich ſelbſt eine vollkommene Production des höhern Sprachvermögens iſt. — — Dient ein Organ einem andern, ſo iſt es, ſo zu ſagen, ſeine Zunge, ſeine Kehle, ſein Mund. Das Werkzeug,

das dem Geiſte am willigſten dient, am leichteſten mannichfaltiger Modificationen fähig iſt, wird vorzüglich ſein Sprachwerkzeug: daher Mund- und Fingerſprache. —

Der Ton ſcheint nichts als eine gebrochene Bewegung zu ſeyn, in dem Sinn, wie die Farbe gebrochenes Licht iſt. —

Stimmungen, unbeſtimmte Empfindungen, nicht beſtimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird ſich wohl befinden, wenn man keinen beſondern Trieb, keine beſtimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in ſich bemerkt. Dieſer Zuſtand iſt wie das Licht, ebenfalls nur heller oder dunkler: ſpecifiſche Gedanken und Empfindungen ſind ſeine Conſonanten; man nennt es Bewußtſeyn. Vom vollkommenſten Bewußtſeyn läßt ſich ſagen, daß es ſich alles und nichts bewußt iſt, es iſt Geſang, bloße Modulation der Stimmungen; wie

dieſer der Vocale oder Töne. Die innere Selbſtſprache kann dunkel, ſchwer und barbariſch, und Griechiſch und Italiäniſch ſeyn, ſie iſt deſto vollkommner, je mehr ſie ſich dem Geſange nähert. Der Ausdruck: er verſteht ſich ſelbſt nicht; erſcheint hier in einem neuem Lichte. Die Sprache des Bewußtſeyns kann gebildet und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, ſo daß eine Fertigkeit entſteht, ſich mit ſich ſelbſt zu beſprechen. Unſer Denken iſt alſo eine Zweyſprache, unſer Empfinden Sympathie. —

Was iſt der Menſch? Ein vollkommener Trope des Geiſtes. Alle ächte Mittheilung iſt alſo ſinnbildſam, und ſind alſo nicht Liebkoſungen ächte Mittheilungen? —

Alle Menſchen ſind Variationen Eines vollſtändigen Individuums, d. h. einer Ehe. Ein Variationen-Accord iſt eine Familie,

wozu jede innig verbundene Gesellschaft zu rechnen ist. –

Ein Lichtstrahl bricht sich noch in etwas ganz anders als Farben. Wenigstens ist der Lichtstrahl einer Beseelung fähig, wo sich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein? –

Alle geistige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberstabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden. Wem aber die Wirkungen einer solchen Berührung so fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberspruchs so wunderbar vorkommen, der erinnere sich doch nur an die erste Berührung der Hand seiner Geliebten, an ihren ersten bedeutenden Blick, wo der Zauberstab der abgebrochne Lichtstrahl ist, an den ersten Kuß, an das erste Wort der Liebe, und frage sich, ob der Bann und Zauber dieser

Momente nicht auch fabelhaft und wundersam, unauflöslich und ewig ist. —

Das Augenspiel gestattet einen äußerst mannichfaltigen Ausdruck, die übrigen Gesichtsgeberden oder Sinnen sind nur die Consonanten zu den Augenvocalen. Physiognomie ist also die Geberdensprache des Gesichts. Er hat viel Physiognomie, heißt: sein Gesicht ist ein treffendes, fertiges, und idealisirendes Sprachorgan. Die Frauen haben vorzüglich eine idealisirende Physiognomie, sie vermögen die Empfindungen nicht bloß wahr, sondern auch reitzend und schön, idealisch auszudrücken. Durch langen Umgang lernt man die Gesichtssprache verstehn. Die vollkommenste Physiognomie muß allgemein und absolut verständlich seyn. Man könnte die Augen ein Lichtclavier nennen. Das Auge drückt sich auf eine ähnliche Weise, wie die Kehle durch höhere und tiefere Tö-

ne, (die Vocale) durch ſchwächere und ſtärkere Leuchtungen aus. Sollten die Farben nicht die Lichtconſenanten ſeyn? — —

Bücher ſind eine moderne Gattung hiſtoriſcher Weſen, aber eine höchſt bedeutende. Sie ſind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten. —

Die ſtrenge Methode iſt bloß Studium, und ſollte nicht gedruckt werden; man ſollte nur im freien ungebundenen Styl für das Publicum ſchreiben, und nur die ſtrenge Demonſtration, die ſyſtematiſche Ausarbeitung dabei liegen haben. —

Es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn man nichts mehr leſen wird als die ſchöne Compoſition, als die literariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

Der wahre Leser muß der erweiterte Autor seyn, er ist die höhere Instanz, welche die Sache von der niedern Instanz schon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelst dessen der Autor die Materialien seiner Schrift geschieden hat, scheidet beim Lesen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leser nach seiner Idee das Buch bearbeiten würde, so würde ein zweiter Leser noch mehr läutern, und so wird dadurch, daß die bearbeitete Masse immer wieder in frischthätige Gefäße kömmt, die Masse end-

wesentlicher Bestandtheil, Glied des wirksamen Geistes. — Durch raparteyisches Wiederlesen seines Buchs kann der Autor es selbst läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verlohren, weil die Gabe so selten ist, völlig in eine fremde Idee hineinzugehn, oft selbst beim Autor. Es ist kein Merkmal größerer

Bildung

Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks ist die größere Schärfe des Sinnes ganz natürlich. —

So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, daß Äußere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lectüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannichfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Goethe iſt ganz praktiſcher Dichter. Er iſt in ſeinen Werken, was der Engländer in ſeinen Waaren iſt, höchſt einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutſchen Literatur das gethan, was Wedgwood in der Engliſchen Kunſtwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomiſchen und einen durch Verſtand erworbenen edeln Geſchmack. Beides verträgt ſich ſehr gut, und hat eine nahe Verwandſchaft, im chemiſchen Sinn. In ſeinen phyſikaliſchen Studien wird es recht klar, daß es ſeine Neigung iſt, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchſte Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wiſſen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeſchickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meiſterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerey behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten

Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lothario's Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrig bleibende. —

Klopstocks Werke scheinen größtentheils freye Uebersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters, durch einen sehr ta-

lentvollen aber unpoetiſchen Philologen zu ſeyn. —

Wenn man von der Abſichtlichkeit und Künſtlichkeit der Shakſpeareſchen Werke ſpricht, ſo muß man nicht vergeſſen, daß die Kunſt zur Natur gehört, und gleichſam die ſich ſelbſt beſchauende, ſich ſelbſt nachahmende, ſich ſelbſt bildende Natur iſt. Die Kunſt einer gut entwickelten Natur iſt freilich von der Künſteley des Verſtandes, des bloß raiſonnirenden Geiſtes ſehr unterſchieden. Shakſpeare war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige, buntkräftige Seele, deren Erfindungen und Werke, wie Erzeugniſſe der Natur, das Gepräge des denkenden Geiſtes tragen, und in denen auch der letzte ſcharfſinnige Beobachter noch neue Uebereinſtimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit ſpätern Ideen, Verwandtſchaften mit den höheren

Kräften und Sinnen der Menſchheit finden wird. Sie ſind ſinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerſchöpflich, wie die Erzeugniſſe der Natur, und es dürfte nichts unpaſſenders von ihnen geſagt werden können, als daß ſie Kunſtwerke in jener eingeſchränkten, mechaniſchen Bedeutung des Worts ſeyen. —

In Shakſpeare's hiſtoriſchen Stücken iſt durchgehends Kampf der Poeſie mit der Unpoeſie. Das Gemeine erſcheint witzig und ausgelaſſen, wenn das Große ſteif und trauig erſcheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen geſtellt, oft tragiſch, oft parodiſch, oft des Contraſtes wegen. Geſchichte, was dem Dichter Geſchichte heißt, wird in dieſen Stücken dargeſtellt; Geſchichte in Geſpräch aufgelöſt: gerade das Gegentheil der wahren Geſchichte, und doch Geſchichte, wie ſie ſeyn ſoll, weißagend und ſynchroniſtiſch. Alles Dramatiſche

gleicht einer Romanze, es ist klar, einfach, seltsam, ein ächt poetisches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

In einer wahren Rede spielt der Redner alle Rollen, um zu überraschen, um den Gegenstand von einer neuen Seite zu betrachten, um den Zuhörer plötzlich zu illudiren, oder auch zu überzeugen. Eine Rede ist ein äußerst lebhaftes, geistreiches und abwechselndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenstandes. Bald frägt der Redner, bald antwortet er, dann spricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann scheint er den Gegenstand zu vergessen, um plötzlich zu ihm zurück zu kommen, dann stellt er sich überzeugt, um desto hinterlistiger zu schaden, dann einfältig, gerührt, muthig, er wendet sich zu seinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beschlossen wäre, bald spricht er mit Bauern, bald mit diesem, bald mit je-

nem, ſelbſt mit lebloſen Gegenſtänden. Kurz, eine Rede iſt ein monologes Drama. Nur der offne, gerade Redner verdient dieſen Namen, der ſchwülſtige iſt keiner. Die ächte Rede iſt im Styl des hohen Luſtſpiels, nur einzeln mit großer Poeſie verwebt, ſonſt recht klare, einfache Proſa des gemeinen Lebens. —

An ſchlechten und mittelmäßigen Schriftſtellern ließe ſich noch mancher ſchöne Kranz verdienen; man hat bisher faſt lauter Schlechtes und Mittelmäßiges über dieſelben, und doch würde eine Philoſophie des Schlechten, Mittelmäßigen und Gemeinen von der höchſten Wichtigkeit ſeyn. —

Formeln für Kunſtindividuen finden, durch die ſie im eigentlichſten Sinn erſt verſtanden werden, macht das Geſchäft eines artiſtiſchen Kritikers aus, deſſen Arbeiten die Geſchichte der Kunſt vorbereiten. —

Jedes Buch, das der Menſch mit oder

ohne Absicht, als solcher geschrieben hat, was also nicht sowohl Buch, als geschriebene Gedanken- und Charakteräußerung ist, kann so mannichfaltig beurtheilt werden, als der Mensch ist. Hier ist kein Künstler sondern der ächte Menschenkenner competent, es gehört nicht für ein artistisches, sondern für ein anthropologisches Forum. So einseitig und unbillig, so arbiträr und inhuman Menschen beurtheilt werden, eben so auch diese Art Schriften. Es giebt so wenig reinen Sinn für universelle Humanität, daß man sich auch über die Kritiker dieser Schriften nicht wundern darf. Gerade das Beste wird am leichtesten übersehn: auch hier findet der Kenner, für den der Mensch erst eigentlich vorhanden ist, unter dessen Augen er wird, unzählbare Nuancen, Harmonieen und Gelungenheiten, nur er weiß sie zu würdigen, und bewundert vielleicht in einer sehr mittel-

mäßig, oder gar schlecht scheinenden Schrift eine seltne Combination und Ausbildung menschlicher Anlagen, die herrliche Naturkunst eines Geistes, der sich ihm in einer barbarischen Form offenbart, weil er nur das Talent des schriftlichen Ausdrucks nicht besaß, oder vernachlässigte. — —

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftsteller verstanden habe, wenn ich in seinem Geiste handeln kann, wenn ich ihn, ohne seine Individualität zu schmälern, übersetzen und mannichfach verändern kann.

Eine Übersetzung ist entweder grammatisch, oder verändernd, oder mythisch. Mythische Übersetzungen sind Übersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen, vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal desselben. Noch existirt, wie ich glaube, kein ganzes Muster derselben. Im Geist mancher Kritiken und Be-

ſchreibungen von Kunſtwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem ſich poetiſcher Geiſt und philoſophiſcher Geiſt in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die Griechiſche Mythologie iſt zum Theil eine ſolche Überſetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna iſt ein ſolcher Mythus.

Grammatiſche Überſetzungen ſind die Überſetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern ſehr viel Gelehrſamkeit, aber nur diſcurſive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Überſetzungen gehört, wenn ſie ächt ſeyn ſollen, der höchſte poetiſche Geiſt. Sie fallen leicht ins Traveſtiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Pope's Homer, die franzöſiſchen Überſetzungen insgeſammt. Der wahre Überſetzer dieſer Art muß in der That der Künſtler ſelbſt ſeyn, und die Idee des Ganzen beliebig ſo oder ſo

geben können. Er muß der Dichter des Dichters seyn und ihn also nach seiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden lassen können. In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen.

Nicht bloß Bücher, alles kann auf diese drey Arten übersetzt werden. —

Journale sind eigentlich schon gemeinschaftliche Bücher; das Schreiben in Gemeinschaft ist ein interessantes Symptom, das noch eine große Ausbildung der Schriftstellerei ahnden läßt. Man wird vielleicht einmal in Masse schreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, selbst Nationen werden Ein Werk unternehmen. —

Die Bücherwelt ist in der That nur die Caricatur der wirklichen Welt. Beide entspringen aus derselben Quelle. Jene aber erscheint in einem freien beweglichen Medio,

daher ſind dort alle Farben greller, weniger Mitteltinten, die Bewegungen lebhafter, die Umriſſe daher frappanter, der Ausdruck hyperboliſch. Jene erſcheint nur fragmentariſch, dieſe ganz. Daher iſt jene poetiſcher, geiſtvoller, intereſſanter, mahleriſcher, aber auch unwahrer, unphiloſophiſcher, unſittlicher. Die meiſten Menſchen, die meiſten Gelehrten mitgerechnet, haben auch nur eine Buchanſicht, eine fragmentariſche Anſicht der wirklichen Welt, und dann leidet dieſe unter den nemlichen Gebrechen, genießt aber auch die nemlichen Vortheile, als die Bücherwelt. Viele Bücher ſind auch nichts als Darſtellungen ſolcher einzelnen fragmentariſchen Anſichten der wirklichen Welt. —

Die meiſten Schriftſteller ſind zugleich ihre Leſer, indem ſie ſchreiben, und daher entſtehn in ihren Werken ſo viele Spuren des Leſers, ſo viele kritiſche Rückſichten, ſo

manches, was dem Leser zukömmt und nicht dem Schriftsteller; Gedankenstriche, großgedruckte Worte, herausgehobene Stellen, alles dies gehört in das Gebiet des Lesers. Der Leser setzt den Accent willkührlich, er macht eigentlich aus einem Buche, was er will. Es giebt kein allgemein geltendes Lesen, im gewöhnlichen Sinn. Lesen ist eine freie Operation; wie ich, und was ich lesen soll, kann mir keiner vorschreiben. —

Die meisten wissen selbst nicht, wie interessant sie wirklich sind, was sie wirklich für interessante Dinge sagen. Eine ächte Darstellung ihrer selbst, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde sie über sich selbst in Erstaunen setzen, und ihnen in sich selbst eine durchaus neue Welt entdecken helfen. —

Ein Autodidaktos hat, bey allen Lücken und Unvollkommenheiten seines Wissens, die

aus der Art ſeines Studiums nothwendig entſtehn, dennoch den groſſen Vortheil, daß jede neue Idee, die er ſich zu eigen macht, ſogleich in die Gemeinſchaft ſeiner Kenntniſſe und Ideen tritt, und ſich mit dem Ganzen auf das innigſte vermiſcht, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannichfaltigen neuen Entdeckungen giebt. —

Die Schriftſteller ſind ſo einſeitig, wie alle Künſtler Einer Art, und nur noch hartnäckiger. Unter den Schriftſtellern von Profeſſion giebt es gerade wenig liberale Menſchen, beſonders, wenn ſie gar keine andre Subſiſtenz, als ihre Schriftſtellerey haben. —

Alles, was ein Gelehrter thut, ſagt, ſpricht, leidet, hört u. ſ. w. muß ein artiſtiſches, techniſches, wiſſenſchaftliches Product, oder eine ſolche Operation ſeyn. Er ſpricht in Epigrammen, er agirt in einem Schauſpiele, er iſt Dialogiſt, er trägt Abhandlun-

gen und Wiſſenſchaften vor, er erzählt Anekdoten, Geſchichte, Mährchen, Romane; er empfindet poetiſch; wenn er zeichnet, ſo zeichnet er als Künſtler, ſo als Muſiker; ſein Leben iſt ein Roman, ſo ſieht und hört er auch alles, ſo lieſt er. — Kurz, der ächte Gelehrte iſt der vollſtändig gebildete Menſch, der allem, was er berührt und thut, eine wiſſenſchaftliche, idealiſche Form giebt. —

Eine Idee iſt deſto gediegener, individueller und reitzender, je mannichfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen ſich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Werk mehr Veranlaſſungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Intereſſe, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten verſtanden und geliebt zu werden hat, ſo iſt es gewiß höchſt intereſſant ein ächter Ausfluß der Perſönlichkeit. Wie ſich die höchſten und gemeinſten Menſchen, die höchſt- und gemeinverſtändlichſten gewiſſer

wiſſermaßen gleichen, ſo auch mit den Büchern. Vielleicht gleicht das höchſte Buch einem Abc-Buch. Ueberhaupt iſt es mit den Büchern und mit allem, ſo wie mit dem Menſchen. Der Menſch iſt eine Analogieen-Quelle für das Weltall. —

In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnißvoller Pulsſchlag und bezeichnet die Berührungsſtelle mit der unſichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. —

Das Intereſſante iſt, was mich, nicht um mein ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel, als Glied, in Bewegung ſetzt. Das Claſſiſche ſtört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich ſelbſt. Es iſt nicht für mich da, als claſſiſch, wenn ich es nicht ſetze, als ein ſolches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht ſelbſt zur Hervorbringung deſſelben für mich beſtimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir

ſelbſt losriſſe, und dieſen Keim ſich auf eine eigenthümliche Weiſe vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur einen Moment bedarf, und mit der ſinnlichen Wahrnehmung des Objects zuſammenfällt, ſo daß ich ein Object vor mir ſehe, in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechſelſeitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden. —

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Beſinnung gebrachte Eigenſchaft, Handlungsweiſe unſers Geiſtes iſt im eigentlichſten Sinne eine neu entdeckte Welt. —

Humor iſt eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche iſt das Pikante daran. Humor iſt das Reſultat einer freyen Vermiſchung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein intereſſant und erhält objectiven Werth. Wo Phantaſie

und Urtheilskraft ſich berühren, entſteht Witz. Wo ſich Vernunft und Willkühr paaren, Humor. Perſifflage gehört zum Humor, iſt aber um einen Grad geringer, ſie iſt nicht mehr rein artiſtiſch und viel beſchränkter. In heitern Seelen giebt es keinen Witz. Witz zeigt ein geſtörtes Gleichgewicht an, er iſt die Folge der Störung, und zugleich das Mittel der Herſtellung. Den ſtärkſten Witz hat die Leidenſchaft. Es giebt eine Art des geſelligen Witzes, die nur magiſches Farbenſpiel in höhern Sphären iſt. Der Zuſtand der Auflöſung aller Verhältniſſe, die Verzweiflung oder das geiſtige Sterben iſt am fürchterlichſten witzig. — Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungeſittete wird durch Witz allein geſellſchaftsfähig; es iſt gleichſam nur um des Witzes willen. —

Witz, als Princip der Verwandtſchaften

iſt zugleich das monstruum universale. Witzige Vermiſchungen ſind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberey und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Ueberfluß und Mangel an Urtheilskraft in der Naivetät, und ſo fort ins Unendliche. —

Der Menſch erſcheint am würdigſten, wenn ſein erſter Eindruck der Eindruck eines abſolut witzigen Einfalls iſt: nemlich Geiſt und beſtimmtes Individuum zugleich zu ſeyn. Einen jeden vorzüglichen Menſchen muß gleichſam ein Geiſt zu durchſchweben ſcheinen, der die ſichtbare Erſcheinung idealiſch parodirt. Bei manchen Menſchen iſt es, als ob dieſer Geiſt der ſichtbaren Erſcheinung ein Geſicht ſchnitte. —

Von einem liebenswerthen Gegenſtande können wir nicht genug hören, nicht genug ſprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt

nicht an uns, daß er nicht Gegenstand aller Gegenstände wird. — —

Lehrjahre sind für den poetischen, akademische Jahre für den philosophischen Jünger. Akademie sollte ein durchaus philosophisches Institut seyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Übung der Denkkraft organisirt. Lehrjahre im vorzüglichen Sinn sind die Lehrjahre der Kunst zu leben. Durch planmäßig geordnete Versuche lernt man ihre Grundsätze kennen, und erhält die Fertigkeit nach ihnen beliebig zu verfahren. —

Ein ächter Klub ist eine Mischung von Institut und Gesellschaft. Er hat einen Zweck, wie das Institut; aber keinen bestimmten, sondern einen unbestimmten, freien: Humanität überhaupt. Aller Zweck ist ernsthaft; die Gesellschaft ist durchaus fröhlich. —

Die Gegenstände der gesellschaftlichen

Unterhaltung ſind nichts, als Mittel der Belebung. Dies beſtimmt ihre Wahl, ihren Wechſel, ihre Behandlung. Die Geſellſchaft iſt nichts, als gemeinſchaftliches Leben: eine untheilbare, denkende und fühlende Perſon. Jeder Menſch iſt eine kleine Geſellſchaft. —

Geſellſchaftstrieb iſt Organiſationstrieb. Durch dieſe geiſtige Aſſimilation entſteht oft aus gemeinen Beſtandtheilen eine gute Geſellſchaft um einen geiſtvollen Menſchen her.

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher iſt der am meiſten gebildete, irdiſche Menſch dem Kinde ſo ähnlich. —

Das Intereſſante iſt die Materie, die ſich um die Schönheit bewegt. Wo Geiſt und Schönheit iſt, häuft ſich in concentriſchen Schwingungen das Beſte aller Naturen. —

Je verworrener ein Menſch iſt (man

nennt die Verworrenen oft Dummköpfe) deſto mehr kann durch fleißiges Selbſtſtudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müſſen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädiſten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hinderniſſen zu kämpfen, ſie dringen nur langſam ein, ſie lernen mit Mühe arbeiten; dann aber ſind ſie auch Herrn und Meiſter auf immer. Der Geordnete kommt geſchwind hinein, aber auch geſchwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe: aber da bleibt er auch gewöhnlich ſtehn. Ihm werden die letzten Schritte beſchwerlich, und ſelten kann er es über ſich gewinnen, bei einem gewiſſen Grade von Meiſterſchaft ſich wieder in den Zuſtand eines Anfängers zu verſetzen. Verworrenheit deutet auf Überfluß an Kraft und Vermögen, bey mangelhaften Verhältniſſen; Be-

ſtimmtheit, auf richtige Verhältniſſe; aber ſparſames Vermögen und Kraft. Daher iſt das Verworrene ſo progreſſiv, ſo perfectibel, dahingegen der Ordentliche ſo früh als Philiſter aufhört. Ordnung und Beſtimmtheit allein iſt nicht Deutlichkeit. Durch Selbſtbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmliſchen Durchſichtigkeit, zu jener Selbſterleuchtung, die der Geordnete ſo ſelten erreicht. Das wahre Genie verbindet dieſe Extreme. Es theilt die Geſchwindigkeit mit dem letzten und die Fülle mit dem erſten. —

Je unwiſſender man von Natur iſt, deſto mehr Capacität für das Wiſſen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern und lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieſes deutlich beim Eintritt in eine Wiſſenſchaft. Daher verliert man durch zu vieles Studieren an Capacität. Es iſt eine der erſten Unwiſſenheit entgegengeſetzte Unwiſſenheit. Je-

ne iſt Unwiſſenheit aus Mangel, dieſe aus Überfluß der Erkenntniſſe. Leztere pflegt die Symptome des Skepticismus zu haben. Es iſt aber ein unächter Skepticismus, aus indirecter Schwäche unſers Erkenntnißvermögens. Man iſt nicht im Stande die Maſſe zu durchdringen, und ſie in beſtimmter Geſtalt vollkommen zu beleben: die plaſtiſche Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfindungsgeiſt junger Köpfe und Schwärmer, ſo wie der glückliche Griff des geiſtvollen Anfängers oder Layen leicht erklärbar. —

Sollte nicht die Diſtanz einer beſondern Wiſſenſchaft von der allgemeinen, und ſo der Rang der Wiſſenſchaften unter einander, nach der Zahl ihrer Grundſätze zu rechnen ſeyn? Je weniger Grundſätze, deſto höher die Wiſſenſchaft. —

Innigſte Gemeinſchaft aller Kenntniſſe

ſcientifiſche Republik, iſt der hohe Zweck der Gelehrten. —

Wer ſucht, wird zweifeln! Das Genie ſagt aber ſo dreiſt und ſicher, was es in ſich vorgehn ſieht, weil es nicht in ſeiner Darſtellung, die Darſtellung alſo auch nicht in ihm befangen iſt, ſondern ſeine Betrachtung und das Betrachtete frei zuſammen ſtimmen, zu Einem Werke frei ſich zu vereinigen ſcheinen. —

Ein Genie muß durch genialiſche Berührungen der mannichfaltigſten Art verſucht, erregt und gebildet werden, daher jeder Menſch, in Ermangelung lebendiger Genies, mit genialiſchen Producten. (Jedes Product eines Genie's iſt ſelbſt Genie.) —

Die Rechtslehre entſpricht der Phyſiologie, die Moral der Pſychologie. Die Vernunftgeſetze der Rechts- und Sittenlehre in

Naturgesetze verwandelt, geben die Grundsätze der Physiologie und Psychologie. —

Jede specifische Incitation verräth einen specifischen Sinn. Je neuer sie ist, desto plumper, aber desto stärker: je bestimmter, je ausgebildeter, mannichfaltiger sie wird, desto schwächer. So erregte der erste Gedanke an Gott eine gewaltsame Emotion im ganzen Individuum; so die erste Idee von Philosophie, von Menschheit, Weltall u. s. w.

Man versteht das Künstliche gewöhnlich besser, als das Natürliche. Es gehört mehr Geist zum Einfachen, als zum Complicirten, aber weniger Talent. —

Eine Wissenschaft gewinnt durch Fressen, durch Assimiliren andrer Wissenschaften u. s. w. So die Mathematik z. B. durch den gefressenen Begriff des Unendlichen.

Metaphysik und Astronomie sind Eine Wissenschaft. Die Sonne ist in der Astrono-

wie, was Gott in der Metaphyſik iſt; Freiheit und Unſterblichkeit ſind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unſterblichkeit werden einſt die Baſen der geiſtigen Phyſik eben ſo werden, wie Sonne, Licht und Wärme die der indiſchen Phyſik. —

Jede Wiſſenſchaft hat ihren Gott, der zugleich ihr Ziel iſt. So lebt eigentlich die Mechanik vom Perpetuo mobili, und ſucht zu gleicher Zeit als ihr höchſtes Problem ein Perpetuum mobile zu conſtruiren; ſo die Chemie mit dem Menstruo universali und dem geiſtigen Stoffe oder dem Stein der Weiſen; die Philoſophie ſucht ein erſtes und ein einziges Princip; die Mathematik die Quadratur des Cirkels und eine Principalgleichung; der Menſch Gott; der Mediciner ein Lebenselixier, eine Vereinigungs-Eſſenz und vollkommnes Gefühl und Handhabung des Körpers; der Politiker ewigen Frieden und

einen vollkommenen und freien Staat. Jede immer getäuschte und immer erneuerte Erwartung deutet auf ein Kapitel in der Zukunftslehre hin. – Wir suchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge. —

Es ist eine falsche Idee, daß man Langeweile haben würde, wenn man alles wüßte. Jede überwundene Last befördert die Leichtigkeit der Lebensfunctionen, und läßt eine Kraft übrig, die nachher zu etwas anderm bleibt. Es ist mit dem Wissen, wie mit dem Sehen, je mehr man sieht, desto besser und angenehmer ist es. —

Es ist nicht das Wissen allein, das uns glücklich macht, es ist die Qualität des Wissens, die subjective Beschaffenheit des Wissens. Vollkommenes Wissen ist Überzeugung, und sie ist es, die uns glücklich macht und befriedigt, sie verwandelt das todte Wissen in ein lebendiges. —

Am Ende beruht die Begreiflichkeit eines Phänomens auf Glauben und Willen. Mache ich ein Geheimniß aus einer Erscheinung, so ist es für mich eins. Es ist damit wie mit den Schranken. —

Eine Idee verliert außerordentlich, wenn ich ihr den Stempel meiner Erfindung aufdrücke, und sie zu einer Patent-Idee mache. —

Der vollendete Mensch muß gleichsam an mehreren Orten und in mehreren Menschen leben, ihm müssen beständig ein weiter Kreis und mannichfache Begebenheiten gegenwärtig seyn. Hier bildet sich dann die wahre, großartige Gegenwart des Geistes, die den Menschen zum eigentlichen Weltbürger macht und ihn in jedem Augenblicke seines Lebens durch die wohlthätigsten Associationen reizt, stärkt, und in die helle Stimmung einer besonnenen Thätigkeit versetzt. —

Alle Leidenschaften endigen sich wie ein Trauerspiel. Alles Einseitige endigt mit Tod. So die Philosophie der Empfindung, die der Phantasie, die des Gedankens. Alles Leben endigt sich mit Alter und Tod. Alle Poesie hat einen tragischen Zug. (Allem ächten Scherz liegt Ernst zum Grunde: auch Farçen und Marionettenspiele haben eine tragische Wirkung, eben so das bunteste Leben, eben so das Gemeine und Triviale.) —

Deutlich wird etwas nur durch Repräsentation. Man versteht eine Sache am leichtesten, wenn man sie repräsentirt sieht. So versteht man das Ich nur, in sofern es vom Nicht-Ich repräsentirt wird. Das Nicht-Ich ist das Symbol des Ich und dient nur zum Selbstverständniß des Ich. So versteht man das Nicht-Ich umgekehrt nur, in sofern es vom Ich repräsentirt, und

dieſes ſein Symbol wird. In Hinſicht auf die Mathematik läßt ſich dieſe Bemerkung ſo anwenden, daß die Mathematik, um verſtändlich zu ſeyn, repräſentirt werden muß. Eine Wiſſenſchaft läßt ſich nur durch eine andre wahrhaft repräſentiren. Die pädagogiſchen Anfangsgründe der Mathematik müſſen daher ſymboliſch und analogiſch ſeyn. Eine bekannte Wiſſenſchaft muß zum Gleichniß für die Mathematik dienen, und dieſe Grundgleichung muß das Prinzip der Darſtellung der Mathematik werden. So wie die Anthropologie die Baſis der Menſchengeſchichte, ſo iſt die Phyſik der Mathematik die Baſis der Geſchichte der Mathematik. Die Phyſik überhaupt iſt die urſprüngliche eigentliche Geſchichte, die gewöhnlich ſo genannte Geſchichte iſt nur abgeleitete Geſchichte. — Gott ſelbſt iſt nur durch Repräſentation verſtändlich. —

Die

Die ganze Repräsentation beruht auf einem Gegenwärtigmachen des nicht Gegenwärtigen und so fort. (Wunderkraft der Fiction.) (Glauben und Liebe beruht auf repräsentativem Glauben.) So die Annahme: der ewige Friede ist schon da, Gott ist unter uns, hier ist Amerika oder nirgend, das goldne Zeitalter ist hier, wir sind Zauberer, wir sind moralisch, u. s. w. —

Alle historische Wissenschaft strebt mathematisch zu werden, die mathematische Kraft ist die ordnende Kraft. Jede mathematische Wissenschaft strebt wieder philosophisch zu werden, animirt, oder rationalisirt zu werden, dann poetisch, endlich moralisch, zuletzt religiös. —

Mit dem bloßen Stoff den Anfang in der Philosophie der Wissenschaften zu machen, ist eben so einseitig, antinomisch und unkritisch, als mit der bloßen Bewegung

anzufangen. Mit dem Menschen anzufangen ist schon kritischer, mit dem idealischen Menschen, d. h. mit dem Genius anzufangen, noch kritischer, mit Gott anzufangen ein Maximum der Kritik. — Man sagt nicht ohne Bedeutung, um die Schwierigkeit eines Unternehmens anzuzeigen: das Unternehmen ist kritisch. Die Kritik ist also gefährlich und mühsam. —

Das Wahre und Achte scheint, als wenn es so seyn müßte, und nicht anders seyn könnte. (Seine Simplicität, kindliche Naivität, Leichtigkeit, Bequemlichkeit, Nothwendigkeit, Unbedeutenheit.) Sucht nach Originalität ist gelehrter, grober Egoismus. Wer nicht jeden fremden Gedanken wie einen seinigen, und einen eigenthümlichen wie einen fremden Gedanken behandelt, ist kein ächter Gelehrter. Das Hervorbringen neuer Ideen kann unnützer Luxus werden. Es ist ein ac-

loses Sammeln; die Bearbeitung des Gesammelten ist schon ein höherer Grad der Thätigkeit. Für den ächten Gelehrten giebt es nichts Eigenthümliches und nichts Fremdes, alles ist ihm fremd und eigenthümlich zugleich. (Dem philosophischen Körper ist der Körper selbst fremd und eigen, Reiz und Reizbarkeit zugleich.) Der Gelehrte weiß das Fremde sich zuzueignen und das Eigne fremd zu machen. (Lernen und Lehren, Beobachten und Darstellen, Essen und Absondern.) Höheres Streben nach höherer Originalität. Auch in der gelehrten Welt muß man lieben und wählen, um selbst existiren und sich selbst genießen zu können. —

Doppelte Universalität jeder wahren Wissenschaft. Die eine entsteht, wenn ich alle andern Wissenschaften zur Ausbildung der besondern benutze; die andre, wenn ich sie zur Universalwissenschaft mache, und sie

ſelbſt unter ſich ordne, alle andern Wiſſenſchaften als ihre Modificationen betrachte. Den erſten Verſuch der letztern Art hat Fichte mit der Philoſophie unternommen. Er ſoll in allen Wiſſenſchaften unternommen werden. —

Die Mathematik iſt wohl die exoteriſirte zu einem äußern Object und Organ gemachte Seelenkraft des Verſtandes, ein realiſirter und objectivirter Verſtand. Sollte dieſes vielleicht mit mehreren, und vielleicht allen Seelenkräften der Fall ſeyn, daß ſie durch unſre Bemühungen äußerliche Werkzeuge werden ſollen? Alles ſoll aus uns heraus und ſichtbar werden, unſre Seele ſoll repräſentabel werden. Das Syſtem der Wiſſenſchaften ſoll ſymboliſcher Körper (Organ-Syſtem) unſers Innern werden. Unſer Geiſt ſoll ſinnlich wahrnehmbare Maſchine werden, nicht in uns, aber außer uns. — — Eine

ſinnlich wahrnehmbare, zur Maſchine gewordene Einbildungskraft iſt die Welt. Die Einbildungskraft iſt am leichteſten und erſten zur Welt gekommen, oder geworden, die Vernunft vielleicht zuletzt. —

Der Act des ſich ſelbſt Überſpringens iſt überall der höchſte, der Urpunkt, die Geneſis des Lebens. So iſt die Flamme nichts, als ein ſolcher Act. So hebt alle Philoſophie da an, wo der Philoſophirende ſich ſelbſt philoſophirt, d. h. zugleich verzehrt und erneuert. Die Geſchichte dieſes Proceſſes iſt die Philoſophie. So hebt alle lebendige Moralität damit an, daß ich aus Tugend gegen die Tugend handle; damit beginnt das Leben der Tugend, durch welches vielleicht die Capacität ins Unendliche zunimmt, ohne je eine Gränze, d. i. die Bedingung der Möglichkeit ihres Lebens zu verlieren. Alles Leben iſt ein überſchwenglicher Erneue-

rungs-Proceß, der nur von der Seite den Schein eines Vernichtungs-Processes hat. Das Präcipitat des Lebens iſt ein Lebendiges, Lebensfähiges. Wie ſich Wärme zur Flamme verhält, ſo Geiſt zum Leben. —

Hätten wir auch eine Fantaſtik, wie eine Logik, ſo wäre die Erfindungskunſt erfunden. Zur Fantaſtik gehört auch die Aeſthetik gewiſſermaßen, wie die Vernunftlehre zur Logik. —

Sittlichkeit und Philoſophie ſind Künſte. Erſtere iſt die Kunſt, unter den Motiven zu Handlungen einer ſittlichen Idee, einer Kunſtidee a priori, gemäß zu wählen, und auf dieſe Art in alle Handlungen einen großen leſen Sinn zu legen, dem Leben eine höhere Bedeutung zu geben, und ſo die Maſſe innerer und äußerer Handlungen (innere ſind die Geſinnungen und Entſchließungen) kunſtmäßig zu einem idealiſchen Ganzen zu ord-

neu und zu vereinigen. Die Andre iſt die Kunſt, auf eine ähnliche Art mit den Gedanken zu verfahren, unter den Gedanken zu wählen, die Kunſt, unſre geſammten Vorſtellungen nach einer abſoluten, künſtleriſchen Idee zu produciren, und ein Weltſyſtem a priori aus den Tiefen unſers Geiſtes heraus zu denken, das Denkorgan activ zur Darſtellung einer rein intelligiblen Welt zu gebrauchen. — Eigentlich wird in allen ächten Künſten Eine Idee, Ein Geiſt realiſirt, von innen heraus producirt, die Geiſterwelt. Für das Auge iſt es die ſichtbare Welt a priori, für das Ohr die hörbare Welt a priori, für das ſittliche Organ die ſittliche Welt a priori, für das Denkorgan die denkbare Welt a priori, und ſo weiter. Alle dieſe Welten ſind nur verſchiedene Ausdrücke verſchiedener Werkzeuge Eines Geiſtes und Einer Welt. —

Was iſt Myſticismus? Was muß my-

ſtiſch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht ſich auf Myſticismus. Wenn alle Menſchen ein paar Liebende wären, ſo fiele der Unterſchied zwiſchen Myſticismus und Nichtmyſticismus weg.

Dialogen.

1.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Preſſe.

A. Welche Laſt Buchſtaben! welche ungeheure Abgabe von der Zeit!

B. Du ſcheinſt zu den Omariſten zu gehören, wenn es erlaubt iſt, euch nach den Conſequenteſten unter euch zu benennen.

A. Du willſt doch nicht den Lobredner dieſer Bücherſeuche machen?

B. Warum den Lobredner? — Aber ich freue mich im Ernſt über die jährliche Zunahme dieſes Handlungsartikels, bey dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baaren Gewinn bringt. Es ſind doch bey uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf als bey unſren Nachbarn zuſammengenommen: die Entdeckung dieſer mächtigen Minen in Deutſchland, die mehr als Potoſi, und Braſilien ſind, und die wahrhaftig eine größere Revolution machen und machen werden, als die Entdeckung von Amerika fälle in die Mitte dieſes Jahrhunderts. Wie haben wir nicht ſeitdem ſchon an wiſſenſchaftlicher Gewinnung, Aufbereitung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenommen. Wir holen jetzt überall die rohen Erze oder die ſchönen Formen zuſammen, ſchmelzen jene um, und wiſſen dieſe nachzuahmen und zu übertreffen. Und du

willſt, das wir alles zuſchütten und zu der rohen Armuth unſrer Väter zurückkehren ſollen? Iſt es nicht wenigſtens eine Veranlaſſung zur Thätigkeit? und iſt nicht jede Thätigkeit lobenswerth?

A. So läßt ſich nichts dagegen einwenden, aber nun laß uns doch die große Kunſt und das edle Metall näher beleuchten.

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des Einzelnen laſſe ich nicht gelten. So etwas will im Ganzen angeſehn ſeyn.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern iſt ſelbſt ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja wenn es ein planmäßiger Fortſchritt wäre! Wenn jedes Buch irgendwo eine Lücke ausfüllte, und ſo jede Meſſe gleichſam ein ſyſtematiſches Glied in der Bildungskette wäre, ſo wäre jede Meſſe ei-

ne nothwendige Periode, und ſo entſtände aus zweckmäßigen Fortſchritten endlich ein vollendeter Weg zur idealiſchen Bildung. Ein ſolcher ſyſtematiſcher Katalog, wie viel kleiner an Volumen und wie viel größer an Gewicht?

B. Es geht dir und vielen wie den Juden. Sie hoffen ewig auf den Meſſias, und dieſer iſt ſchon längſt da. Glaubſt du denn, daß das Menſchenſchickſal, oder wenn du willſt, die Natur der Menſchheit erſt nöthig hat, unſre Hörſäle zu frequentiren, um zu erfahren, was ein Syſtem iſt? Mir ſcheint es, als wenn unſre Syſtematiker noch bey ihr in die Schule gehn könnten. Die Zufälle ſind die einzelnen Thatſachen: die Zuſammenſtellung der Zufälle, ihr Zuſammentreffen iſt nicht wieder Zufall, ſondern Geſetz, Erfolg der tiefſinnigſten, planmäßigſten Weisheit. Es iſt kein Buch im

Meßkatalog, das nicht seine Frucht getragen hat, und hätte es auch nur den Boden gedüngt, auf dem es wuchs. Wir glauben viele Tautologieen zu finden; dort wo sie entstanden, belebten sie doch diese und jene Ideen vorzüglich. Sie sind nur für das Ganze, für uns, Tautologieen; der schlechteste Roman hat wenigstens den Freunden und Freundinnen des Verfassers ein Vergnügen gewährt. Armselige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publicum und Anhänger, und wirken in typographischer Rüstung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leser, und so durchaus.

A. Du scheinst die nachtheiligen Folgen des Lesens, und den ungeheuren Kostenaufwand auf diesen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergessen.

B. O Lieber! — Ist nicht das Geld zum Beleben da? Warum soll es nun nicht

auch diesem Bedürfniß unsrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beseelen und befriedigen? In Ansehung der nachtheiligen Folgen, so bitte ich dich nur um einen augenblicklichen ernstes Nachdenken, weil ein solcher Einwurf von dir mich beynah ärgert.

A. Ich weiß, wohin du willst, und ich wünsche in der That nicht die ächten Philister-Bedenklichkeiten zu den meinigen zu machen, indessen hast du nicht oft genug selbst über dein Bücherlesen geklagt? hast du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur gesprochen?

B. Es kann seyn, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Mißverständnissen geben könnten; aber, abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Äußerungen mißmüthiger Augenblicke sind, wo man nicht allgemein, sondern wie die Leidenschaft und Laune, einseitig spricht, so habe ich mich damit mehr über

die unvermeidliche Schwäche unsrer Natur, ihren Gewöhnungs- und Verwöhnungs-Hang und nicht im Grunde über die Chiffernwelt beschwert, diese kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr sehn, und unsre fünf leiblichen Sinne beynah so gut wie nicht mehr haben. Warum haften wir uns so einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerstock?

A. Wenn das aber so fortgeht, so wird man am Ende keine ganze Wissenschaft mehr studieren können, so ungeheuer wächst der Umfang der Literatur.

B. Glaube das nicht. Übung macht den Meister und auch im Bücherlesen. Du lernst dich bald auf deine Leute verstehn. Man hat oft nicht zwey Seiten dem Autor zugehört, so weiß man schon, wen man vor sich hat. Oft ist der Titel selbst physiognomisch lesbar genug. Auch die Vorrede ist

ein ſubtiler Büchermeſſer. Die Klügern laſſen deshalb jetzt dieſen verrätheriſchen Inhaltsanzeiger gewöhnlich weg, und die Bequemen thun es, weil eine gute Vorrede ſchwerer iſt, wie das Buch, denn, wie der junge revolutionäre Leſſing ſich ausdrückt, ſo iſt die Vorrede Wurzel und Quadrat des Buchs zugleich, und ich füge hinzu, mithin nichts anders als die ächte Recenſion deſſelben.

Die Citaten- und Kommentar-Manier der ältern Philologen; was war ſie als Kind der Armuth an Büchern und des Überfluſſes an literäriſchem Geiſt?

A. Ich weiß aber nicht, mir ſind ſelbſt der vortrefflichen Bücher zu viel. Wie lange bring' ich nicht bey Einem guten Buche zu, oder vielmehr jedes gute Buch wird mir zum Vehikel lebenslänglicher Beſchäftigung, zum Gegenſtand eines nie ſich erſchöpfenden

Genusses. Warum schränkst du dich denn nur auf wenig gute und geistvolle Menschen ein? Ist es nicht aus demselben Grunde? Wir sind nun einmal so eingeschränkt, daß wir nur weniges ganz genießen können, und ist es nicht am Ende besser, Einen schönen Gegenstand sich durchaus zuzueignen, als an hunderten vorbeyzustreichen, überall zu nippen, und so mit vielen oft sich widersprechenden halben Genüssen zeitig genug sich die Sinne abzustumpfen, ohne etwas dabey auf ewig gewonnen zu haben?

B. Du sprichst wie ein Religios. Leider triffst du einen Pantheisten in mir, dem die unermeßliche Welt gerade weit genug ist. Ich schränke mich auf wenig gute und geistvolle Menschen ein, weil ich muß. Wo habe ich denn mehr? So mit Büchern. Die Büchermacherey wird mir noch bey weitem nicht genug ins Große getrieben. Wenn ich das

Glück hätte Vater zu seyn, Kinder könnte ich nicht genug haben, nicht etwa zehn bis zwölf, hundert wenigstens.

A. Nicht auch Frauen, Vielhaber?

B. Nein, nur Eine, im vollen Ernste.

A. Welche bizarre Inconsequenz!

B. Nicht bizarrer und nicht mehr Inconsequenz, als nur Einen Geist in mir, und nicht hundert. So wie mein Geist sich in Hundert und Millionen Geister verwandeln soll, so meine Frau in so viel Weiber als es giebt. Jeder Mensch ist ohne Maaß veränderlich. Wie mit den Kindern, so mit den Büchern. Ich möchte eine ganze Büchersammlung aus allen Kunst- und Wissenschaftsarten als Werk meines Geistes vor mir sehn. Und so mit allem. Wilhelm Meisters Lehrjahre haben wir jetzt allein. Wir sollten so viel Lehrjahre, in demselben Geist geschrieben, besitzen, als nur möglich wäre,

die sämmtlichen Lehrjahre aller Menschen, die je gelebt hätten.

A. Jetzt höre auf. Mir schwindelt schon. Morgen mehr. Dann bin ich wieder im Stande einige Gläser von deinem Lieblingswein mit zu trinken.

2.

A. Hast du heute Lust mir deine Ideen, über die Schriftstellerey und sonst, weiter mitzutheilen, ich hoffe einen lebhaften paradoxen Stoß ertragen zu können, und wenn du mich in Schwung bringst, so helfe ich dir vielleicht; wenn der Träge nur erst in Bewegung ist, so ist er auch desto unaufhaltsamer und kühner.

B. Natürlich, je schwerer ein Ding Kraft äußert, desto mehr Kraft kann es aufnehmen, und mit dieser Bemerkung ständen wir

vor der deutſchen Literatur, welche die Wahrheit derſelben auffallend beſtätigt. Ihre Capacität iſt ungeheuer. Es dürfte ihr kein empfindlicher Vorwurf ſeyn, daß ſie nicht leicht zu Filigranarbeiten zu benutzen ſey. Indeß iſt doch das nicht zu läugnen, daß ſie in Maſſe den alten Heerhaufen ihres Volks gleicht, die im Kampfe von Mann zu Mann wohl zehn römiſche Heere beſiegt haben würden; aber freilich in Maſſe durch Geſammeltheit, Zucht, gut verbundene, leichte Bewegung und Überſicht der ſchicklichen Situation leicht zu werfen waren.

A. Glaubſt du, daß ihre Geſchwindigkeit und Kraft noch im Zunehmen, oder doch wenigſtens noch im Zeitraum der gleichförmig beſchleunigten Bewegung iſt?

B. Im Zunehmen allerdings, und zwar ſo, daß ſich ihr Kern immer mehr von der lockern Materie, die ihn umgab, und ſeine

Bewegung aufhielt, ſcheidet und ſäubert. Bey einem Weſen, wie eine Literatur, findet der Fall Statt, daß die Kraft, die ihm den Stoß gab, bey vordringender Richtung in dem Verhältniß wächſt, als ſeine Geſchwindigkeit zunimmt, und daß ſich alſo ſeine Capacität eben ſo vermehrt. Du ſiehſt, daß es hier auf eine Unendlichkeit abgeſehen iſt. Es ſind zwey veränderliche Factoren, die im wachſenden Wechſelverhältniß ſtehen, und deren Product hyperboliſch fortſchreitet. Um aber das Bild deutlicher zu machen, müſſen wir uns erinnern, daß wir nicht mit einer Größenbewegung und Ausdehnung, ſondern mit einer veredelnden Variation (Verſchiedenung) von Beſchaffenheiten, deren Inbegriff wir Natur nennen, zu thun haben. Den Einen jener veränderlichen Factoren wollen wir die Sinnfähigkeit, Organibilität, Belebungsfähigkeit nennen, worin denn zu-

gleich die Variabilität mit begriffen iſt. Der andre ſey uns die Energie, Ordnung und Mannichfaltigkeit der erregenden Potenzen. Denke dir beyde in Wechſelzunahme durchaus, und ſchließe dann auf die Productenreihe. Mit der Einfachheit wächſt der Reichthum, mit der Harmonie die Volltönigkeit, die Selbſt- und Vollſtändigkeit des Gliedes mit der des Ganzen, innere Vereinigung und äußere Verſchiedenheit.

A. So treffend und ſchmeichelhaft auch dies Bild der Geſchichte unſrer Schriftwelt ſeyn kann, ſo iſt es mir doch noch zu unverſtändlich, zu gelehrt. Ich verſtehe es nur ſo obenhin, indeſſen mag das gut ſeyn, und ich bitte dich ſtatt einer unerklärbaren Erklärung lieber die ewige Schneelinie zu verlaſſen und ſo plan als möglich über einige Erſcheinungen am Fuße des Berges und aus dem Pflanzenſtriche zu reden, hier biſt du

den Göttern nicht so nahe und ich habe keine Orakelsprache zu befürchten. — — —

5.

Das Leben ist sehr kurz.

Mir kommt es sehr lang vor.

Es ist kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz seyn sollte.

Wer lebt denn? Sind Sie es nicht, der bey dem Unangenehmen verweilt und bey dem Angenehmen vorbey fliegt? —

Das ist eben das Schlimme, daß ich mich hierin nicht ändern kann, so wenig als Sie. Das Angenehme befördert unsre Kraft, das Unangenehme hemmet sie.

Nun und sie merken doch hier Unvollständigkeit?

Leider nur zu lebhaft.

Wer heißt Sie, dieſer Indication nicht folgen?

Was für einer Indication?

Daß ſie das, was ſie wünſchen, nicht erwarten ſondern aufſuchen ſollen. Merken ſie nicht, daß ſie an ſich ſelbſt verwieſen werden?

Zur Geduld, das weiß ich ſchon lange.

Nicht auch zur Hülfe?

Der Kranke läßt den Arzt rufen, weil er ſich nicht helfen kann.

Wenn nun aber der Arzt, gerade zur Arzney dem Kranken Anſtrengung ſeines Verſtandes vorſchreibt? Wer ſich ſelbſt fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihn ſich ſelbſt verſchreibt.

Vergeſſen Sie nicht, daß wir von der Länge und Kürze des Lebens ausgingen.

Die Anwendung iſt kurz und leicht, wie der frohe Genuß, und lang und mühſam, wie Duldung. In jener Rückſicht gab ich

sie Ihnen. In dieser bleibe sie Ihnen selbst überlassen. Mäßigen Sie das allzuschnelle Strömen der Kraft in der Freude durch Nachdenken. Beschleunigen Sie den trägen Fortschritt durch regelmäßige Thätigkeit.

Am Ende ist ihr Recept doch nicht das, was ich suche. Sie verordnen eine Mixtur durch Verdünnung, halb nehm' ichs mit Dank an.

Lieber, Sie sind kein Chemist, sonst würden Sie wissen, daß durch ächte Mischung ein Drittes entsteht, was Beydes zugleich, und mehr, als Beydes ist.

4.

Sie haben doch Recht gehabt. Unsre Unterhaltung hat mich auf ein interessantes Resultat geführt.

Nun iſt die Reihe des Belehrtwerdens an mir. Ein Wechſel, der allein ächten Umgang gewährt.

Sie haben mir einen Weg durch die Zweifel über den Werth der Luſt gebahnt. Ich begreife nun, daß unſre urſprüngliche Exiſtenz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Luſt iſt. Die Zeit entſteht mit der Unluſt, daher alle Unluſt ſo lang und alle Luſt ſo kurz. Abſolute Luſt iſt ewig, außer aller Zeit; relative Luſt mehr oder weniger Ein angetheilter Moment.

Sie begeiſtern mich, nur wenig Schritte noch, und wir ſtehn auf der Höhe der innern Welt.

Ich weiß, welche Schritte ſie meynen. Unluſt iſt, wie die Zeit endlich. Alles Endliche entſteht aus Unluſt. So unſer Leben.

Ich löſe ſie ab, und fahre fort. Das Endliche iſt endlich. Was bleibt? Abſolute

Luſt, Ewigkeit, unbedingtes Leben. Und was haben wir in der Zeit zu thun, deren Zweck Selbſtbewußtſeyn der Unendlichkeit iſt?

Vorausgeſetzt, daß ſie einen Zweck hat: denn man könnte wohl fragen, ob nicht Zweckloſigkeit gerade die Illuſion charakteriſirt?

Auch das, indeß, was ſollen wir zu bewirken ſuchen? Verwandlung der Unluſt in Luſt und mit ihr der Zeit in Ewigkeit, durch eigenmächtige Abſonderung und Erhebung des Geiſtes, des Bewußtſeyns der Illuſion als ſolcher. Ja, Lieber, und hier an den Säulen des Herkules laſſen ſie uns einander umarmen, im Genuß der Ueberzeugung, daß es bey uns ſteht, das Leben wie eine ſchöne genialiſche Täuſchung, wie ein herrliches Schauſpiel zu betrachten, daß wir ſchon hier im Geiſt in abſoluter Luſt und Ewigkeit

ſeyn können, und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich ſey, der Fröhlichſte aller Gedanken werden kann und ſoll.

Dieſe Anſicht des Lebens, als ſzeitliche Illuſion, als Drama, möge uns zur andern Natur werden. Wie ſchnell werden dann trübe Stunden vorüber fliegen, und wie reizend wird uns nicht ſo die Vergänglichkeit vokommen! —

5.

A. Lieber Freund, ſchaffen ſie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürſten. Ich grüble nun ſchon lange, aber die verzweifelten Fürſten ſtehn mir nicht. Sie verſchwinden unter dem Focus meiner Aufmerkſamkeit. Sie müſſen nicht feuer- und lichtbeſtändig ſeyn. Iſt ein Be-

griff vom Fürſten etwa ein Rahmen um ein Bild der Aegyptiſchen Finſterniß?

B. Ein glücklicher Genius hat ſie gerade zu mir geführt. Ein günſtiger Zufall hat mich dieſes große Geheimniß gelehrt, daß ſich freilich, wie jedes Geheimniß, paradox genug hören läßt:

Fürſten ſind Nullen, ſie gelten an ſich nichts, aber mit Zahlen,
Die ſie beliebig erhöhn, neben ſich, gelten ſie viel.

A. Am Ende, Lieber, was ſollen alle dieſe Hypotheſen? Eine einzige wahrhaft beobachtete Thatſache iſt doch mehr werth, als die glänzendſte Hypotheſe. Das Hypotheſiren iſt eine gefährliche Spielerey. Es wird am Ende leidenſchaftlicher Hang zur Unwahrheit, und vielleicht hat nichts den beſten Köpfen und den Wiſſenſchaften mehr geſchadet, als dieſe Renommiſterey des phan-

taſtiſchen Verſtandes. Dieſe ſcientifiſche Unzucht ſtumpft den Sinn für Wahrheit gänzlich ab, und entwöhnt von ſtrenger Beobachtung, welche doch allein die Baſis aller Erweiterung und Entdeckung iſt.

V. Hypotheſen ſind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;
Iſt nicht Amerika ſelbſt durch Hypotheſe gefunden?
Hoch und vor allen lebe die Hypotheſe, nur ſie bleibt
Ewig neu, ſo oft ſie auch ſchon ſich ſelber beſiegte.

Und nun in Proſa die Nutzanwendung. Der Skeptiker, mein Freund, hat ſo wenig, wie der gemeine Empirismus, das Mindeſte zu Erweiterung der Wiſſenſchaft gethan. Der Skeptiker verleidet höchſtens den Hypothetikern den Ort, wo ſie ſtehn, macht ihnen den Boden ſchwanken; eine ſonderbare Art,

Fortſchritte zu Stande zu bringen: wenigſtens ein ſehr indirectes Verdienſt. Der ächte Hypothetiker iſt kein andrer, als der Erfinder, dem vor ſeiner Erfindung oft ſchon dunkel das entdeckte Land vor Augen ſchwebt, der mit dem dunkeln Bilde über der Beobachtung, dem Verſuche ſchwebt, und nur durch freie Vergleichung, durch mannichfache Berührung und Reibung ſeiner Ideen mit der Erfahrung, endlich die Idee trifft, die ſich negativ zur poſitiven Erfahrung verhält, daß beide dann auf immer zuſammenhängen, und ein neues und himmliſches Licht die zur Welt gekommene Kraft umſtrahlt. — —

IV.

Auch der Zufall iſt nicht unergründlich, er hat ſeine Regelmäßigkeit. —

Die allgemeinen Ausdrücke der ſcholaſtiſchen Philoſophie haben ſehr viel Ähnlichkeit mit den Zahlen, daher ihr myſtiſcher Gebrauch, ihre Perſonification, ihr muſikaliſcher Genuß, ihre unendlichfache Combination. — Alles aus Nichts erſchaffene Reale (wie z. B. die Zahlen und abſtracten Ausdrücke) hat eine wunderbare Verwandſchaft mit Dingen einer andern Welt, mit unendlichen Reihen ſonderbarer Combinationen und Verhältniſſe, gleichſam mit einer poetiſchen mathematiſchen und abſtrakten Welt an ſich. —

Die Scholaſtiker verwandelten alle Dinge in Abſtracta. Schade, daß ſie nicht zugleich in Beziehung auf dieſe Operation die entgegengeſetzte verſuchten, und über dieſes

Verfahren nachdachten, oder Schlüsse daraus zogen. —

Wären wir nicht von Grund aus mathematisch, so nähmen wir gar keine Unterschiede u. s. w. wahr. —

Die Mathematik ist ächte Wissenschaft, weil sie gemachte Kenntnisse enthält, Producte geistiger Selbstthätigkeit, weil sie methodisch genialisirt. Sie ist auch Kunst, weil sie genialisches Verfahren in Regeln gebracht hat, weil sie lehrt Genie zu seyn, weil sie die Natur durch Vernunft ersetzt. — Die höhere Mathematik beschäftigt sich mit dem Geiste der Größen, mit ihrem politischen Princip, mit der Größenwelt. —

Das höchste und reinste ist das gemeinste, das verständlichste; daher ist die Elementargeometrie höher als die höhere Geometrie. Je schwieriger und verwickelter eine Wissenschaft

ſchaft wird, deſto abgeleiteter, unreiner und vermiſchter iſt ſie. —

Die ganze Mathematik iſt eigentlich eine Gleichung im Großen für die andern Wiſſenſchaften. —

Was ihr die Logarithmen ſind, das iſt ſie den andern Wiſſenſchaften. —

Der Begriff der Mathematik iſt der Begriff der Wiſſenſchaft überhaupt. —

Alle Wiſſenſchaften ſollen daher Mathematik werden. —

Die jetzige Mathematik iſt wenig mehr, als ein ſpeciell-empiriſches Organon. —

Sie iſt eine Subſtitution zur bequemeren Reduction, ein Hülfsmittel des Denkens. —

Ihre vollſtändige Anwendbarkeit iſt ein nothwendiges Poſtulat ihres Begriffs. —

Sie iſt der vollgültige Zeuge des Natur-Idealismus. —

Der innige Zuſammenhang, die Sympathie des Weltalls, iſt ihre Baſis.

Zahlen ſind, wie Zeichen und Worte, Erſcheinungen, Repreſentationen κατ' ἐξοχήν.

Ihre Verhältniſſe ſind Weltverhältniſſe. Die reine Mathematik iſt die Anſchauung des Verſtandes, als Univerſum. —

Wunder, als widernatürliche Facta, ſind amathematiſch, aber es giebt kein Wunder in dieſem Sinn, und was man ſo nennt, iſt gerade durch Mathematik begreiflich, denn der Mathematik iſt nichts wunderbar. —

Achte Mathematik iſt das eigentliche Element des Magiers. —

In der Muſik erſcheint ſie förmlich als Offenbarung, als ſchaffender Idealismus. —

Hier legitimirt ſie ſich, als himmliſche Geſandtin, κατ' ἐνθουσιασμόν. —

Aller Genuß iſt muſikaliſch, mithin mathematiſch. —

Das höchste Leben ist Mathematik. —

Es kann Mathematiker der ersten Größe geben, die nicht rechnen können. —

Man kann ein großer Rechner seyn, ohne die Mathematik zu ahnden. —

Der ächte Mathematiker ist Enthusiast per se. Ohne Enthusiasmus keine Mathematik. —

Das Leben der Götter ist Mathematik. —

Alle göttliche Gesandten müssen Mathematiker seyn. —

Reine Mathematik ist Religion. —

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie. —

Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte. —

Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt. Der Zustand des Wissens

iſt Eudämonie, ſelige Ruhe der Beſchauung, himmliſcher Quietismus. —

Im Morgenlande iſt die ächte Mathematik zu Hauſe. In Europa iſt ſie zur bloßen Technik ausgeartet. —

Wer ein mathematiſches Buch nicht mit Andacht ergreift, und es wie Gottes-Wort lieſt, der verſteht es nicht. —

Jede Linie iſt eine Weltaxe. —

Eine Formel iſt ein mathematiſches Recept. —

Die Zahlen ſind die Drogmen. —

Die Arithmetik ihre Pharmacie. —

Die höhere Mathematik enthält am Ende nur Abkürzungs-Methoden.

Alle krummen Linien entſtehen nur durch ſich ſelbſt, wie Leben nur durch Leben entſteht. —

Die Mathematik iſt ein ſchriftliches Inſtrument, das noch unendlicher Perfection

fähig iſt, ein Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths. —

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmyſtik ſtatt finde; auch in der Geſchichte. Iſt nicht alles voll von Bedeutung, Symmetrie, Anſpielung und ſeltſamem Zuſammenhang? Kann ſich Gott nicht auch in der Mathematik offenbaren, wie in jeder andern Wiſſenſchaft?

V.

Ein wahrhafter Fürst ist der Künstler der Künstler, das ist, der Director der Künstler. Jeder Mensch sollte Künstler seyn, alles kann zur schönen Kunst werden: der Stoff des Fürsten sind die Künstler. Sein Wille ist sein Meißel. Er erzieht, stellt und weiset die Künstler an, weil nur er das Bild im Ganzen und aus dem rechten Standpunkte übersieht, weil nur ihm die große Idee, die durch vereinigte Kräfte und Ideen dargestellt und executirt werden soll, vollkommen gegenwärtig ist. Der Regent führt ein unendlich mannichfaches Schauspiel auf, in welchem Bühne und Parterre, Schauspieler und Zuschauer Eins sind, und er selbst Poet, Director und Held des Stücks zugleich ist. —

Es wird eine Zeit kommen, und das bald, wo man allgemein überzeugt seyn wird, daß kein König ohne Republik, und

keine Republik ohne König bestehn könne, daß beide so untheilbar sind, wie Körper und Seele, und daß ein König ohne Republik, so wie eine Republik ohne König nur Worte ohne Bedeutung sind. Daher entstand mit einer ächten Republik immer ein König zugleich, und zugleich mit einem ächten Könige eine Republik. Der ächte König wird Republik, die ächte Republik König seyn. —

Republik und Monarchie werden durch eine Unionsacte vereinigt. Es muß mehrere nothwendige Stufen von Staaten geben, die aber durch eine Union vereinigt seyn müssen. —

Ein einstürzender Thron ist wie ein fallender Berg, der die Ebene zerschmettert und da Ruinen und ein todtes Meer hinterläßt, wo sonst fruchtbares Land und lustige Wohnstätte war. —

Das Volk ist eine Idee. Wir sollen ein

Volk werden. Ein vollkommener Mensch ist ein kleines Volk. Ächte Populatität ist das höchste Ziel des Menschen. —

Die Basis aller ewigen Verbindungen ist eine absolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie, und des unsichtbaren Bundes ächter Denker. Hierin liegt die Möglichkeit einer Universalrepublik, welche die Römer bis zu den Kaisern zu realisiren begonnen hatten. Zuerst verließ August diese Basis, und Hadrian zerstörte sie ganz. —

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zusammenkünfte, Academieen, Collegien u. s. w. sind gleichsam die speciellen, innern Organe des mystischen Staatsindividuums. —

Ob sich nicht etwas für die neuerdings so sehr gemißhandelten Alltagsmenschen sagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen

Mittelmäßigkeit die meiſte Kraft? und ſoll der Menſch mehr als einer aus dem Popolo ſeyn? —

Alles Ausgezeichnete verdient den Oſtracismus, es iſt gut, wenn es ihn ſich ſelbſt giebt: alles Abſolute muß aus der Welt heraus. In der Welt muß man mit der Welt leben, man lebt nur, wenn man im Sinn der Menſchen lebt, mit denen man lebt. Alles Gute in der Welt kommt von innen her, (und alſo ihr von außen) aber es blitzt nur hindurch. Das Ausgezeichnete bringt die Welt weiter, aber es muß auch bald fort. —

Der Menſch hat den Staat zum Polſter der Trägheit zu machen geſucht, und doch ſoll der Staat gerade das Gegentheil ſeyn: er iſt eine Armatur der geſpannten Thätigkeit; ſein Zweck iſt, den Menſchen abſolut mächtig, und nicht abſolut ſchwach, nichts

zum trägſten, ſondern zum thätigſten Weſen zu machen: Der Staat überhebt den Menſchen keiner Mühe, ſondern er vermehrt ſeine Mühſeligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne ſeine Kraft in's Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfaſſenden Thätigkeit. —

Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate, er hat kein Eigenthum außer dem Staate. Das Völkerrecht iſt der Anfang zur univerſellen Geſetzgebung, zum univerſellen Staate. —

Der Staat iſt immer inſtinctmäßig nach der relativen Einſicht und Kenntniß der menſchlichen Natur eingetheilt worden; der Staat iſt immer ein Makroanthropos geweſen: die Zünfte die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände das Vermögen. Der Adel war das ſittliche Vermögen, der Prie-

ſter das religiöſe Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille. So daß jeder Staat immer ein allegoriſcher Menſch geweſen iſt. —

Der Staat wird zu wenig bey uns verkündigt. Es ſollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt ſind die meiſten Staatsgenoſſen auf einem ſehr gemeinen, dem feindlichen ſehr nahe kommenden Fuße mit ihm. —

Die Lehre vom Mittler leidet Anwendung auf die Politik. Auch hier ſind der Monarch, oder die Regierungsbeamten, Staats-Repräſentanten, Staatsmittler. Je geiſtvoller und lebendiger die Glieder ſind, deſto lebendiger, perſönlicher iſt der Staat. Aus jedem ächten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor, ſo wie in einer religiöſen Gemeinſchaft ein perſönlicher Gott gleichſam in tauſend Geſtalten ſich offenbart:

der Staat und Gott, so wie jedes geistige Wesen, erscheint nicht einzeln, sondern in tausend mannichfaltigen Gestalten; nur pantheistisch erscheint Gott ganz, und nur im Pantheismus ist Gott ganz überall in jedem Einzelnen. So ist für das große Ich das gewöhnliche Ich und das gewöhnliche Du nur Supplement; jedes Du ist ein Supplement zum großen Ich; wir sind gar nicht Ich, wir können und sollen aber Ich werden, wir sind Keime zum Ich-Werden. Wir sollen alles in ein Du, in ein zweites Ich verwandeln, nur dadurch erheben wir uns selbst zum großen Ich, das Eins und Alles zugleich ist. — —

Aus Ökonomie giebt es nur Einen König. Müßten wir nicht haushälterisch zu Werke gehn, so wären wir alle Könige. —

Die Ehe ist für die Politik, was der Hebel für die Maschinenlehre. Der Staat

besteht nicht aus einzelnen Menschen, sondern aus Paaren und Gesellschaften: die Stände der Ehe sind die Stände des Staats, Frau und Mann. Die Frau ist der sogenannte ungebildete Theil. —

Die Bevölkerung ist nie zu groß. Die zweckmäßige, systematische Beschäftigung der Menschenmasse ist das Hauptproblem des Politikers. Kein Stand wird übersetzt, ohne daß ein anderer Mangel leidet. Je mehr Abgaben, je mehr Staatsbedürfnisse, desto vollkommner der Staat. Keine Abgabe soll seyn, die nicht ein Gewinn für die Einzelnen ist: wie viel mehr müßte ein Mensch außer dem Staate anwenden, um sich Sicherheit, Recht, gute Wege, u. s. w. zu verschaffen! Nur wer nicht im Staate lebt, in dem Sinne, wie man in seiner Geliebten lebt, wird sich über Abgaben beschweren, denn sie sind der höchste Vortheil. Die

Abgaben kann man als Beſoldung des Staats, d. i. eines ſehr mächtigen, ſehr gerechten, ſehr klugen und ſehr amüſanten Menſchen betrachten. — Das Bedürfniß eines Staats iſt das dringendſte Bedürfniß für den Menſchen; um Menſch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staats. Der Staat hat natürlich Rechte und Pflichten wie der einzelne Menſch. Ein Menſch ohne Staat iſt ein Wilder. Alle Kultur entſpringt aus den Verhältniſſen eines Menſchen mit dem Staate, je gebildeter, deſto mehr Glied eines gebildeten Staats. Es giebt wilde und geſittete Staaten, moraliſche und unmoraliſche, genialiſche und Philiſter-Staaten. Staaten erziehen ſich entweder ſelbſt, oder werden von andern Staaten erzogen. —

Aus der Polariſirung der Stände müßte am Ende eine groſſe Welt entſtehn, ſo wie ein Pöbel. Der Haß des Gemeinen führt zum

Vornehmen, denn nur dies iſt dem Gemeinen entgegen geſetzt. Der gebildete Menſch muß beides vereinigen können, er muß beides ſeyn können, wann und wie er will. —

Der edle Kaufmannsgeiſt, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und beſonders zur Zeit der deutſchen Hanſe geblüht. Die Medicis, die Fugger waren Kaufleute, wie ſie ſeyn ſollten. Unſere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, ſind nichts als Krämer. —

Gold und Silber ſind das Blut des Staats. Häufungen des Bluts im Kopfe und Herzen verrathen Schwäche in beiden. Je ſtärker das Herz iſt, deſto lebhafter und freigebiger treibt es das Blut nach den äußern Theilen: warm und belebt iſt jedes Glied, und raſch und mächtig ſtrömt das Blut nach dem Herzen zurück. —

Wie wir den Pflanzenboden düngen, ſo

düngen uns die Pflanzen den Luftboden. Die Pflanzen sind Erdenkinder, wir Kinder des Äthers. Die Lunge ist eigentlich unser Wurzelkern, wir leben wenn wir athmen, und fangen unser Leben mit Athmen an. — (Kinder des Himmels freyten die Töchter der Erde.) Wir fressen die Pflanzen und sie gedeihn in unserm Moder. Was uns das Fressen ist, das ist den Pflanzen die Befruchtung. Empfangen ist das weibliche Genießen, Verzehren das männliche. (Ein Säufer ist einer liederlichen Frau zu vergleichen.) Das Befruchten ist die Folge des Essens, es ist die umgekehrte Operation; dem Befruchten steht das Gebähren, wie dem Essen das Empfangen entgegen. Der Mann ist gewissermaßen auch Weib, so wie das Weib Mann; entsteht etwa hieraus die verschiedene Schamhaftigkeit? —

Es giebt gar kein eigentliches Unglück

in

in der Welt. Glück und Unglück ſtehn in beſtändiger Wage. Jedes Unglück iſt gleichſam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundnem Hinderniß nur deſto mächtiger durchbricht. Dies iſt nirgend auffallender, als beim Mißwachs in der Oekonomie. —

Der Weltſtaat iſt der Körper, den die ſchöne Welt, die geſellige Welt beſeelt. Er iſt ihr nothwendiges Organ. —

An Gedanken intereſſirt uns entweder der Inhalt, die neue, frappante, richtige Function, oder ihre Entſtehung, ihre Geſchichte, ihre Verhältniſſe, ihre mannichfaltige Stellung, ihre mannichfaltige Anwendung, ihr Nutzen, ihre verſchiedenen Formationen. So läßt ſich ein an ſich trivialer Gedanke ſehr intereſſant bearbeiten; ein weitläuftiges Unternehmen der Art kann ſehr intereſſant ſeyn, ungeachtet das Reſultat eine Armſeligkeit iſt: hier iſt die Methode, der

Gang, der Proceß, das Intereſſante und Angenehme. Je reifer man iſt, deſto mehr wird man Intereſſe an Productionen der letztern Art haben. Das Neue intereſſirt weniger, weil man ſieht, daß ſich aus dem Alten ſo viel machen läßt. Man verliert die Luſt am Mannichfaltigen, je mehr man Sinn für die Unendlichkeit des Einzelnen bekömmt. Man lernt mit Einem Inſtrumente machen, wozu Andre hundert nöthig haben, und intereſſirt ſich überhaupt mehr für das Ausführen, als für das Erfinden. —

Das Eſſen iſt ein accentuirtes Leben. Eſſen, Trinken und Athmen entſpricht der dreyfachen Abtheilung der Körper in feſte, flüſſige und luftige. Der ganze Körper athmet, nur die Lippen eſſen und trinken; gerade das Organ, das in mannichfachen Tönen das wieder ausſendet, was der Geiſt bereitet

und durch die übrigen Sinne empfangen hat. Die Lippen sind für die Geselligkeit so viel: wie sehr verdienen sie den Kuß! Jede sanfte weiche Erhöhung ist ein symbolischer Wunsch der Berührung. So ladet uns alles in der Natur sigürlich und bescheiden zu seinem Genusse ein, und so dürfte die ganze Natur wohl weiblich, Jungfrau und Mutter zugleich seyn. —

Durch das Eigenthum wird der Besitz veredelt, wie durch die Ehe der körperliche Genuß. —

Das Postulat des weiblichen Mysticismus ist gäng und gäbe. Alles fordert von den Frauen unbedingte Liebe zum ersten besten Gegenstande. Welche hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbstschöpfungskraft ihres Geistes setzt dies nicht voraus! —

Die Muster der gewöhnlichen Weiblichkeit empfinden die Grenzen der jedesmaligen

Existenz sehr genau, und hüten sich gewissenhaft, dieselben zu überschreiten, daher ihre gerühmte Gewöhnlichkeit. Sie mögen selbst übertriebene Feinheiten, Delicatessen, Wahrheiten, Tugenden, Neigungen nicht leiden. Sie lieben Abwechselung des Gemeinen, Neuheit des Gewöhnlichen, keine neuen Ideen, aber neue Kleider, Einförmigkeit im Ganzen, oberflächliche Reize. Sie lieben den Tanz, vorzüglich wegen seiner Leichtigkeit, Eitelkeit und Sinnlichkeit. Zu guter Witz ist ihnen fatal, so wie alles Schöne, Große und Edle. Mittelmäßige und selbst schlechte Lectüre, Acteurs, Stücke u. s. w. machen ihnen Freude. —

Es giebt Menschen von eigensinniger und wunderlicher Individualität, die nicht zum Ehestande gemacht sind. Eheleute müssen eine Art von Mischung der Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit haben.

Sie müssen festen Charakter, als Sachen, haben, um ein Besitzthum seyn zu können, und doch geschmeidig, elastisch und durchaus bestimmt seyn, ohne eigensinnig und ängstlich zu werden. —

Liebe ohne Eifersucht ist nicht persönliche Liebe, sondern indirecte Liebe, man kann Vernunftliebe sagen, denn man liebt hier nicht als Person, sondern als Glied der Menschheit: man liebt die Rivale mehr als den Gegenstand. —

Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand. —

Das schöne Geheimniß der Jungfrau, das sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahndung einer künftigen Welt, die in ihr schlummert, und sich aus ihr entwickeln

ſoll. Sie iſt das treffendſte Ebenbild der Zukunft. —

Die Ehe bezeichnet eine neue, höhere Epoche der Liebe, die geſellige, die lebendige Liebe. Die Philoſophie entſteht mit der Ehe. —

Die Fröhlichkeit löſt allmählich alle Bande. Daher ſchickt ſie ſich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befeſtigung jener Bande eine heilige höhere Pflicht wird. Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Feſten beiwohnen. Ein milder Ernſt iſt die ihnen nöthige Stimmung, und eine klare Beſonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältniſſe ihr Beruf. — —

Gerade wegen der Einfachheit ihrer Verhältniſſe iſt die Moral ſo ſchwierig in der Praxis. —

Aller unbeſtimmte, allgemeine, ſubjective Trieb oder Reiz läßt ſich nur durch eine un-

endliche Reihe bestimmter Handlungen befriedigen, er strebt nach keinem Object; er erhält sich nur selbst; er ist eine sollicitatio perpetua; er ist die ewige Triebfeder unendlicher terminirter Veränderungen. —

Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille. —

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen so viele Kraft und Anstrengung, weil für den eigentlichen Menschen nichts ungewöhnlicher, nichts ungemeiner ist, als armselige Gewöhnlichkeit? — Das Höchste ist das Verständlichste, das Nächste, das Unentbehrlichste. Nur durch Unbekanntschaft mit uns selbst, Entwöhnung von uns selbst, entsteht hier eine Unbegreiflichkeit, die selbst unbegreiflich ist. —

Ein Verbrecher kann sich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenschlich behandelt. Sein Verbrechen war

ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der Tyranney. Maaß und Proportion giebt es nicht in dieser Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden. —

Der Mensch besteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit Preis, so giebt er sich selbst Preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth sich selbst. Es ist hier nicht die Rede vom Lügen, sondern vom Handeln gegen Überzeugung. —

Alle Menschen sind in einem perpetuirlichen Duell begriffen. —

Wenn der Mensch nicht weiter kann, so hilft er sich mit einem Machtspruche, oder einer Machthandlung: einem raschen Entschluß. —

Die Erhebung ist das vortrefflichste Mittel, das ich kenne, um auf einmal aus fatalen Collisionen zu kommen. So z. B. die

allgemeine Erhebung in Adelſtand, die Erhebung aller Menſchen zu Genie's, die Erhebung aller Phänomene in Wunderſtand, der Materie zu Geiſt, des Menſchen zu Gott, aller Zeit zur goldnen Zeit u. ſ. w. —

Neigungen ſind materiellen Urſprungs, Anziehungs- und Abſtoßungskräfte ſind hier wirkſam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbiren den Lauf des Menſchen, und man kann von leidenſchaftlichen Menſchen im eigentlichſten Sinne ſagen, daß ſie fallen. Wer ſich den Neigungen unbedingt ergiebt, handelt ſelbſt gegen das eigentliche Intereſſe der Neigungen, weil ſie nur durch einen verhältnißmäßigen Widerſtand eine volle und dauerhafte Wirkung thun können. —

Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler, als das Ideal der höchſten Stärke, des kräftigſten Lebens,

—

was man auch das Ideal der äſthetiſchen Größe (im Grunde ſehr richtig, der Meinung nach aber ſehr falſch) benannt hat. Es iſt das Maximum des Barbaren, und hat leider in dieſen Zeiten der verwildernden Cultur gerade unter den größten Schwächlingen ſehr viele Anhänger erhalten. Der Menſch wird durch dieſes Ideal zum Thier-Geiſte, eine Vermiſchung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat. —

Schon das Gewiſſen beweiſt unſer Verhältniß, Verknüpfung, (die Uebergangs-Möglichkeit) mit einer andern Welt, eine innere unabhängige Macht, und einen Zuſtand außer der gemeinen Individualität. — Hierauf allein beruht die Möglichkeit des thätigen Empiriſmus. Wir werden erſt Phyſiker werden, wenn wir imaginative

Stoffe und Kräfte zum Maaßſtab der Naturſtoffe und Kräfte machen. —

Es iſt ein bedeutender Zug in vielen Mährchen, daß, wenn Ein Unmögliches möglich wird, auch zugleich ein andres Unmögliches unerwartet möglich wird, daß, wenn der Menſch ſich ſelbſt überwindet, er auch zugleich die Natur überwindet, und ein Wunder vorgeht, welches ihm das entgegengeſetzte Angenehme gewährt, in dem Augenblick, als ihm das entgegengeſetzte Unangenehme angenehm ward. Dieſes ſind die Zauberbedingungen, z. B. ein Bär ſoll in einen Prinzen verwandelt werden, aber nur in dem Augenblicke, in welchem der Bär geliebt wird. Vielleicht geſchähe eine ähnliche Verwandlung, wenn der Menſch das Uebel in der Welt lieb gewönne; in dem Augenblick, in welchem ein Menſch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reitzendſte Wolluſt in ſeinen

Armen, die höchste positive Lust durchdränge ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Synthesis seyn? Je fürchterlicher der Schmerz, desto höher die darin verborgene Lust? Jede Krankheit ist vielleicht ein nothwendiger Anfang der innigeren Verbindung zweyer Wesen, der nothwendige Anfang der Liebe. So kann der Mensch enthusiastisch für Krankheiten und Schmerz werden, und vor allen den Tod als eine nähere Verbindung liebender Wesen ansehn. Fängt nicht überall das Beste mit Krankheit an? Halbe Krankheit ist Uebel, ganze Krankheit ist Lust, und zwar höhere. — Ließe sich das Uebel in der Welt vielleicht vertilgen, wie das Böse? Soll etwa die Poesie die Unlust, wie die Moral das Böse vertilgen? Der Uebergang des guten Herzens zur Tugend ist nicht durch das Böse, sondern durch die Philosophie. — Es giebt nichts absolut Böses, und

kein abſolutes Uebel. Es iſt möglich, daß der Menſch ſich allmählich abſolut böſe macht, und ſo allmählich auch ein abſolutes Uebel ſchafft, aber beides ſind künſtliche Producte, die der Menſch nach Gesetzen der Moral und Poeſie ſchlechthin annihiliren ſoll, nicht glauben, nicht annehmen. — Alles Uebel und Böſe iſt iſolirt und iſolirend, es iſt das Princip der Trennung. Durch Verbindung wird die Trennung aufgehoben und nicht aufgehoben, aber das Böſe und Uebel als ſcheinbare Trennung und Verbindung wird in der That durch wahrhafte Trennung und Vereinigung, die nur wechſelſeitig beſtehn, aufgehoben. — Ich vernichte das Böſe und Uebel u. ſ. w. durch Philoſophiren. Es iſt eine Erhöhung, eine Richtung des Böſen und Uebels auf ſich ſelbſt, welches beim Guten und der Luſt u. ſ. w. gerade umgekehrt der Fall iſt. —

Es ist sonderbar, daß der eigentliche Grund der Grausamkeit Wollust ist. —

Es ist wunderbar genug, daß nicht längst die Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und ihre gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat. —

Man kann immer zugeben, daß der Mensch einen vorwaltenden Hang zum Bösen hat, desto besser ist er von Natur, denn nur das Ungleichartige zieht sich an. —

Böse Menschen müssen das Böse aus Haß gegen die Bösen thun. Sie halten alles für böse, und darum ist ihr zerstörender Hang sehr natürlich, denn so wie das Gute das Erhaltende, so ist das Böse das Zerstörende. Dies reibt sich am Ende selbst auf, und widerspricht sich sogar im Begriff, dagegen sich jenes selbst bestätigt und in sich selbst besteht und fortdauert. Die Bösen müssen

wider ihren und mit ihrem Willen zugleich böse handeln; sie fühlen, daß jeder Schlag sie selbst trifft, und doch können sie das Schlagen nicht lassen. Bosheit ist nichts als eine Gemüthskrankheit, die in der Vernunft ihren Sitz hat, und daher so hartnäckig und nur durch ein Wunder zu heilen ist. —.

In Fichte's Moral sind die wichtigsten Ansichten der Moral. Die Moral sagt schlechthin nichts bestimmtes, sie ist das Gewissen, eine bloße Richterinn ohne Gesetz, sie gebietet unmittelbar, aber immer einzeln, sie ist durchaus Entschlossenheit. Gesetze sind der Moral durchaus entgegen. —

Spinoza und Andre haben mit sonderbarem Instinct alles in der Theologie gesucht, die Theologie zum Sitz der Intelligenz gemacht. Spinoza's Idee von einem kategorischen, imperativen, schönen oder vollkomm-

nen Wiſſen, einem an ſich befriedigenden Wiſſen, einem alles übrige Wiſſen annihilirenden und den Wiſſenstrieb angenehm aufhebenden Wiſſen, kurz, einem wollüſtigen Wiſſen (welche Idee allem Myſticismus zum Grunde liegt) iſt äußerſt intereſſant. — Iſt nicht die Moral, in ſo fern ſie auf Bekämpfung der ſinnlichen Neigung beruht, ſelbſt wollüſtig, ächter Eudämonismus? —

Wenn ein Menſch plötzlich wahrhaft glaubte, er ſey moraliſch, ſo würde er es auch ſeyn. —

Mir ſcheint ein Trieb in unſern Tagen allgemein verbreitet zu ſeyn, die äußere Welt hinter künſtlichen Hüllen zu verſtecken, vor der offnen Natur ſich zu ſchämen, und durch Verheimlichung und Verborgenheit der Sinnenweſen eine dunkle Geiſteskraft ihnen beizulegen. Romantiſch iſt der Trieb gewiß, allein der kindlichen Unſchuld

Klam-

Klarheit nicht vortheilhaft; besonders bei Geschlechtsverhältnissen ist dieß bemerklich. —

Jeder Tugend entspricht eine specifische Unschuld. Unschuld ist moralischer Instinct. Tugend ist die Prosa, Unschuld die Poesie. Es giebt rohe und gebildete Unschuld, die Tugend soll wieder verschwinden und Unschuld werden. —

Scham ist wohl ein Gefühl der Profanation. Freundschaft, Liebe und Pietät sollten geheimnißvoll behandelt werden. Man sollte nur in seltnen, vertrauten Momenten davon reden, sich stillschweigend darüber einverstehen. Vieles ist zu zart, um gedacht, noch mehreres, um besprochen zu werden. —

Unschuld und Unwissenheit sind Schwestern. Es giebt aber edle und gemeine Schwestern. Die gemeine Unschuld und Unwissenheit sind sterblich, sie haben hübsche Gesichter, aber ohne alle Bedeutung und

nicht dauerhaft: die edlen Schweſtern ſind unſterblich, ihre hohe Geſtalt iſt unveränderlich, und ewig leuchtet ihr Antlitz vom Tage des Paradieſes. Beide wohnen im Himmel und beſuchen nur die edelſten und geprüfteſten Menſchen. —

In ſo fern ein Ding für mich da iſt, bin ich ſein Zweck, es bezieht ſich auf mich, es iſt meinetwegen da. Mein Wille beſtimmt mich, alſo iſt er auch mein Eigenthum. Die Welt ſoll ſeyn, wie ich will. Urſprünglich iſt die Welt ſo wie ich will, wenn ich ſie alſo nicht ſo finde, ſo muß ich den Fehler dieſes Products in den beiden Factoren ſuchen, oder in Einem. Entweder iſt die Welt eine ausgeartete, oder mein widerſprechender Wille iſt nicht mein wahrer Wille, oder beides zugleich iſt ununterſcheidbar zugleich wahr. — Meine geiſtige Wirkſamkeit, meine Realiſation von Ideen, wird kei-

ne Decomposition und Umschaffung der Welt, (wenigstens nicht, in so fern ich Mitglied dieser bestimmten Welt bin) sondern es wird nur eine Variations-Operation seyn können. Ich werde unbeschadet der Welt und ihrer Gesetze, mittelst derselben, sie für mich ordnen, einrichten und bilden können. —

Ansicht der ganzen Welt durch den Moralsinn. Deduction des Universums aus der Moral, alle wahren Verbesserungen sind moralische Verbesserungen, alle wahren Erfindungen moralische Erfindungen, Fortschritte. (Verdienste des Sokrates.) —

Aller innere Sinn ist Sinn für Sinn. —

Sittliches Gefühl ist Gefühl des absolut schöpferischen Vermögens, der productiven Freiheit, der unendlichen Personalität, des Mikrokosmus, der eigentlichen Divinität in uns. —

Gott iſt ein gemiſchter Begriff. Es iſt aus der Vereinigung aller Gemüthsvermögen mittelſt einer moraliſchen Offenbarung entſtanden. —

Iſt unſre Unwiſſenheit etwa Bedingung unſrer Moralität? Wollen wir unwiſſend ſeyn, weil wir es, bewandten Umſtänden nach, wollen müſſen? Wir ſind nur unwiſſend, weil wir es wollen. —

Der rechtliche Zuſtand ſoll ein moraliſcher werden, und dann fallen alle Schranken und Beſtimmungen von ſelbſt weg, und jeder iſt und hat alles, unbeſchadet den Andern. — Die Mathematik bezieht ſich nur auf Recht, rechtliche Natur und Kunſt; nicht magiſche Natur und Kunſt; magiſch werden beide nur durch Moraliſirung. Liebe iſt der Grund der Möglichkeit der Magie. Die Liebe wirkt magiſch. — Alles Seyn ſoll in

ein Haben verwandelt werden. Seyn iſt einſeitig, Haben ſynthetiſch, liberal. —

Güte iſt Moralität. Schönheit iſt objective Güte, Wahrheit ſubjective Güte. Beide beziehen ſich auf die vernunftloſe Natur. Im Vernunftweſen iſt Recht der Wahrheit, Güte der Schönheit analog. —

Das Syſtem der Moral muß Syſtem der Natur werden. Alle Krankheiten gleichen der Sünde, darin, daß ſie Tranſcendenzen ſind. Unſre Krankheiten ſind alle Phänomene einer erhöhten Senſation, die in höhere Kräfte übergehen will. Wie der Menſch Gott werden wollte, ſündigte er. — Krankheiten der Pflanzen ſind Animaliſationen, Krankheiten der Thiere Rationaliſationen, Krankheiten der Steine Vegetationen. Sollte nicht jeder Pflanze ein Stein und ein Thier entſprechen? — Pflanzen ſind geſtorbene Steine, Thiere geſtorbene Pflanzen. —

Die Natur ſoll moraliſch werden, wir ſind ihre Erzieher, ihre moraliſchen Tangenten, ihre moraliſchen Reize. — Läßt ſich die Moralität, wie der Verſtand u. ſ. w. objectiviren und organiſiren? —

Die Natur wird moraliſch ſeyn, wenn ſie aus ächter Liebe zur Kunſt ſich der Kunſt hingiebt, thut, was die Kunſt will; die Kunſt, wenn ſie aus ächter Liebe zur Natur für die Natur lebt, und mit der Natur arbeitet. Beide müſſen es zugleich, aus eigner Wahl, um ihrer ſelbſt willen, und aus fremder Wahl, um des andern willen, thun. Sie müſſen in ſich ſelbſt mit dem Andern, und mit ſich ſelbſt im Andern zuſammen treffen. —

Sollte die Menſchen-Pſychologie etwa wie die Wiſſenſchaftslehre bloß den Menſchen als ein Ganzes, als ein Syſtem betrachten, (und bloß von oben herunter) und

Pſychologie überhaupt nur mit Ganzen zu thun haben? Dann ſcheint mir Pſychologie und Phyſiologie vollkommen Eins, und die Seele nichts als Prinzip des Syſtems, Subſtanz zu ſeyn, ihre Wohnſtätte wäre der Himmel. — Phyſiologie überhaupt wäre Welt-Pſychologie, und Natur- und Seele auch eins; da unter Natur doch nur Geiſt des Ganzen, ſubſtantielles Prinzip verſtanden wird. — — Gott und Natur muß man alſo trennen. Gott hat gar nichts mit der Natur zu ſchaffen, er iſt das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem ſie einſt harmoniren ſoll. Die Natur ſoll moraliſch werden. — — Der moraliſche Gott iſt etwas viel höheres als der magiſche Gott. — — Wir müſſen Magier zu werden ſuchen, um recht moraliſch ſeyn zu können. Je moraliſcher, deſto harmoniſcher mit Gott, deſto göttlicher, deſto verbündeter mit Gott. Nur durch den

moraliſchen Sinn wird uns Gott vernehmlich. Der moraliſche Sinn iſt der Sinn für Daſeyn ohne äußere Affection, der Sinn für Bund, der Sinn für das Höchſte, der Sinn für Harmonie, der Sinn für frei gewähltes und erfundenes und dennoch gemeinſchaftliches Leben und Sinn; der Sinn für das Ding an ſich, der ächte Divinationsſinn. (Divinieren, etwas ohne Veranlaſſung, Berührung, vernehmen.) Das Wort Sinn, das auf unmittelbares Erkenntniß, Berührung, Miſchung, hindeutet, iſt hier freilich nicht recht ſchicklich, indeß iſt es ein unendlicher Ausdruck, wie es unendliche Größen giebt. Das Eigentliche kann hier nur approximando, zur Nothdurft, ausgedrückt werden. Es iſt Nicht-Sinn, oder Sinn, gegen den jenes Nicht-Sinn iſt. — — Moraliſch handeln und religiös handeln ſind alſo aufs innigſte vereinigt. Man ſoll gänz-

lich innere und äußere Harmonie beabsichtigen, zugleich das Gesetz und den Willen Gottes, jedes um sein selbst willen, erfüllen. Es giebt also ein einseitiges moralisches und ein einseitiges religiöses Handeln. —

Können Wunder Überzeugung wirken? Oder wäre nicht wahrhafte Überzeugung, diese höchste Function unsers Gemüths und unsrer Personalität, das einzige, wahre, Gott verkündende Wunder? Jedes Wunder muß isolirt in uns bleiben, unverknüpft mit unserm übrigen Bewußtseyn, ein Traum. Aber eine innige moralische Überzeugung, eine göttliche Anschauung, dies wäre ein reales bleibendes Wunder. —

Sollten gewisse intellectuelle Gränzen oder Unvollkommenheiten der Religion wegen da seyn, wie die Hülflosigkeit der Liebe wegen? Wir haben uns, um verbunden zu seyn auf unendliche Art, auch mit den Transmunda-

nern, zu Menschen bestimmt, und einen Gott zu einem Monarchen gewählt. Deduction der Geister und der Wesen der Vernunft. Unser Verhältniß mit ihnen. Wir haben keine Gränze des intellectuellen Fortschritts, aber wir sollen uns welche ad hunc actum, transitorische Gränzen setzen, begränzt und unbegränzt zugleich seyn, Wunder thun können aber keine thun wollen, alles wissen können aber nicht wollen. — Mit der richtigen Bildung unsers Willens geht auch die Bildung unsers Könnens und Wissens fort. In dem Augenblick, wo wir vollkommen moralisch sind, werden wir Wunder thun können, d. i. wo wir keine thun wollen, höchstens moralische. (Christus.) Der Wunder höchstes ist eine tugendhafte Handlung, ein Actus der freien Determination. —

Die Moral ist wohlverstanden das eigentliche Lebens-Element des Menschen.

Sie ist innig eins mit der Gottesfurcht. Unser eigner sittlicher Wille ist Gottes Wille. Indem wir seinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unser eignes Daseyn, und es ist, als hätten wir um unsrer selbst willen, aus innrer Natur so gehandelt. Die Sünde ist allerdings das eigentliche Übel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde versteht, versteht die Tugend und das Christenthum, sich selbst und die Welt. Ohne dies Verständniß kann man sich Christi Verdienst nicht zu eigen machen, man hat keinen Theil an dieser zweiten höhern Schöpfung. — —

VI.

Wenn der Geist heiligt, so ist jedes ächte Buch Bibel. Aber selten nur wird ein Buch um des Buchs willen geschrieben, und wenn Geist gleich edlem Metall ist, so sind die meisten Bücher Ephraimiten. Freilich muß jedes nützliche Buch wenigstens stark legirt seyn. Rein ist das edle Metall im Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte. —

Sollte die Bibel nicht noch im Wachsen begriffen seyn? —

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beim Erwachen geblendet werden, wenn wir von sichtbaren Gegenständen geträumt haben. Wohl also denen, die hier schon vom Sehen träumten! Sie werden

früher die Glorie jener Welt ertragen können. —

Wenn die Welt gleichsam ein Niederschlag aus der Menschennatur ist, so ist die Götterwelt eine Sublimation derselben. Beide geschehen uno actu. Keine Präcipitation ohne Sublimation. Was dort an Agilität verlohren geht, wird hier gewonnen. —

Die Fantasie setzt die künftige Welt entweder in die Höhe, oder in die Tiefe, oder in der Metempsychose zu uns. Wir träumen von Reisen durch das Weltall: ist denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefe unsers Geistes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns, oder nirgend ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt ist die Schattenwelt, sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt scheint es uns freilich innerlich so dunkel, einsam,

gestaltlos; aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsterung vorbei, und der Schattenkörper hinweg gerückt ist. Wir werden mehr genießen als je, denn unser Geist hat entbehrt. —

Leben ist der Anfang des Todes. Das Leben ist um des Todes willen. Der Tod ist Endigung und Anfang zugleich, Scheidung und nähere Selbstverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduction vollendet. —

Im höchsten Schmerz tritt zuweilen eine Paralysis der Empfindsamkeit ein. Die Seele zersetzt sich. Daher der tödliche Frost, die freie Denkkraft, der schmetternde unaufhörliche Witz dieser Art von Verzweiflung. Keine Neigung ist mehr vorhanden; der Mensch steht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt

er ſich allmählig ſelbſt, und iſt ſeinem Prinzip nach Miſanthropos und Miſotheos.

Manche Leute hängen wohl darum ſo an der Natur, weil ſie als verzogene Kinder ſich vor dem Vater fürchten, und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen. —

Nichts iſt zur wahren Religioſität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit verbindet. Unmittelbar kann der Menſch ſchlechterdings nicht mit derſelben in Verhältniß ſtehn. In der Wahl dieſes Mittelglieds muß der Menſch durchaus frey ſeyn. Der mindeſte Zwang hierin ſchadet ſeiner Religion. Die Wahl iſt charakteriſtiſch, und es werden mithin die gebildeten Menſchen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, da hingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier beſtimmt werden wird. Da aber ſo wenig Menſchen einer freyen Wahl überhaupt fähig ſind, ſo wer-

den manche Mittelglieder allgemeiner werden; sey es durch Zufall, durch Association, oder ihre besondere Schicklichkeit dazu. Auf diese Art entstehen Landesreligionen. Je selbstständiger der Mensch wird, desto mehr vermindert sich die Quantität des Mittelgliedes, die Qualität verfeinert sich, und seine Verhältnisse zu demselben werden mannichfaltiger und gebildeter. Fetische, Gestirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmensch. Man sieht bald, wie relativ diese Wahlen sind, und wird anvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Wesen der Religion wohl nicht von der Beschaffenheit des Mittlers abhange, sondern lediglich in der Ansicht desselben, in den Verhältnissen zu ihm bestehe. —

Es ist ein Götzendienst im weitern Sinn, wenn ich diesen Mittler in der That für Gott selbst ansehe. Es ist Irreligion, wenn

ich

ich gar keinen Mittler annehme; und in so fern ist Aberglaube und Götzendienst, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaismus nennen kann, beides Irreligion. Hingegen ist Atheismus nur Negation aller Religion überhaupt, und hat also gar nichts mit der Religion zu schaffen. Wahre Religion ist, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichsam für das Organ der Gottheit hält, für ihre sinnliche Erscheinung. In dieser Hinsicht erhielten die Juden zur Zeit der Babylonischen Gefangenschaft eine ächt religiöse Tendenz, eine religiöse Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der sie auf eine wunderbare Weise von Grund aus umwandelte, und sie in der merkwürdigsten Beständigkeit bis auf unsere Zeiten erhielt.

Die wahre Religion scheint aber bey einer nähern Betrachtung abermals antino-

misch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Licenz, indem ich Pantheismus nicht im gewöhnlichen Sinn nehme, sondern darunter die Idee verstehe, daß alles Organ der Gottheit, Mittler seyn könne, indem ich es dazu erhebe: so wie Monotheismus im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein solches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemessen sey, und wodurch Gott allein sich vernehmen lasse, welches ich also zu wählen durch mich selbst genöthigt werde: denn ohne dem würde der Monotheismus nicht wahre Religion seyn.

So unverträglich auch beyde zu seyn scheinen, so läßt sich doch ihre Vereinigung bewerkstelligen, wenn man den monotheistischen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheismus macht, und diese gleichsam

durch ihn centrirt, ſo daß beide einander, jedoch auf verſchiedene Weiſe, nothwendig machen. —

Das Gebet, oder der religiöſe Gedanke beſteht alſo aus einer dreyfach aufſteigenden, untheilbaren Abſtraction oder Setzung. Jeder Gegenſtand kann dem Religiöſen ein Tempel im Sinn der Auguren ſeyn. Der Geiſt dieſes Tempels iſt der allgegenwärtige Hoheprieſter, der monotheiſtiſche Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältniſſe mit der Gottheit ſteht. —

Jedes Willkührliche, Zufällige, Individuelle kann unſer Weltorgan werden. Ein Geſicht, ein Stern, eine Gegend, ein alter Baum u. ſ. w. kann Epoche in unſerm Innern machen. Dies iſt der große Realismus des Fetiſchdienſtes. —

Licht iſt Symbol der ächten Beſonnenheit. Alſo iſt Liche der Analogie nach Ac-

tion der Selbſtnährung der Materie. Der Tag iſt alſo das Bewußtſeyn des Wandelſterns, und während die Sonne, wie ein Gott, in ewiger Selbſtthätigkeit die Mitte beſeelt, thut ein Planet nach dem andern auf längere oder kürzere Zeit das Eine Auge zu, und erquickt in kühlem Schlafe ſich zu neuem Leben und Anſchauen. Alſo auch hier Religion. Denn iſt das Leben der Planeten etwas anders, als Sonnendienſt? Auch hier kommſt du uns alſo entgegen, uralte, kindliche Religion der Parſen, und wir finden in dir die Religion des Weltalls. —

Sonderbar genug iſt es, daß die griechiſche Mythologie ſo unabhängig von der Religion war. Es ſcheint, daß die Kunſtbildung in Griechenland vor der Religion, und ein unendlich erhabener Idealismus der Religion den Griechen Inſtinct war. Die Religion war weſentlich Gegenſtand der menſchli-

chen Kunſt. Die Kunſt ſchien göttlich, oder die Religion künſtlich und menſchlich. Der Kunſtſinn war der Religion-Erzeugungsſinn, die Gottheit offenbarte ſich durch die Kunſt. —

Die Geiſtlichen und Herrenhuter haben doch das Vorzügliche und Bemerkenswerthe, daß ſie Idealiſten von Profeſſion ſind, und Religion ex profeſſo treiben, ſie zu ihrem Hauptgeſchäfte machen, und eigentlich auf dieſer Welt in einer andern und für eine andere leben. —

Sicherheit vor ſich ſelbſt und den unſichtbaren Mächten, war die Baſis der bisherigen geiſtlichen Staaten. —

Unter Menſchen muß man Gott ſuchen. In den menſchlichen Begebenheiten, in menſchlichen Gedanken und Empfindungen offenbart ſich der Geiſt des Himmels am hellſten. —

In gottesdienſtlichen Verſammlungen

ſollte jeder aufſtehen und aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen göttliche Geſchichte den andern mittheilen, dieſe religiöſe Aufmerkſamkeit auf die Sonnenblicke der andern Welt iſt ein Haupterforderniß des religiöſen Menſchen. Wie man alles zum Gegenſtande eines Epigramms oder eines Einfalls machen kann, ſo kann man auch alles in einen Spruch, in ein religiöſes Epigramm, in Gottes Wort verwandeln. —

Noch iſt keine Religion. Man muß eine Bildungsſchule ächter Religion erſt ſtiften. Glaubt ihr, daß es Religion gebe? Religion muß gemacht und hervorgebracht werden durch die Vereinigung mehrerer Menſchen. — Liebe kann durch abſoluten Willen in Religion übergehen. Des höchſten Weſens wird man nur durch Tod werth. (Verſöhnungstod.) —

Die Religion enthält unendliche Weh-

muth. Sollen wir Gott lieben, ſo muß er hülfsbedürftig ſeyn. In wie fern iſt im Chriſtianismus dieſe Aufgabe gelöſt? —

Spinoza iſt ein Gott-trunkener Menſch. —

Der Spinozismus iſt eine Uberſättigung mit Gottheit; Unglauben ein Mangel an göttlichem Organ und an Gottheit. Es giebt alſo directe und indirecte Atheiſten. Je beſonnener und ächt poetiſcher der Menſch iſt, deſto geſtalteter und hiſtoriſcher wird ſeine Religion ſeyn. —

Sollte der Teufel, als Vater der Lüge, ſelbſt nur ein nothwendiges Geſpenſt ſeyn? Trug und Illuſion ſtehn allein der Wahrheit, Tugend und Religion entgegen. — Dem freien Willen ſtehn die Grille, die ſclaviſche Willkühr, der Aberglaube, die Laune, die Verkehrtheit, die durch lauter Zufälligkeiten beſtimmte Willkühr gegen über, daraus geht die Täuſchung hervor. —

Es giebt manche Blumen auf dieſer Welt, die überirdiſchen Urſprungs ſind, die in dieſem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Herolde, rufende Boten eines beſſern Daſeyns ſind. Unter dieſe Boten gehören vorzüglich Religion und Liebe. Das höchſte Glück iſt, ſeine Geliebte gut und tugendhaft zu wiſſen, die höchſte Sorge iſt die Sorge für ihren Edelſinn. Aufmerkſamkeit auf Gott, und Achtſamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmliſchen Ueberzeugung und Beruhigung in unſre Seelen einbricht, iſt das Wohlthätigſte, was man für ſich und ſeine Lieben haben kann. —

Alle unſre Neigungen ſcheinen nichts als angewandte Religion zu ſeyn; das Herz ſcheint gleichſam das religiöſe Organ. Vielleicht iſt das höhere Erzeugniß des productiven Herzens nichts anders als der Himmel. — Indem das Herz, abgezogen von allen

einzelnen wirklichen Gegenſtänden ſich ſelbſt empfindet, ſich ſelbſt zu einem idealiſchen Gegenſtande macht, entſteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen ſich in Eine, deren wunderbares Object ein höheres Weſen, eine Gottheit iſt, daher ächte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfaßt. Dieſer Naturgott ißt uns, gebiert uns, ſpricht mit uns, erzieht uns, läßt ſich von uns eſſen, von uns zeugen und gebären, und iſt der unendliche Stoff unſrer Thätigkeit und unſers Leidens. — Machen wir die Geliebte zu einem ſolchen Gott, ſo iſt dies angewandte Religion. —

Religionslehre iſt wiſſenſchaftliche Poeſie. Poeſie iſt unter den Empfindungen, was Philoſophie in Beziehung auf Gedanken iſt. —

Die Religion begreift das ganze Gebiet des ſogenannten Überſinnlichen und Überirdi-

ſchen in ſich. Sie iſt theils theoretiſch, theils praktiſch. —

Die Katholiſche Religion iſt gewiſſermaßen ſchon angewandte chriſtliche Religion. Auch die Fichteſche Philoſophie iſt vielleicht angewandter Chriſtianismus. —

Eine Predigt iſt ein Bruchſtück der Bibel, des heiligen Buchs, des kanoniſchen Theils der Bibel. Jede Predigt ſoll Religion erwecken, Religions-Wahrheiten vortragen: ſie iſt das Höchſte, was ein Menſch liefern kann. Predigten enthalten Betrachtungen Gottes und Experimente Gottes. Jede Predigt iſt eine Inſpirationswirkung, ſie muß und kann nur genialiſch ſeyn. Wie vermeidet man bei Darſtellung des Vollkommnen, die Langeweile? Die Betrachtung Gottes ſcheint als eine religiöſe Unterſuchung zu monoton; man erinnre ſich an die vollkommenen Charaktere im Schauſpiele, an die Trocken-

heit eines ächten, reinen philoſophiſchen oder mathematiſchen Syſtems. So iſt ſelbſt die Betrachtung Jeſu ermüdend. Die Predigt muß pantheiſtiſch ſeyn, angewandte, individuelle Religion, individualiſirte Theologie enthalten. —

Aller Glauben iſt wunderbar und wunderthätig: Gott iſt in dem Augenblicke, da ich ihn glaube. — Glauben iſt indirect-wunderthätige Kraft. Durch den Glauben können wir in jedem Augenblick Wunder thun für uns, oft für andre mit, wenn ſie Glauben zu uns haben. — Glaube iſt hienieden wahrgenommene Wirkſamkeit und Senſation in einer andern Welt, ein vernommener transmundaner Actus. Der ächte Glaube bezieht ſich nur auf Dinge einer andern Welt. Glaube iſt Empfindung des Erwachens und Wirkens in einer andern Welt. Angewandter, irdiſcher Glaube iſt Willen.

Glauben ist Wahrnehmung des realisirten Willens. —

Die Meinung von der Negativität des Christenthums ist vortreflich; das Christenthum wird dadurch zum Rang ‚der Grundlage der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menschenthums erhaben, eines lebendigen, moralischen Raums. — Auch schließt sich dies schön an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit, deren Persönlichkeit und Urkraft mir unbeschreiblich einleuchtend geworden ist. Die Thätigkeit des Raums und der Zeit ist die Schöpfungskraft, und ihre Verhältnisse sind die Angeln der Welt. — Absolute Abstraction, Vernichtung des Jetzigen, Apotheose der Zukunft, dieser eigentlichen bessern Welt, dies ist der Kern der Gehrifte des Christenthums, und hiemit schließt es sich an die Religion der Antiquare, die Göttlichkeit

der Antike, die Herſtellung des Alterthums, als der zweite Hauptflügel an; beide halten das Univerſum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit. —

Die chriſtliche Religion iſt die eigentliche Religion der Wolluſt. Die Sünde iſt der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je ſündiger ſich der Menſch fühlt, deſto chriſtlicher iſt er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit iſt der Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben ſind ein ächt chriſtliches Product. —

Die chriſtliche Religion iſt auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß ſie ſo entſchieden den bloßen guten Willen im Menſchen und ſeine eigentliche Natur ohne alle Ausbildung in Anſpruch nimmt und darauf Werth legt. Sie ſteht in Oppoſition mit

Wiſſenſchaft und Kunſt und eigentlichem Genuß.

Vom gemeinen Manne geht ſie aus. Sie beſeelt die große Majorität der Beſchränkten auf Erden.

Sie iſt das Licht, was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt.

Sie iſt der Keim alles Demokratismus, die höchſte Thatſache der Populartät.

Ihr unpoetiſches Äußere, ihre Ähnlichkeit mit einem modernen häuslichen Gemälde ſcheint ihr nur geliehen zu ſeyn.

Sie iſt tragiſch und doch unendlich mild, ein ächtes Schauſpiel, Vermiſchung des Luſt- und Trauerſpiels.

Die griechiſche Mythologie ſcheint für die gebildeteren Menſchen zu ſeyn, und alſo in gänzlicher Oppoſition mit dem Chriſtenthum. Der Pantheism iſt ein drittes Ende. —

Die Vernichtung der Sünde, dieſer al-

ten Last der Menschheit und alles Glaubens an Buße und Sühnung ist durch die Offenbarung des Christenthums eigentlich bewirkt worden. —

Die Zukunft ist nicht für den Kranken, nur der Blick des Gesunden kann sich dreist in ihre wunderlichen Wege verlieren. Unglück ist der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher sich auch die alten Heiligen selbst in Unglück stürzten. —

Märtyrer sind geistliche Helden. Jeder Mensch hat wohl seine Märtyrerjahre. Christus war der große Märtyrer unsers Geschlechts; durch ihn ist das Märtyrerthum unendlich tiefsinnig und heilig geworden. —

Man sollte sich schämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu denken was man wollte. Bitte Gott um seinen Beistand, daß er die ängstlichen Gedanken verjagen helfe. Lerne nur erst ei-

nen ängstlichen Gedanken auch gleich als solchen kennen. Mit innigem Gebet und festem Vorsatz ist vieles möglich. Sobald du ängstlich wirst, und traurige, bängliche Vorstellungen sich dir aufdringen, so fange an recht herzlich zu beten. Gelingt es die ersten Male nicht, so gelingt es gewiß mit der Zeit. Hat man Gott im Herzen, so grübelt man nicht, dann ist nur Eine große, erhebende Empfindung in der Seele. Auf dem göttlichen Gesichtspunkte giebt es keine Wolken, da ist nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit. Der Mann ist anders, als das Kind. Mann seyn kommt von Gott. Die Alten waren immer fröhlich. —

— Beten ist in der Religion, was Denken in der Philosophie ist. Beten ist Religion machen; Predigten sollten eigentliche Gebete seyn. Der religiöse Sinn betet, wie das Denkorgan denkt. Religion geht auf Reli-

gion

gion, ſie hat eine eigne religiöſe Welt, ein eignes religiöſes Element. —

Der heilige Geiſt iſt mehr als die Bibel, er ſoll unſer Lehrer des Chriſtenthums ſeyn, nicht todter, indiſcher, zweydeutiger Buchſtabe. —

Unſer ganzes Leben iſt Gottesdienſt. —

Eine Verbindung, die auch für den Tod geſchloſſen iſt, iſt eine Hochzeit, die uns eine Genoſſin für die Nacht giebt. Im Tode iſt die Liebe am ſüßeſten; für den Liebenden iſt der Tod eine Brautnacht, ein Geheimniß ſüßer Myſterien. —

Iſt es nicht klug für die Nacht ein geſelliges Lager zu ſuchen?

Darum iſt klüglich geſinnt, der auch Entſchlummerte liebt. — —

Die Fabellehre enthält die Geſchichte der urbildlichen Welt, ſie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft. — Die Menſchen-

welt iſt das gemeinſchaftliche Organ der Götter; Poeſie vereinigt ſie, wie uns. —

Die höchſten Kunſtwerke ſind ſchlechthin ungefällig, ſie ſind Ideale, die nur appróximando gefallen können und ſollen, äſthetiſche Imperative. So ſoll auch das Moralgeſetz approximando Neigung werden. —

In eigentlichen Poemen iſt keine als die Einheit des Gemürtes, [illegible]

Der Geiſt der Poeſie iſt das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht. —

Alles Vollendete ſpricht ſich nicht allein, es ſpricht eine ganze mitverwandte Welt aus. Daher ſchwebt um das Vollendete jeder Art der Schleier der ewigen Jungfrau, den die leiſeſte Berührung in magiſchen Duft auflöſt, der zum Wolkenwagen des Sehers wird. Es iſt nicht die Antike allein, die wir ſehen, ſie iſt der Himmel, das Fernrohr und

der Fixſtern zugleich, und mithin eine ächte Offenbarung einer höheren Welt. — Man glaube nur auch nicht allzuſteif, daß die Antike und das Vollendete gemacht ſey, gemacht, was wir ſo gemacht nennen. Sie ſind ſo gemacht, wie die Geliebte durch das verabredete Zeichen des Freundes in der Nacht; wie der Funken durch die Berührung der Leiter, oder der Stern, durch die Bewegung im Auge. — — Mit jedem Zuge der Vollendung ſpringe das Werk vom Meiſter ab in mehr als Raumfernen, und ſo ſieht mit dem letzten Zuge der Meiſter ſein vergebliches Werk durch eine Gedankenkluft von ſich getrennt, deren Weite er ſelbſt kaum faßt, und über die nur die Einbildungskraft, wie der Schatten des Rieſen Intelligenz (Goethe's Mährchen) zu ſetzen vermag. In dem Augenblicke, als es ganz ſein werden ſollte, ward es mehr als er,

ſein Schöpfer, er zum unwiſſenden Organ und Eigenthum einer höhern Macht. Der Künſtler gehört dem Werke und nicht das Werk dem Künſtler. —

Der Sinn für Poeſie hat viel mit dem Sinn für Myſticismus gemein, er iſt der Sinn für das Eigenthümliche, Perſonelle, Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er ſtellt das Undarſtellbare dar, er ſieht das Unſichtbare, fühlt das Unfühlbare. Kritik der Poeſie iſt ein Unding; es iſt ſchon ſchwer zu entſcheiden, ob etwas Poeſie ſey, oder nicht. Der Dichter iſt wahrhaft ſinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Es ſtellt im eigentlichſten Sinne das Subject-Object vor, Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts, ſeine Ewigkeit. Der Sinn für Poeſie hat nahe Verwandtſchaft mit dem Sinn der Weißagung und dem re-

ligiöſen Sinn, dem Wahnſinn überhaupt. Der Dichter ordnet, vereinigt, wählt, erfindet, und es iſt ihm ſelbſt unbegreiflich, warum gerade ſo und nicht anders. —

Es giebt einen ſpeciellen Sinn für Poeſie, eine poetiſche Stimmung in uns. Die Poeſie iſt durchaus perſonell, und darum unbeſchreiblich und nicht zu definiren. Wer es nicht unmittelbar weiß und fühlt, was Poeſie iſt, dem läßt ſich kein Begriff davon beibringen. Poeſie iſt Poeſie, von Sprech- oder Redekunſt unendlich verſchieden. —

Man ſucht mit der Poeſie, die gleichſam nur das mechaniſche Inſtrument dazu iſt, innere Stimmungen, oder Gemählde und Anſchauungen hervorzubringen, vielleicht auch geiſtige Tänze u. ſ. w. Poeſie iſt Gemüthserregungskunſt. —

Poeſie iſt Darſtellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Geſammtheit. Schon

ihr Medium, die Worte, deuten es an, denn sie sind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plastik zur äußern gestalteten Welt und die Musik zu den Tönen ist. Effect ist ihr gerade entgegen gesetzt, in so fern sie plastisch ist, doch giebt es eine musikalische Poesie, die das Gemüth selbst in ein mannichfaltiges Spiel von Bewegungen setzt. —

Dem Dichter ist ein ruhiger, aufmerksamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdischer Geschäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine sorgenfreie Lage, Reisen, Bekanntschaft mit vielartigen Menschen, mannichfache Anschauungen, Leichtsinn, Gedächtniß, Gabe zu sprechen, keine Anheftung an Einen Gegenstand, keine Leidenschaft im vollen Sinn, eine vielseitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten ſind Iſolatoren und Leiter des poetiſchen Stroms zugleich.

Der Poet gebraucht die Dinge und Worte wie Taſten und die ganze Poeſie beruht auf thätiger Ideenaſſociation, auf ſelbſtthätiger, abſichtlicher, idealiſcher Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter iſt allwiſſend, er iſt eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, ſich andre Gedanken vorzuſtellen, auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannichfaltigſten Ausdrücken darzuſtellen. Wie ein Tonkünſtler verſchiedene Töne und Inſtrumente in ſeinem Innern ſich vergegenwärtigen, ſie vor ſich bewegen laſſen und ſie auf mancherlei Weiſe verbinden kann, ſo daß er gleichſam der Lebensgeiſt dieſer Klänge und Melodieen wird; wie gleichfalls ein Mahler, als Meiſter und Erfinder farbiger Geſtalten, dieſe nach ſeinem Gefallen zu

verändern, gegen einander und neben einander zu ſtellen und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen verſteht; ſo muß der Dichter den redenden Geiſt aller Dinge und Handlungen in ſeinen unterſchiedlichen Trachten ſich vorzubilden, und alle Gattungen von Sprachart zu fertigen und mit beſonderm, eigenthümlichem Sinn zu beſeelen vermögend ſeyn. Geſpräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beſchreibungen, leidenſchaftliche Äußerungen, mit allen möglichen Gegenſtänden angefüllt, unter mancherlei Umſtänden und von tauſend verſchiedenen Menſchen muß er erfinden, und in angemeßnen Worten aufs Papier bringen können. Er muß im Stande ſeyn über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weiſe zu ſprechen und das Sprechen oder Schreiben muß ihn ſelbſt zum Schreiben und Sprechen begeiſtern. —

Sollten die Grundgeſetze der Fantaſie die Entgegengeſetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik ſeyn? —

Die Poeſie iſt der Held der Philoſophie. Die Philoſophie erhebt die Poeſie zum Grundſatz, ſie lehrt uns den Werth der Poeſie kennen. Philoſophie iſt die Theorie der Poeſie; ſie zeigt uns, was die Poeſie ſey, daß ſie Eins und Alles ſey. —

Die Trennung von Philoſoph und Dichter iſt nur ſcheinbar und zum Nachtheil beyder. Es iſt ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Conſtitution. —

Philoſophie klingt wie Poeſie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poeſie, ferne Berge, ferne Menſchen, ferne Begebenheiten u. ſ. w. (Alles wird romantiſch) daher ergiebt ſich unſre urpoetiſche Natur, Poeſie der Nacht und Dämmerung.

Es giebt eine ſymptomatiſche und eine genetiſche Nachahmung. Die letzte iſt allein lebendig, ſie ſetzt die innigſte Vereinigung der Einbildungskraft und des Verſtandes voraus.

Achte poetiſche Charaktere ſind ſchwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es ſind gleichſam verſchiedene Stimmen und Inſtrumente. Sie müſſen allgemein und doch eigenthümlich, beſtimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll ſeyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerſt ſelten Charaktere, ſie ſind ſo ſelten wie gute Schauſpieler. Viele Menſchen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenſchen, die Alltäglichen von den Charakteren wohl unterſcheiden. Der Charakter iſt durchaus ſelbſtthätig. —

Das Lächerliche iſt eine Miſchung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden geſucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei dieſem Streben und Gefühl unwillkührlich beabſichtigen, iſt allerdings etwas ſehr Hohes, aber das zu frühe Greifen darnach iſt um deswillen äußerſt ungeſchickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiſte und richtige Zeichnung ſelbſterfundner Gegenſtände und Geſchichten fähig wird, freies Gemüth in eine ſcheinbare Weltcopey zu legen. —

Es iſt eine unangenehme Empfindung, bei einem beſtimmten Endzweck überflüſſige Worte zu hören, und da die Poeſie nichts als ein gebildeter Überfluß, ein ſich ſelbſt

bildendes Weſen iſt, ſo muß die Poeſie recht zuwider werden, wenn man ſie am unrechten Orte ſieht, und wenn ſie raiſonniren und argumentiren, und überhaupt eine ernſthafte Mine annehmen will; dann iſt ſie nicht mehr Poeſie. —

Je perſönlicher, locaker, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht iſt, deſto näher ſteht es dem Centro der Poeſie. Ein Gedicht muß ganz unerſchöpflich ſeyn, wie ein Menſch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Muſik ſetzt, warum ſetzt man ſie nicht in Poeſie? —

Das Theater iſt die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drey Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraustritt und ſofort? —

Das lyriſche Gedicht iſt das Ehor im

Drama des Lebens, der Welt. Die lyrischen Dichter sind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemischtes Chor. —

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können theils allegorisch, theils Poesie der Geschichte seyn. In wenige einfache Gespräche wird die Zeit gedrängt, die local, personell und temporell sind. —

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinn: alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen, ein Lustspiel. Das Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte, so wie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben. —

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyra und Drama. Es sind unzertrennliche Elemente, die in jedem freier

Kunſtweſen zuſammen und nur, nach Beſchaffenheit, in verſchiedenen Verhältniſſen geeinigt ſind. —

Die Kunſt auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik.

Der Roman iſt gleichſam die freie Geſchichte; gleichſam die Mythologie der Geſchichte. —

Das Leben iſt etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker ſtudirt das Leben, wie der Mahler, Muſiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie ſorgfältiges Studium von Farbe, Geſtaltung, Ton und Kraft den Mahler, Muſiker und Mechaniker. —

Der Roman iſt völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läßt ſich freilich

als eine Combination untergeordneter Künſte betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunſt uneigentlich zu reden, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn: werden dieſe Künſte gut verbunden und mit Geſchmack angewandt, ſo wird man das Product Gedicht nennen müſſen. Wir ſind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchſten, der eigentlichen eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Nahmen eines Gedichts zu geben. — Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erſt dem dichteriſch geſtimmten, oder dem Verfaſſer Gedicht, was es ſonſt nicht iſt. —

Das Individuum wird das vollkommenſte, das reinſyſtematiſche ſeyn, das nur durch einen einzigen Zufall individualiſirt iſt, z. B. durch ſeine Geburt. In dieſem Zufalle muß

die ganze Reihe ſeiner Zufälle und Zuſtände determinirt ſeyn. — Ein Romanſchreiber macht eine Art von Bouts rimés, der aus einer gegebenen Menge von Zufällen und Situationen eine wohlgeordnete, geſetzmäßige Reihe macht, der Ein Individuum zu Einem Zweck durch alle dieſe Zufälle zweckmäßig hindurch führt. Ein eigenthümliches Individuum muß er haben, das die Begebenheiten beſtimmt und von ihnen beſtimmt wird. Dieſer Wechſel, oder die Veränderungen eines Individuums in einer continuirlichen Reihe, machen den intereſſanten Stoff eines Romans aus. Ein Romandichter kann auf mancherlei Art zu Werke gehn: er kann ſich z. B. erſt eine Menge Begebenheiten ausſinnen, und zu der Belebung dieſer ein Individuum erdenken; (eine Menge Reize, und zu dieſen eine beſondre, ſie mannichfach verändernde und ſpecificirende Conſti-

ſtitution) oder er kann ſich umgekehrt erſt ein Individuum einer Art feſtſetzen, und zu dieſem eine Menge Begebenheiten erfinden. Er kann alſo A) Begebenheiten und Individualitäten in Verbindung und zwar 1) entweder die Veränderungen der Begebenheiten, der Zufälle durch ein Individuum, oder 2) umgekehrt, die Veränderungen des Individuums durch die Begebenheiten, oder 3) beide wechſelſeitig ſich verändernd; oder B) beide unabhängig von einander, und zwar 1) ſich durchkreuzend, 2) parallel, 3) gänzlich getrennt, darſtellen. Die Begebenheiten können aber 1) entweder zuſammenhängende Handlungen eines vernünftigen Weſens, (hieher gehört auch das Faktum) oder iſolirte Zufälle, oder beides vermiſcht ſeyn. Sind ſie das Erſte, ſo wird B 1. Darſtellung eines Kampfs, B 2. Darſtellung einer Gemeinſchaft, B 3. Darſtellung doppelter Welten,

die höchſtens mahleriſchen poetiſchen Zuſammenhang haben, ſeyn. Sind ſie das Zweyte, ſo wird B 1. Kampf mit dem Unglück, B 2. Gemeinſchaft mit dem Glück, B 3. wie beym Erſten ſeyn. Die Regeln des Dritten ergeben ſich aus den beiden erſten. Wenn man weiß, welche Claſſe dieſer verſchiedenen Darſtellungen der Dichter gewählt hat, ſo muß ſich alles darin aus dieſem Begriffe deduciren und rechtfertigen laſſen. Einheit muß jede Darſtellung haben, wenn ſie Eine Darſtellung, Ein Ganzes ſeyn will, und nicht etwa aus Princip im Großen geſtaltlos und nur im Einzelnen poetiſch geſtaltet ſeyn will, dann aber iſt ſie auch in ſo fern kein Kunſtwerk, ſondern eine Sammlung von Kunſtfragmenten. — Je größer der Dichter iſt, deſto weniger Freiheit erlaubt er ſich, deſto philoſophiſcher iſt er. Er begnügt ſich mit der willkührlichen Wahl des erſten

Moments, und entwickelt nachher nur die Anlagen dieſes Keims, bis zu ſeiner Auflöſung. Jeder Keim iſt eine Diſſonanz, ein Mißverhältniß, das ſich erſt nach gerade ausgleichen ſoll. Dieſer erſte Moment begreift die Wechſelglieder in einem Verhältniß, welches nicht ſo bleiben kann; ſo im Meiſter: Sinn für ſchöne Kunſt und Geſchäftsleben ſtreiten ſich um ihn, dies kann unmöglich bleiben, Schönheit und Nutzen ſind die Göttinnen, die ihm einigemal unter verſchiedenen Geſtalten auf Scheidewegen erſcheinen. Endlich kommt Natalie, die beiden Wege und die beiden Geſtalten fließen in Eins. — Durch die Annahme mehrerer willkührlichen Punkte, die er zu verbreiten ſuchen muß, erleichtert ſich der Dichter, ſo paradox es auch ſcheint, ſeine Arbeit. Ein ſolches Bout rimé auszufüllen, iſt in der That leichter, als a priori aus dem einfachen

Kern die dazu gehörige mannichfaltige Reihe ſtreng zu entwickeln. —

Die Schreibart des Romans muß kein Continuum, es muß ein in jedem Perioden gegliederter Bau ſeyn. Jedes kleine Stück muß etwas abgeſchnittenes, begränztes, ein eignes Ganze ſeyn. —

Die Gegenſtände des Romantiſchen müſſen, wie die Töne der Aeolsharfe daſeyn, auf einmal, ohne Veranlaſſung, ohne ihr Inſtrument zu verrathen. —

Alle Zufälle unſers Lebens ſind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geiſt hat, macht viel aus ſeinem Leben. Jede Bekanntſchaft, jeder Vorfall, wäre für den durchaus geiſtigen erſtes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans. —

Sollte der Roman alle Gattungen des Styls in einer durch den gemeinſamen Geiſt

verſchiedentlich gebundenen Folge begreifen? —

Welche unerſchöpfliche Menge von Materialien zu neuen individuellen Combinationen liegt nicht umher? Wer einmal dieſes Geheimniß errathen hat, der hat nicht mehr nöthig, als den Entſchluß der unendlichen Mannichfaltigkeit und ihrem bloßen Genuſſe zu entſagen und irgendwo anzufangen. Aber dieſer Entſchluß koſtet das freie Gefühl einer unendlichen Welt, und fodert die Beſchränkung auf eine einzelne Erſcheinung derſelben. Sollten wir vielleicht einem ähnlichen Entſchluſſe unſer irdiſches Daſeyn zuzuſchreiben haben? —

Es laſſen ſich Erzählungen ohne Zuſammenhang, jedoch mit Aſſociation, wie Träume, denken; Gedichte, die bloß wohlklingend und voll ſchöner Worte ſind, aber auch ohne allen Sinn und Zuſammenhang, höch-

ſtens einzelne Strophen verſtändlich, wie Bruchſtücke aus den verſchiedenartigſten Dingen. Dieſe wahre Poeſie kann höchſtens einen allegoriſchen Sinn im Großen, und eine indirecte Wirkung, wie Muſik haben. Darum iſt die Natur ſo rein poetiſch, wie die Stube eines Zauberers, eines Phyſikers, eine Kinderſtube, eine Polter- und Vorrathskammer. —

Ein Mährchen iſt wie ein Traumbild ohne Zuſammenhang. Ein Enſemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine muſikaliſche Fantaſie, die harmoniſchen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur ſelbſt. —

In einem ächten Mährchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und unzuſammenhängend ſeyn, alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geiſterwelt gemiſcht ſeyn: hier tritt die Zeit der allgemeinen

Anarchie, der Geſetzloſigkeit, Freiheit, der Naturſtand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Dieſe Zeit *vor* der Welt liefert gleichſam die zerſtreuten Züge der Zeit *nach* der Welt, wie der Naturſtand ein ſonderbares Bild des ewigen Reichs iſt. Die Welt des Mährchens iſt die, der Welt der Wahrheit durchaus entgegen geſetzte, und eben darum ihr ſo durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich iſt. — In der *künftigen* Welt iſt alles wie in der *ehemaligen*, und doch durchaus anders; die künftige Welt iſt das vernünftige Chaos; das Chaos, das ſich ſelbſt durchdrang, das in ſich und außer ſich iſt. — Das ächte Mährchen muß zugleich prophetiſche Darſtellung, idealiſche Darſtellung, abſolut nothwendige Darſtellung ſeyn. Der ächte Mährchendichter iſt ein Seher der Zukunft. —

Der erste Mensch ist der erste Geisterseher, ihm erscheint alles als Geist. Was sind Kinder anders, als erste Menschen? Der frische Blick des Kindes ist überschwenglicher, als die Ahndung des entschiedensten Sehers. —

Es liegt nur an der Schwäche unsrer Organe und der Selbstberührung, daß wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken. Alle Mährchen sind nur Träume von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgend ist. Die höhern Mächte in uns, die einst als Genien unsern Willen vollbringen werden, sind jetzt Musen, die uns auf dieser mühseligen Laufbahn mit süßen Erinnerungen erquicken. —

Die Sieste des Geisterreichs ist die Blumenwelt. In Indien schlummern die Menschen noch immer, und ihr heiliger Traum

ist kein Garten, den Zucker und Milch umschließen. — —

Die Bibel fängt herrlich mit dem Paradiese, dem Symbol der Jugend an, und schließt mit dem ewigen Reiche, mit der heiligen Stadt. Auch ihre zwei Hauptbestandtheile sind ächt großhistorisch. (In jedem großhistorischen Gliede muß gleichsam die große Geschichte symbolisch verjüngt liegen.) Der Anfang des neuen Testamentes ist der zweite, höhere Sündenfall, (Sünde, was gesühnt werden muß) und der Anfang der neuen Periode. Die Geschichte eines jeden Menschen soll eine Bibel seyn. Christus ist der neue Adam. Eine Bibel ist die höchste Aufgabe der Schriftstellerei. —

Höchst sonderbar ist die Ähnlichkeit unsrer heiligen Geschichte mit Mährchen, anfänglich eine Bezauberung, dann die wunderbare Versöhnung u. s. w. die Erfüllung der Verwünschungs-

bedingung. Wahnſinn und Bezauberung haben viel Ähnliches. Ein Zauberer iſt ein Künſtler des Wahnſinns. —

Die Geſchichte Chriſti iſt eben ſo gewiß ein Gedicht wie eine Geſchichte: und überhaupt iſt nur die Geſchichte eine Geſchichte, die auch Fabel ſeyn kann. —

Myſtiſcher Glaube an das, was einmal da iſt, das Alte, Bekannte, und myſtiſche Hofnung und Freude auf alles, was da kommen ſoll, das Neue, Unbekannte, dies ſind zwei ſehr wichtige Charakterzüge der bisherigen Menſchheit. —

Ob das Menſchengeſchlecht progrediendo geht, iſt eine ſonderbare, unbeantwortliche philoſophiſche Frage; warum fragt man nicht auch: verändert ſich das Menſchengeſchlecht? Dieſe Frage iſt höher. Aus der Veränderung läßt ſich erſt ein Schluß auf die Verbeſſerung oder Verſchlimmerung ziehn. —

Nur wenn wir uns, als Menſchen, mit andern Vernunftweſen vergleichen könnten, würden wir wiſſen, was wir eigentlich ſind, auf welcher Stelle wir ſtehn. —

Der Gegenſatz von Leib und Geiſt iſt einer der allermerkwürdigſten und gefährlichſten. In der Hiſtorie hat er eine große Rolle geſpielt. —

Die Natur iſt lauter Vergangenheit, ehemalige Freiheit, daher durchaus Boden der Geſchichte. —

Jetzt regt ſich nur hie und da Geiſt: wann wird der Geiſt ſich im Ganzen regen? Wann wird die Menſchheit in Maſſe ſich ſelbſt zu beſinnen anfangen? —

Die Körperwelt iſt die proſaiſche. Der bloße (rohe) Raum iſt Anfangspoem; Endpoem wird der gebildete Raum ſeyn. Natürlicher Raum, — künſtlicher Raum. Ein Körper iſt ein conſonirter Raum. Der ferne

Körper löſet ſich wieder in Raum auf, verſchwindet in Raum. Alles ſoll wieder Raum werden. (Körper - Schema. — Weltkugel.) Schema der Züge oder Ströme. — Weltkugelfluß. Zug der Ströme dem Körper entgegengeſetzt — Bewegung. Die conſonirte Bewegung der Zeit iſt die wirkliche Bewegung. Ferne Bewegung löst ſich wieder in abſolute Bewegung auf. Wo Körper iſt, iſt Raum nicht. Wo Bewegung iſt, iſt Zeit nicht. Alle Ströme und Bewegungen ſollen Zeit (Ewigkeit) werden. Rohe Zeit, — gebildete Zeit. Die Zeit dauert abſolut. Alle Ströme ſollen dauernd, alle Körper durchdringlich werden. —

Der jetzige Himmel und die jetzige Erde ſind proſaiſcher Natur, es iſt die Weltperiode des Nutzens. Das Weltgericht iſt der Anfang der neuen, gebildeten, poetiſchen Periode. —

Über den gegenwärtigen Moment, oder den immerwährenden Erſtarrungs-Proceß der irdiſchen Zeit. — Sie hat eine ſonderbare Lebensflamme. Die Zeit macht alles, wie ſie auch alles zerſtört, bindet, trennt. — Natur der Erinnerung. Seelenflamme. Beſonderes Leben der Seele. Innere Lebensweiſe. Der Erſtarrungs-Proceß. — Dies rührt von der Berührung einer zweiten Welt, eines zweiten Lebens her, wo alles entgegen geſetzt iſt. — Wir ſpringen wie ein elektriſcher Funken in die andre Welt hinüber. Zunahme der Capacität. Tod iſt Verwandlung, Verdrängung des Individual-Princips, das nun eine neue haltbarere fähigere Verbindung eingeht. —

Unſre Welt iſt das, was ſie iſt, als Glied des Univerſalweltſyſtems, ihre Veränderungen werden mit durch die Veränderungen des großen Syſtems beſtimmt. — Je

mannichfacher etwas individualiſirt iſt, deſto mannichfacher iſt ſeine Berührung mit andern Individuen, deſto veränderlicher ſeine Gränze und Nachbarſchaft. —

Ein unendlich charakteriſtiſches Individuum iſt Glied eines Infinitoriums. So unſre Welt. Sie gränzt an unendliche Welten und doch vielleicht nur an Eine. Die Welt im Ganzen hat auch nur Eine Welt gegen ſich über, Himmel und Erde. —

Manche haben mehr eine räumliche Perſonalität, andre mehr eine zeitliche. Sollte dies der Unterſchied unter Helden und Künſtlern ſeyn? —

Der Buchſtabe iſt, was ein Tempel oder Monument iſt, ohne Bedeutung iſt er freilich todt. Es giebt geiſtvolle Hiſtoriker des Buchſtabens, philologiſche Antiquare. Der Antiquar iſt eigentlich ein Reſtaurator des Buchſtabens, ein Auferwecker deſſelben. —

Glück iſt Talent für die Hiſtorie, oder das Schickſal. Der Sinn für Begebenheiten iſt der prophetiſche, und Glück iſt der divinatoriſche Inſtinct. (Die Alten rechneten daher mit Recht das Glück eines Menſchen zu ſeinen Talenten.) Es giebt eine divinatoriſche Luſt. Der Roman iſt aus Mangel der Geſchichte entſtanden. —

Wo Kinder ſind, da iſt ein goldenes Zeitalter. —

Es fehlt uns nicht an Gelegenheit, Menſchen außer der Welt, und zwar vor und nach der Welt zu betrachten, zu Menſchen und nicht zu Menſchen beſtimmte Stamina: jenes Kinder, dieſes Alte. —

Manchen fehlt es an Gegenwart des Geiſtes, dafür haben ſie mehr Zukunft des Geiſtes. —

Beinah alles Genie war bisher einſeitig. Reſultat einer krankhaften Conſtitution. Die

eine Klaſſe hat zu viel äußern, die andre zu viel innern Sinn. Selten gelung der Natur ein Gleichgewicht zwiſchen beiden, eine vollendete genialiſche Conſtitution. Durch Zufälle entſtand oft eine vollkommene Proportion, aber nie konnte dieſe von Dauer ſeyn, weil ſie nicht durch den Geiſt aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bei glücklichen Augenblicken. Das erſte Gefühl, daß ſich ſelbſt durchdrang, fand hier den typiſchen Keim einer unermeßlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigſte in der Weltgeſchichte ſeyn mußte, denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menſchheit, und auf dieſer Stufe wird erſt wahre Geſchichte aller Art möglich: denn der Weg, der bisher zurück gelegt wurde, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares Ganze aus. Jene Stelle außer der Welt iſt gegeben,

ben, und Archimedes kann nun ſein Verſprechen erfüllen. —

Die Geſchichte erzeugt ſich ſelbſt. Erſt durch Verknüpfung der Vergangenheit und Zukunft entſteht ſie. So lange jene nicht feſt gehalten wird durch Schrift und Satzung, kann dieſe nicht nutzbar und bedeutend werden. — Die Menſchen gehn viel zu nachläſſig mit ihren Erinnerungen um. —

Eine Geſchichte iſt ein eigenthümliches Produkt des Verſtandes und des Willens, ohne deren Zuthun giebt es keine Geſchichte, durch ſie kann aber alles zur Geſchichte, zum Beiſpiel, zum Bilde eines Geſetzes werden. —

Der Geſchichtſchreiber organiſirt hiſtoriſch: Weſen. Die Data der Geſchichte ſind die Maſſe, welcher der Geſchichtſchreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin ſteht auch die Geſchichte unter den Grundſätzen der Be-

lebung und Organiſation überhaupt, und bevor nicht dieſe Grundſätze da ſind, giebt es auch keine ächten hiſtoriſchen Kunſtgebilde, ſondern nichts als hie und da Sputen zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat. —

Unſre alte Nationalität war, wie mich dünkt, ächt römiſch. Natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entſtanden; und ſo wäre der Name, römiſches Reich, warlich ein artiger, ſinnreicher Zufall. Deutſchland iſt Rom, als Land. Ein Land iſt ein großer Ort mit ſeinen Gärten. Das Kapitol ließe ſich vielleicht nach dem Gänſegeſchrey vor den Galliern beſtimmen. Die inſtinctartige Univerſalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im Deutſchen Volk. Das Beſte, was die Franzoſen bey der Revolution gewonnen haben, iſt eine Portion Deutſchheit. —

Deutſche giebt es überall. Germanität iſt ſo wenig wie Romanität oder Gräcität auf einen beſondern Staat eingeſchränkt. Es ſind allgemeine Menſchenhataktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden ſind. Deutſchheit iſt ächte Populatität, und darum ein Ideal. —

Jede Perſon, die aus Perſonen beſteht, iſt eine Perſon in der zweyten Potenz, oder ein Genius. In dieſer Beziehung darf man wohl ſagen, daß es keine Griechen, ſondern nur einen Griechiſchen Genius gegeben hat. Ein gebildeter Grieche war nur ſehr mittelbar, und nur zu einem ſehr geringen Theil ſein eignes Werk. Daher erklärt ſich die große Individualität der griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, wobey doch nicht zu läugnen iſt, daß an einigen Gränzen Ägyptiſcher und orientaliſcher Myſticismus ſie angegriffen und moderniſirt hat. —

Die Forderung, die gegenwärtige Welt für die beſte zu halten, iſt ganz der gleich, meine mir angetraute Frau für die beſte und einzige zu halten, und ganz für ſie und in ihr zu leben. Es giebt noch viele ähnliche Forderungen und Anſprüche, deren Anerkennung der zur Pflicht macht, der einen für immer entſchiedenen Reſpect vor allem hat, das geſchehen iſt, der hiſtoriſch religiös iſt, der abſolute Gläubige und Myſtiker der Geſchichte überhaupt, der ächte Liebhaber des Schickſals. Das Fatum iſt die myſtificirte Geſchichte. Jede willkührliche Liebe, in der bekannten Bedeutung, iſt eine Religion, die nur Einen Apoſtel, Einen Evangeliſten und Anhänger hat und haben, und Wechſelreligion ſeyn kann, aber nicht zu ſeyn braucht. —

Es giebt eine Reihe idealiſcher Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft.

Selten fallen ſie zuſammen. Menſchen und Zufälle modificiren gewöhnlich die idealiſche Begebenheit, ſo daß ſie unvollkommen erſcheint, und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen ſind. So bei der Reformation. Statt des Proteſtantismus kam das Lutherthum hervor. —

Was bildet den Menſchen, als ſeine Lebensgeſchichte? Und ſo bildet den großartigen Menſchen nichts, als die Weltgeſchichte.

Manche Menſchen leben beſſer mit der vergangenen Zeit und der zukünftigen, als mit der gegenwärtigen.

Auch iſt die Gegenwart gar nicht verſtändlich, ohne die Vergangenheit, und ohne ein hohes Maaß von Bildung, eine Sättigung mit den höchſten Producten, mit dem gediegenſten Geiſt des Zeitalters und der Vorzeit, und einer Verdauung, woraus

der menſchlich prophetiſche Blick entſteht, deſſen der Hiſtoriker, der thätige, idealiſtiſche Bearbeiter der Geſchichtsdaten nicht ſo entbehren kann, wie der grammatiſche und rhetoriſche Erzähler. —

Eine gewiſſe Einſamkeit ſcheint dem Gedeihen der höheren Sinne nothwendig zu ſeyn, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menſchen mit einander manchen heiligen Keim erſticken, und die Götter, die den unruhigen Tumult zerſtreuter Geſellſchaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verſcheuchen. —

Die Geſellſchaft der Jeſuiten wird ewig ein Muſter aller Geſellſchaften ſeyn, die eine organiſche Sehnſucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen, aber auch ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügſten Unternehmungen vereitelt, und der natürliche Wachsthum des ganzen Geſchlechts unaufhaltſam den künſtlichen

Wachsthum eines Theils unterdrückt. Alles Einzelne für ſich hat ein eignes Maaß von Fähigkeit, nur die Capacität des Geſchlechts iſt unermeßlich. Alle Plane müſſen fehlſchlagen, die nicht auf alle Anlagen des Geſchlechts vollſtändig angelegte Plane ſind. —

Evolutionen ſind der Stoff der Geſchichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird ſie bei einem künftigen Verſuche erreichen, oder bey einem abermaligen. Vergänglich iſt nichts, was die Geſchichte ergriff. Aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Geſtalten wieder hervor. —

Aus Inſtinkt iſt der Gelehrte Feind der Geiſtlichkeit nach alter Verfaſſung; der Gelehrte und der geiſtliche Stand müſſen Vertilgungskriege führen, wenn ſie getrennt ſind, denn ſie ſtreiten um Eine Stelle. Dieſe Trennung that ſich nach der Reformation

beſonders in ſpätern Zeiten mehr hervor, und die Gelehrten gewannen deſto mehr Feld, je mehr ſich die Geſchichte der Europäiſchen Menſchheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrſamkeit näherte, und Wiſſen und Glauben in eine entſchiednere Oppoſition traten. Im Glauben ſuchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wiſſen hoffte man ſie zu heben. Überall litt der heilige Sinn unter den mannichfachen Verfolgungen ſeiner bisherigen Art, ſeiner zeitigen Perſonalität. Das Reſultat der modernen Denkungsart nannte man Philoſophie, und rechnete alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich alſo jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Perſonalhaß gegen den katholiſchen Glauben ging allmählich in Haß gegen die Bibel, gegen den chriſtlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über.

Noch mehr, der Religionshaß dehnte ſich ſehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenſtände des Enthuſiasmus aus, verketzerte Fantaſie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunſtliebe, Zukunft und Vorzeit, ſetzte den Menſchen in der Reihe der Naturweſen mit Noth oben an, und machte die unendliche ſchöpferiſche Muſik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben und auf ihm ſchwimmend, eine Mühle an ſich, ohne Baumeiſter und Müller, und eigentlich ein ächtes Perpetuum mobile, eine ſich ſelbſt mahlende Mühle ſey. Ein Enthuſiasmus ward großmüthig dem armen Menſchengeſchlechte übrig gelaſſen, und als Prüfſtein der höchſten Bildung jedem Actionär derſelben unentbehrlich gemacht, der Enthuſiasmus für dieſe herrliche, großartige Philoſophie, und insbeſondere für ihre Prieſter und Myſtagogen.

Frankreich war ſo glücklich, der Schooß und Sitz dieſes neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wiſſen zuſammengeklebt war. So verſchrien die Poeſie in dieſer neuen Kirche war, ſo gab es doch einige Poeten darunter, die des Effects wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichtes ſich bedienten, aber dabey in Gefahr kamen das neue Weltſyſtem mit altem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die ſchon warmgewordenen Zuhörer ſogleich wieder mit kaltem Waſſer zu begießen. Die Mitglieder waren raſtlos beſchäftigt, die Natur, den Erdboden, die menſchliche Seele und die Wiſſenſchaften von der Poeſie zu ſäubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menſchen durch Sarkasmen zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen ſeines

mathematiſchen Gehorſams und ſeiner Frechheit ihr Liebling geworden, ſie freuten ſich daß es ſich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben geſpielt hätte, und ſo benannten ſie nach ihm ihr großes Geſchäft, Aufklärung. In Deutſchland betrieb man dieſes Geſchäft gründlicher, man reformirte das Erziehungsweſen, man ſuchte der alten Religion einen neueren vernünftigeren gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle ſorgfältig von ihr abwuſch; alle Gelehrſamkeit ward aufgeboten um die Zuflucht zur Geſchichte abzuſchneiden, indem man die Geſchichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemählde zu veredeln ſich bemühte; Gott wurde zum müſſigen Zuſchauer des großen rührenden Schauſpiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feyerlich bewirthen

und bewundern ſollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt und zu jenem gebildeten Enthuſiasmus erzogen, und ſo entſtand eine neue Europäiſche Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade daß die Natur ſo wunderbar und unbegreiflich, ſo poetiſch und unendlich blieb, allen Bemühungen ſie zu moderniſiren, zum Trotz. Duckte ſich ja irgendwo ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und ſonſt auf, ſo wurde ſogleich von allen Seiten Lärm geblaſen, und wo möglich der gefährliche Funke durch Philoſophie und Witz in der Aſche erſtickt. Dennoch war Toleranz das Loſungswort der Gebildeten, und beſonders in Frankreich gleichbedeutend mit Philoſophie. Höchſt merkwürdig iſt dieſe Geſchichte des modernen Unglaubens und der Schlüſſel zu allen ungeheuren Phänomenen der neuern Zeit. Erſt in dieſem Jahrhunderte und beſonders in ſei-

ner letzten Hälfte beginnt ſie, und wächſt in kurzer Zeit zu einer unüberſehlichen Größe und Mannichfaltigkeit. Eine zweyte Reformation, eine umfaſſendere und eigenthümlichere war unvermeidlich, und mußte das Land zuerſt treffen, das am meiſten moderniſirt war, und am längſten aus Mangel an Freyheit im aſtheniſchen Zuſtande gelegen hatte. Längſt hätte ſich das überirdiſche Feuer Luft gemacht, und die klugen Aufklärungs-Plane vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß denſelben zu Statten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwieſpalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer ganzen Genoſſenſchaft entſtand, mußte ſie wieder, als drittes tonangebendes und vermittelndes Glied hervortreten, und dieſen Hervortritt muß nun jeder Freund derſelben anerkennen und verkündigen, wenn er noch

nicht merklich genug ſeyn ſollte. Daß die Zeit der Auferſtehung gekommen iſt, und gerade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu ſeyn ſchienen, und ihren Untergang zu vollenden dröhten, die günſtigſten Zeichen ihrer Regeneration geworden ſind; dies kann einem hiſtoriſchen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie iſt das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Poſitiven hebt ſie ihr glorreiches Haupt, als neue Welrſtifterin empor. Wie von ſelbſt ſteigt der Menſch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet, die höhern Organe treten von ſelbſt aus der allgemeinen gleichförmigen Miſchung und vollſtändigen Auflöſung aller menſchlichen Anlagen und Kräfte als der Urkern der irdiſchen Geſtaltung zuerſt heraus. Der Geiſt Gottes ſchwebt über dem Waſſer und ein himmliſches Eiland wird

als Wohnſtätte der neuen Menſchen, als Stromgebiet des ewigen Lebens zuerſt ſichtbar über den zurückſtrömenden Wogen. Ruhig und unbefangen betrachte der ächte Beobachter die neuen, ſtaatsumwälzenden Zeiten. Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Syſyphus vor? Jezt hat er die Spize des Gleichgewichts erreicht, und ſchon rollt die mächtige Laſt auf der andern Seite wieder herunter. Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel ſie auf der Höhe ſchwebend erhält. Alle eure Stüzen ſind zu ſchwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnſucht an die Höhen des Himmels, gebt ihm eine Beziehung aufs Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm, und werdet eure Bemühungen reichlich belohnt ſehen. An die Geſchichte verweiſe ich euch, forſcht in ihrem

belehrenden Zusammenhange nach ähnlichen Zeitpunkten, und lernt den Zauberstab der Analogie gebrauchen.

Soll die Revolution die Französische bleiben, wie die Reformation die Lutherische war? Soll der Protestantismus abermals widernatürlicher Weise, als revolutionäre Regierung, fixirt werden? Sollen Buchstaben, Buchstaben Platz machen? Sucht ihr den Keim des Verderbens auch in der alten Einrichtung, dem alten Geiste? und glaubt euch auf eine bessere Einrichtung, einen bessern Geist zu verstehn? O! daß der Geist der Geister euch erfüllte und ihr abließ: von diesem thörichten Bestreben, die Geschichte und die Menschheit zu modeln und eure Richtung ihr zu geben. Ist sie nicht selbstständig, nicht eigenmächtig, so gut wie unendlich liebenswerth und weißagend? Sie zu studiren, ihr nachzugehn, von ihr zu lernen, mit ihr

gleichen

gleichen Schritt zu halten, gläubig ihren Verheißungen und Winken zu folgen, daran denkt keiner. In Frankreich hat man viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen, und ihr bloß das Recht der Hausgenossenschaft gelassen hat, und zwar nicht in Einer Person, sondern in allen ihren unzähligen Individualgestalten. Als eine fremde, unscheinbare Waise muß sie erst die Herzen wieder gewinnen, und schon überall geliebt seyn, ehe sie wieder öffentlich angebetet, und in weltliche Dinge zur freundschaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemischt wird. —

Wo keine Götter sind, walten Gespenster. —

Alles, was in der neuesten Zeit in Deutschland geschehen ist, sind nur noch Andeutungen, unzusammenhängend und roh, aber sie verrathen dem historischen Auge eine

universelle Individualität, eine neue Geschichte, eine neue Menschheit; die süßeste Umarmung einer jungen überraschten Kirche und eines liebenden Gottes, und das innige Empfängniß eines neuen Messias in ihren tausend Gliedern zugleich. Wer fühlt sich nicht mit süßer Scham unter Hoffnung? Das Neugebohrne wird das Abbild seines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetische, wunderthätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit seyn, eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein ächter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt, nicht gesehen werden kann, und unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brodt und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Gesang vernommen, und mit himmlischer Wollust als Tod, unter

den höchſten Schmerzen der Liebe, in das Innere des verbrauſenden Leibes aufgenommen wird. —

Frankreich verſieht einen weltlichen Proteſtantismus. Sollten auch weltliche Jeſuiten nun entſtehn, und die Geſchichte der letzten Jahrhunderte erneuert werden?

Wie wenn auch hier, wie in den Wiſſenſchaften, eine nähere und mannichfaltigere Connexion und Berührung der europäiſchen Staaten zunächſt der hiſtoriſche Zweck des Krieges wäre, wenn eine neue Regung des bisher ſchlummernden Europa's ins Spiel käme, wenn Europa wieder erwachen wollte, wenn ein Staat der Staaten, eine politiſche Wiſſenſchaftslehre uns bevorſtände? Sollte etwa die Hierarchie, dieſe ſymmetriſche Grundfigur der Staaten, das Princip des Staatenvereins, als intellectuale Anſchauung des politiſchen Ichs, ſeyn?

Es iſt unmöglich, daß weltliche Kräfte ſich ſelbſt ins Gleichgewicht ſetzen, ein drittes Element, das weltlich und überirdiſch zugleich iſt, kann allein dieſe Aufgabe löſen. Unter den ſtreitenden Mächten kann kein Friede geſchloſſen werden, aller Friede iſt nur Illuſion, nur Waffenſtillſtand; auf dem Standpunkte der Cabinetter, des gemeinen Bewußtſeyns, iſt keine Vereinigung denkbar. Beyde Theile haben große nothwendige Anſprüche, und müſſen ſie machen, getrieben vom Geiſte der Welt und der Menſchheit. Beyde ſind unvertilgbare Mächte der Menſchenbruſt: hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geſchichtliche Verfaſſung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten, glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorſams; dort das entzückende Gefühl der Freyheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungs-

kreiſe, die Luſt am Neuen und Jungen, die zwangloſe Berührung mit allen Staatsgenoſſen, der Stolz auf menſchliche Allgemeingültigkeit, die Freude am perſönlichen Recht und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die Andre zu vernichten, alle Eroberungen wollen hier nichts ſagen, denn die innerſte Hauptſtadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen und läßt ſich nicht erſtürmen.

Wer weiß ob des Kriegs genug iſt, aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geiſtliche Macht darreichen kann. Es wird ſo lange Blut über Europa ſtrömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnſinn gewahr werden, der ſie im Kreiſe herum treibt, und von heiliger Muſik getroffen und beſänftigt zu ehmaligen Altären in bunter Vermiſchung treten, Worte des Friedens

vernehmen und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Thränen gefeyert wird.

Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken, und die Völker versöhnen, und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes friedenstiftendes Amt installiren. Haben die Nationen alles vom Menschen, nur nicht sein Herz, sein heiliges Organ? — —

Das Christenthum ist dreyfacher Gestalt. Eine ist, als Zeugungs-Element der Religion, als Freude an aller Religion. Eine, als Mittlerthum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brodt des ewigen Lebens zu seyn. Eine als Glauben an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drey, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer ein-

zigen, ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendiggewordnes Christenthum war der alte katholische Glauben, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als ächte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten, in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet, das alte Pabstthum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweytenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht

endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. — —